This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 3420.5

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of $25,000, established in 1909, the Income of which is used

"For the purchase of books for the Library"

Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 472. Band.

V. Serie. 72.

Neue transatlantiſche Bilder. Von Gabriel Ferry. Erſter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Neue

transatlantische Bilder

von

Gabriel Ferry,

Verfasser des „Waldläufers“, „der Pincheyras“
u. a. W. —

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

SA3420.5

HARVARD COLLEGE
APR 8 1914
LIBRARY.

G. F. PARKMAN FUND
(5 vols. in 2)

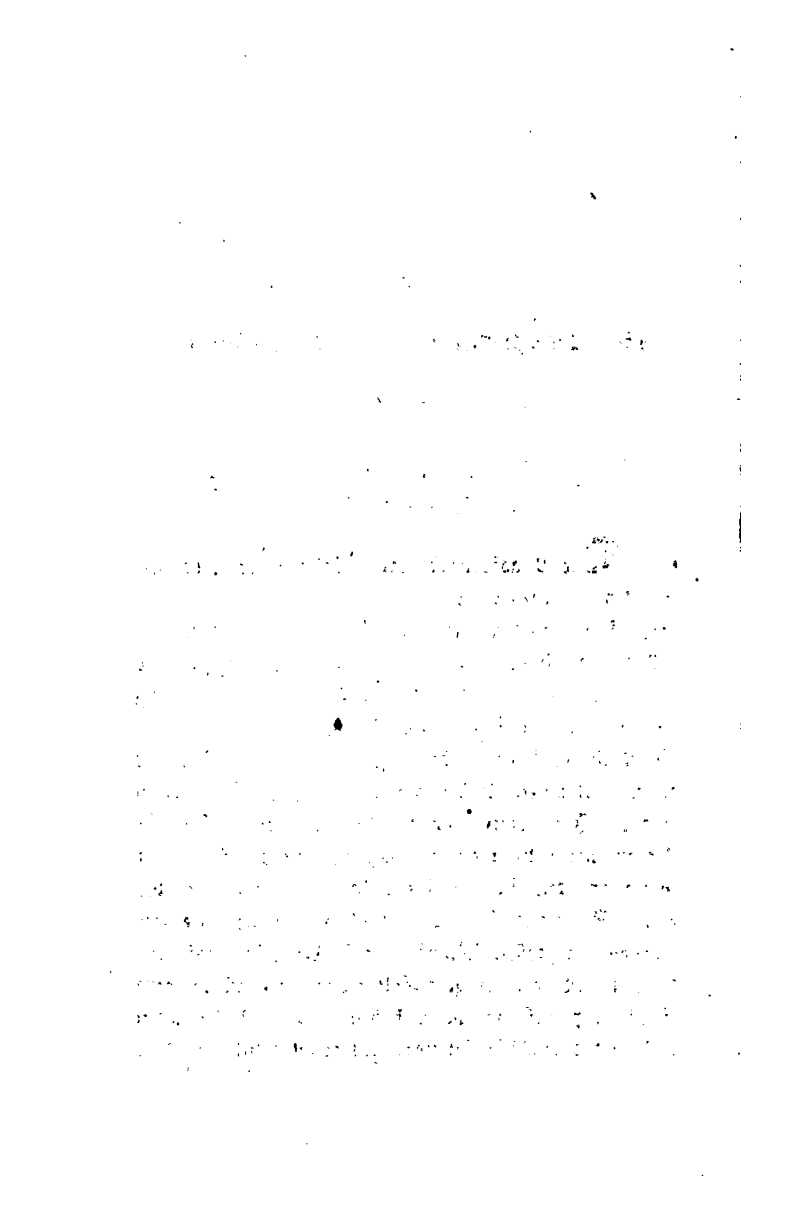
Neue transatlantiſche Bilder.

Erſter Theil.

I.

Cabecillas y Guerilleros.

Scenen des militairiſchen Lebens in Mexico.



I.

Der Hauptmann Ruperto Caſtannos.

1.

Die Brücke Calderons.

Der Unabhängigkeitskrieg hatte in Mexico eine jetzt ſehr aufgeklärte, aber durch ihre Sitten, wie durch ihre Erinnerungen ſehr alleinſtehende Bevölkerung gebildet, obgleich ſie ehemals die Angelegenheit des Staats kräftig vertheidigt hatte. Dieſer Theil der Bevölkerung beſtand aus den Guerrilleros oder Abenteurern jeder Art. Glücklich der Reiſende, der auf ſeinem Wege noch einige dieſer verlorenen Kinder der mexicaniſchen Revolution trifft! Ihre vertraulichen Mittheilungen werfen für ihn ein neues Licht auf eine Epoche, die gewiß eine der intereſſanteſten in der Geſchichte der Gegenwart des neuen Spaniens iſt. So oft ich wenigſtens dieſe Veteranen der großen Kämpfe von 1810 habe ausfragen können, ſind mir Dinge erzählt worden, die ſich meinem Gedächtniß tief eingeprägt haben. Unter dieſen alten Helden des Unabhängigkeitskrieges befindet ſich beſonders

Einer, in welchem sich alle die wilden Leidenschaften und abenteuernden Neigungen der mexicanischen Insurrectionsarmee personificirt zu haben schienen. Sein Leben wurde mir auf dem Schauplatz der Feldzüge von 1810 und 1811 selbst erzählt, und die Abenteuer, die mich mit dem Capitain Ruperto Castannos in Berührung brachten, waren in der That ein würdiges Vorspiel zu diesen Erzählungen. Deshalb will ich auch von den romanhaften Erinnerungen an diesen Abenteurer die Zufälle und Reiseseenen nicht trennen, in deren Mitte sich dieser seltsame Mann vor mir entfaltete.

Zwischen Mexico und Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco, nur wenige Stunden von der letzteren Stadt entfernt, breitet sich eine Ebene aus, auf welcher die blutigste Schlacht geliefert wurde, welche vielleicht je stattfand zwischen den Anhängern der mexicanischen Unabhängigkeit und den Kämpfern für Altspanien. Ein Bergstrom durchfließt von Osten nach Westen diese dürre Steppe, und verliert sich nach einem Laufe von drei Viertelstunden in dem Rio Tolotlan. Ueber diesen Bergstrom ist eine steinerne, aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke geschlagen: das ist die Brücke und der Fluß Calderon. Das eintönige Rauschen der Gewässer, welche in einer tiefen Schlucht hinfließen, das Geschrei der Adler, das Rauschen des vergilbten Grases, welches fernhin den Boden bedeckt, sind die einzigen Stimmen, welche jetzt das Schweigen

dieſes ungeheuren Kampfplatzes unterbrechen, auf welchem 100,000 Menſchen von Tagesanbruch bis zum Untergang der Sonne für die Unabhängigkeit ihres Landes fochten. Trotz des Intereſſes, das eine ſolche Erinnerung der Ebene Calderons geben könnte, halten ſich nur ſehr wenig Reiſende daſelbſt auf, die Mehrzahl fogar eilt wie im Fluge darüber hin. Freilich ſchweben noch ganz andere Erinnerungen, als dieſe hiſtoriſchen, über dieſem traurigen Orte, und mehr als eine unangenehme Begegnung weiht die Ufer des Calderonfluſſes dem gerechten Mißtrauen der mit Gepäck zu reichlich verſehenen Wanderer. Da ich zum Glück dieſer Gattung von Reiſenden nicht angehöre, gelobte ich mir, als ich Mexico verließ, den Schauplatz eines ſo denkwürdigen Kampfes mit Muße zu durchwandern und zu ſtudiren; ich hatte ſogar beſchloſſen, mein letztes Nachtlager vor Guadalajara in einem jener Jacales (Hütten) zu nehmen, welche längs dem Ufer des Waldſtroms vereinzelt liegen, und ich durfte die Ausführung dieſes Planes nicht bereuen.

Ich erreichte die Ebene von Calderon am Ende eines langen Tagemarſches. Ich wandte mich entſchloſſen nach einer unweit der Brücke errichteten Hütte, und den Eigenthümer dieſer armſeligen Wohnung verſuchte mir für mich und meinen Diener ein Nachteſſen, aber etwas dem Aehnliches, für unſere beiden Pferde ein hinreichendes Unterkommen und etwas Futter. Wir

bedurften nichts mehr, und nachdem ich abgestiegen war, wandte ich mich nach der Ebene, ohne mich weiter um die Fortschritte zu bekümmern.

Als erstes Denkmal der Schlacht von Calderon erblickte ich einige Schritte von dem Jacales, wo ich abgestiegen war, eine Art von Grabhügel, neben welchem sich ein vor Alter halb abgestorbener Gummibaum befand. Auf diesem Grabhügel und an den Zweigen des Gummibaumes waren zum Gedächtniß der zahlreichen Opfer der spanischen Grausamkeit mehrere, kleinere Kreuze errichtet. Ich ging weiter und befand mich bald mitten auf dem Kampfplatze der beiden Armeen. Ehe ich die Hauptstadt Mexico's verlassen, hatte ich einige spanische Berichte der letzten Revolutionen dieses Landes gelesen.

Unter dem Eindruck, den diese Schriften auf mich gemacht hatten, durchstrich ich das Schlachtfeld, wo so viele unerschrockene Gegner oder Vertheidiger der Herrschaft Madrids in Neu-Spanien ihr Grab gefunden hatten. Auf dem Schauplatze des Drama's selbst erinnerte ich mich ohne Schwierigkeit der Helden und der vornehmsten Thaten. Der mexicanische Freiheitskrieg hat, wie der von Troja, zehn Jahre gedauert und die Schlacht von Calderon kann als eine der bemerkenswerthesten Episoden dieses langen Krieges betrachtet werden, der noch immer seinen Homer erwartet. Nichts hat diesem heldenmüthigen Kampfe gefehlt. Spanier

und Insurgenten hoben den Tod mit gleicher Kühnheit getrotzt. Doch leuchte von Seiten der Mexicaner der Aberglaube mehr als einmal den Muth der Kämpfenden. Das Bildniß der heiligen Jungfrau stand, als Generalissimus gekrönt, an der Spitze der Freiheitsarmee. Priester und Mönche waren Generale oder Obersten. Ein Pfarrer, dessen Name berühmt geblieben ist, Hidalgo, übte auf diese fanatischen Schaaren einen fast dictatorischen Einfluß. Ihm zur Seite marschirten tapfere Führer, Allende, Aldama, Abasolo; auf Seiten der Spanier standen der unversöhnliche General Calleja und der stürmische Graf Cadena in den ersten Reihen. Auf beiden Seiten waren die Führer von gleichem Werth. Demungeachtet mußte die Mannszucht über die Unordnung den Sieg erringen und 6000 kriegsgeübte Spanier warfen 100,000 Mexicaner, die von unerfahrenen Führern in bunter Unordnung ins Gefecht getrieben wurden, in die Flucht.

Es giebt wenig spanische oder mexicanische Familien, denen der furchtbare Jahrestag dieser Schlacht, der 17. Januar 1811, nicht einen schmerzlichen Verlust zurückruft. Der Graf della Cadena ist eins der berühmtesten Opfer jenes traurigen Tages. Hingerissen von einer unversöhnlichen Wuth, wie sie nur der langdauernde Bürgerkrieg erweckt, verfolgte der Graf mit zwölf Dragonern die flüchtigen Mexicaner. Er kam nicht wieder zurück, aber man erkannte seinen Leichnam

unter denjenigen, welche die Ebene bedeckten. Niemand hatte sich in die Schaar der Insurgenten mit blutdürstigerem Eifer gestürzt. Die mexicanischen Führer waren übrigens diesem gewaltigen Gegner mit einer Kühnheit entgegengetreten, die eines besseren Loofes werth war. Auf einer der Anhöhen, von wo mein Blick über den Schauplatz der Schlacht hinstreifte, hatte Hidalgo während der Schlacht gestanden und die Bewegung seines ungeordneten Heeres geleitet. Hierher kamen seine Unterbefehlshaber, um ihre Instructionen zu holen, während 100 Kanonen gegen die Spanier donnerten; hier hatte auch der unerschrockene Pfarrer die Nachricht von der unerwarteten Niederlage erhalten. Sechzehn Monate vor dem Tage von Calderon, war Hidalgo noch Pfarrer von Dolores, ein unbedeutender Flecken, wenige Stunden von Guanajuato; Allende war Hauptmann in einem spanischen Regimente. Welchem verderblichen Geschick gehorchten sie, als sie in der Nacht des 16. Septembers 1810 im Flecken Dolores zuerst die Unabhängigkeit proclamierten? Und wie soll man jenen revolutionären Aufschwung erklären, der bei der Stimme Hidalgo's schnell, wie die Flamme, welche in das dürre Gras der Savanne geworfen wird, sich verbreitete? Wares nicht eine Art Wunder, daß in wenigen Tagen sich hunderttausend Menschen um zwei oder drei entschlossene Führer sammelten? Aber wie schnell verließ sie auch das Glück und wie furchtbar

mußten sie für ihre ersten Erfolge büßen! Dreimal schien sich der Sieg auf der Ebene von Calderon für die Insurgenten zu entscheiden; dreimal entschlüpfte er ihnen, bis endlich das Auffliegen eines Pulverkarrens ihre Niederlage entschied. Einige Haufen, unter dem Befehl von Allende und Abasolo, konnten einen ehrenvollen Rückzug ausführen und sich zu neuen Kämpfen bereit halten; aber der Verlust der Insurgenten war deshalb nicht weniger beträchtlich. Nach dem Ausdruck einer offiziellen Depesche blieb kein spanisches Bajonnet vom Blute ungeröthet. Wie in allen Bürgerkriegen, folgte das Gemetzel dem Kampfe, und es war fürchterlich.

Die meisten Führer der besiegten Armee hatten ein trauriges Ende. Hidalgo, Allende, Aldama fanden den Tod auf dem Schaffotte zu Chihuahua. Die Gebeine des ritterlichen Abasolo ruhen in einem Kerker. Cortes, der von einem Hirten zum Führer einer Armee sich aufschwang, wurde schmachvoll in Guanajuato an dem Galgen gehenkt, sein Leib in Stücke gehauen und an den vier Ecken der Stadt ausgestellt, während seine Genossen von den Spaniern begnadigt wurden. Andere Parteiführer waren dem Unglück bei Calderon glücklich entgangen, einige waren sogar zur Macht gelangt; aber wie viele Soldaten, wie viele unbekannte Helden waren untergegangen! In dem Augenblicke, wo dieser traurige Gedanke mich ergriff, war die Sonne dem Untergange

nahe. Das Rauschen des Waldstromes, das Rascheln des vom Winde bewegten hohen Grases, als die melancholischen Stimmen der Einöde erschienen mir noch traurigen und feierlichen, als gewöhnlich. Ich suchte das Bedürfniß, die peinlichen Eindrücke, die mich belasteten, von mir abzuschütteln und schlug den Weg nach meiner Herberge ein.

Die Hütte, die ich vor kaum einer Stunde einsam verlassen, hatte sich während meiner Abwesenheit schnell bevölkert. Ein halbes Dutzend mexicanischer Dragoner, leicht erkenntlich an ihrer rothen Uniform und gelbem Mantel, hatten ihre Pferde an den Stamm des mit Holzkreuzen beladenen Gummibaumes angebunden, und während der Zahn dieser Thiere dem vertrockneten Baume einige Ueberreste von Rinde zu entreißen versuchte, ruhten die Reiter trinkend auf der Schwelle des Hauses. Der Staub und der Schweiß der Pferde bezeugte, daß sie einen langen Ritt gemacht hatten. Diese Männer, mit dem gebräunten Gesicht und der hellen Uniform, bildeten eine malerische Gruppe. ‚Es schien mir, als wenn die einsame Ebene von Calderon einige jener wilden Krieger dem Leben zurückgegeben habe, deren Grab sie gewesen war.

„Wir haben also sechs Gäste mehr?“ sagte ich zum Wirth beim Eintritt in die Hütte. Meine Frage verrieth eine Besorgniß, die sich noch besser durch den

Blick erklärte, den ich auf den Tisch warf, auf welchem noch keine Vorbereitung zum Abendessen zu sehen war.

„Ich nein, mein Herr," antwortete der Wirth. „Die Dragoner wollen nur ihre Pferde etwas verschnaufen lassen und machen sich dann wieder auf den Weg nach der Hacienda del Salto, wo sie schlafen wollen, wenn man überhaupt an diesem verwünschten Orte ruhen kann." Der Wirth bekreuzte sich bei diesen Worten. Zum ersten Male bemerkte ich in Mexico einen Aberglauben, der in unserem Lande so gemein ist, und ich wollte mich eben davon näher unterrichten, als eine starke Stimme die Aufmerksamkeit des Hausherrn von mir abzog. Fast zu gleicher Zeit öffnete ein ungeduldiger Reisender die Thür und zog bis in die Hütte ein kräftiges Pferd nach sich, das schwarz wie Ebenholz war.

„Heda, Padrone, habt Ihr nicht für einen verhungerten Reisenden einige Lebensmittel in Vorrath?"

Ich warf auf diesen unerwarteten Besucher denselben verdrießlichen Blick, den ich den sechs Dragonern zugeworfen hatte. Bei dem Lichte des Ofens, das die Hütte erleuchtete, bemerkte ich einen Mann von ungefähr funfzig Jahren, groß und kräftig, vom Wetter gebräunt, mit lebhaften, glänzenden Augen, dessen langer Schnurrbart bis an die Ohren reichte; eine Narbe, die von dem Hute nur schlecht verborgen wurde, erstreckte sich vom linken Auge bis zum Kinn hinab. Die Gesichts-

züge des Fremden heuchten Wohlwollen und Offenheit aus, sein Wesen und der Ton seiner Stimme schienen ganz militärisch.

„Wenn Sie etwas Anderes wollen, als Frijolen mit Pfeffer, Cecina und die Reste eines alten Huhnes, so können Sie nur immer weiter gehen," antwortete der Wirth.

„Con mil diablos!" rief der neue Ankömmling, „das sind meine drei liebsten Gerichte, und ich bleibe."

Der Unbekannte trieb sein Pferd mit Leichtigkeit bis über die Schwelle der Hütte zurück, sprang dann ab, band das Thier an einen der bestaubten Bäume, welche vor der Hütte eine Art Oase bilden, und kam dann in die Hütte zurück, unter seinem Arme einen herrlichen Sarapa von Saltillo tragend, den er in eine Ecke legte. Dann legte er seine Sporen ab, nahm von seinem Gürtel ein breites Schlachtschwert und setzte sich neben mich auf eine Bank von Eichenholz, die hinter einem beräucherten Tische stand.

„Sind Sie auch meiner Ansicht in Bezug auf das Nachtessen?" fragte er mich, als er sich niedergelassen hatte.

„Ja, nur einige Bedenklichkeiten abgerechnet, in Bezug auf das Alter des Huhnes."

„Ei, mit guten Zähnen wird man auch damit fertig," antwortete mein Tischgenosse, und das laute Lachen, welches seine Worte öffnete, ließ mich auf Rei-

hen von Zähnen sehen, die Eisen zermalmten konnten. „Hola, Freund!“ fuhr er fort, zu einem der Dragoner gewendet, die vor der Hütte saßen, „wollt Ihr Euch setzen und mit mir trinken und mir sagen, weshalb Ihr bei so vorgerückter Tageszeit noch auf dem Marsche seid?“

„Eine Escadron unseres Regiments liegt für einige Tage im Dorfe Hapotlanejo, und unser Capitain hat uns befohlen, diese Nacht in der zerstörten Hacienda bei der Barranca del Salto zuzubringen.“

„Die Barranca del Salto!?“ fragte der Unbekannte erstaunt, „und weiter wißt Ihr nichts über den Zweck Eurer Expedition?“

„Ich denke noch,“ erwiederte der Soldat, „daß sechs andere Abtheilungen, jede von sechs Mann, nach verschiedenen Richtungen ausgeschickt worden sind, um die Zugänge nach Guadalajara zu besetzen. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann; wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich an den Cabo hier.“

Der Cabo oder Brigadier, der die fünf Dragoner unter seinem Befehle hatte, trat in diesem Augenblicke ein, um seine Leute abzurufen. Der Reisende, der den Dragoner so ungenirt ausgefragt hatte, behandelte den Cabo auf dieselbe Weise, schenkte ihm zu trinken ein, was dieser nicht von sich wies, und richtete dieselbe Frage an ihn, die bereits seine Antwort gefunden hatte, in Bezug auf den Zweck der Expedition der Dragoner. Dieser schickte einen Augenblick mit der Antwort zu zö-

gern, dann befahl er dem Soldaten, der die Hütte noch nicht verlassen hatte, zu seinen Kameraden zu gehen. Wahrscheinlich wollte er seinen Untergebenen die geheim gehaltenen Instructionen nicht zur Kenntniß bringen. Als wir allein waren, sagte er zu dem Fremden, der das ganze Wesen eines alten Soldaten hatte:

„Sie sind ein Alter?“

„Ich habe einen ganzen Tag in dieser Ebene gefochten,“ antwortete der Unbekannte.

„In der Schlacht von Calderon?“ entgegnete ich ihm. „Sie müssen mir davon erzählen.“

„Recht gern, während des Abendessens. Ich befehligte eine fliegende Guerrilla von 250 Mann, und am Abend war ich ziemlich der einzige von meiner Truppe. Großer Gott, wie viel Blut ist am Fuße jener Hügel geflossen.“

„Wir sollen diesen Abend die Baranca del Salto durchsuchen,“ begann der Cabo mit tiefer Stimme, „und wenn der Ruf dieses Ortes nicht trügt, so ist der Auftrag traurig genug; die Todten sollen dort die Lebenden bekämpfen.“

„Es ist Gräßliches genug dort geschehen! Ich gedenke einer entsetzlichen Nacht ... aber weshalb diese nächtliche Durchsuchung in einer zerfallenen Hacienda?“

„Diese Hacienda verbirgt, wie es scheint, mehr als einen gefährlichen Gast. Hören Sie nur; wir haben nicht viel auszusetzen gegen die ehrenvolle Brüderschaft

der Salteadores; Jeder will leben; aber es giebt zwei Classen von Menschen, welche die Räuber achten müssen: die Priester und das Militair. Nun hat man aber vor einigen Tagen die Keckheit so weit getrieben und hat hier ganz in der Nähe Se. Excellenz, den Gouverneur von Guadalajara und dessen Kaplan ausgeplündert, d. h. mit einem Male Alles, was Ehrfurcht erwecken soll, profanirt."

„Und weiß man, wer diesen doppelten Kirchenraub begangen hat?" fragte der Veteran.

„Wer anders, als der verteufelte Albino Conde!"

„Albino Conde? der Sohn des berühmten Guerrillo, der im Freiheitskriege so große Verdienste geleistet hat?"

„Derselbe. Einer von der Escorte des Gouverneurs hat ihn, trotz seiner Verkleidung, erkannt und ihn soll ich in der Hacienda del Salto todt oder lebend ergreifen. Ich habe den Zweck unserer Expedition meinen Leuten noch nicht mitgetheilt, denn ich weiß aus Erfahrung, daß Albino überall Freunde hat."

„Und glaubt man ihn in der Hacienda del Salto zu finden?"

„Das war ja, wie Sie wissen, auch der Zufluchtsort seines Vaters, als er nur noch Schmuggler war; und unter uns, man hat mir die Epauletten des Alferez für den Kopf des Banditen versprochen."

„Nehmt Euch in Acht, Herr Cabo," sagte der

Fremde, der seit einigen Augenblicken ernst geworden war, „nehmt Euch in Acht! Ich selbst habe seltsame Dinge in der Baranca erlebt, und Gott bewahre mich, jemals wieder in jenen Ruinen ein Nachtlager zu suchen, wenn der Nachtwind über die Ebene streicht und der Mond die Kreuze des Mordes unten in der Schlucht erleuchtet! . . . Ihr seid nur sechs! das ist sehr wenig für eine solche Expedition . . .“

„Es ist also wahr, was man erzählt?“ fragte der entsetzte Cabo.

„Es ist noch Niemand zurückgekommen, etwas zu erzählen!“

„Teufel, ich denke doch wieder zu kommen und zu erzählen, was ich gesehen habe. Ich werde mit meinen Leuten mich am Eingange der Baranca aufstellen, weit genug von den Todten, um sie nicht zu fürchten, und den Lebenden nahe genug, um ihnen jeden Ausgang abzuschneiden. Es kommt nur darauf an, die Nacht hinzubringen, denn morgen früh stoßen noch andere Detachements an diesem verfluchten Orte zu uns; aber es wird spät und wir müssen noch unser Bivouac einrichten. Gott befohlen, Herr Capitain.“

Der Dragoner leerte noch ein letztes Glas von Mescal, drückte die Hand des Vertrauten und eilte hinaus. Eine Minute später erwachte das schweigende Echo der Ebene von Calderon unter den Hufstritten der

Pferde, die im Galopp davonritten. Der Fremde, der mit mir allein geblieben war, schien wenig geneigt, das Abendessen in meiner Gesellschaft zu erwarten, denn er nahm seinen Sarape, stellte sich auf die Schwelle der Hütte, schien die sechs Dragoner mit den Augen zu verfolgen und kaum waren sie seinen Blicken entschwunden, so schwang er sich auf sein Pferd und eilte davon, ohne sich nur nach mir umzuwenden.

Das Gespräch, das ich mit angehört hatte, erregte in mir einige Besorgniß; ich gestehe es gern und ich sagte mir, daß es vielleicht nicht klug gewesen sei, zur Nachtherberge ein Haus zu wählen, das dem Hauptquartier eines berüchtigten Räubers so nahe lag; dazu kam noch der peinliche Eindruck, den die Stunden der Stille und der Einsamkeit hervorbringen und die stets den Reisenden an sein fernes Vaterland mahnen. Die Stimmen der Natur begannen in der Ebene laut zu werden. Das Geschrei der Grillen, in dem trockenen Gräse verborgen, traf von Zeit zu Zeit mein Ohr, gemischt mit dem Bellen einiger Hunde, das von dem Echo der Einöde einen düsteren Nachhall erhielt. Der Herr der Hütte und mein Diener waren draußen beschäftigt; der Schatten wuchs um mich her und mit einem gewissen Vergnügen sah ich die Frau des Wirthes eintreten, die wahrscheinlich durch den Duft des Mondessens herbeigezogen wurde, das wohl fertig sein mochte.

„Wenn Sie eſſen wollen,“ ſagte ſie, „Alles iſt bereit.“

„Sogleich,“ erwiederte ich, „wenn es Ihnen recht iſt.“

Die Ventera breitete auf dem Tiſch ein Tuch aus, das lang, ſchmal und ſo ſchmutzig war, daß es ſeine langen Dienſte nicht verleugnen konnte. Es war, nach dem Gebrauch des Landes, von Baumwolle und an jedem Ende mit Franzen und venetianiſchen Perlen geſchmückt. Die Wirthin ſtellte nur zwei Teller auf den Tiſch, den einen für mich, den andern für meinen Diener.

„Wir ſind drei,“ ſagte ich zur Wirthin, „Sie haben ein Couvert vergeſſen.“

„Drei?“ fragte ſie, „und wer iſt denn der Dritte?“

„Der Reiter mit dem langen Schnurrbart, der vor einer halben Stunde hier war.“

„Ei, der Reiter iſt vor einer halben Stunde fortgegangen, ohne das Abendeſſen zu erwarten, und noch nicht wiedergekommen. Sie haben keinen Grund zur Klage; Sie werden um ſo mehr bekommen.“

Mein Diener trat in dieſem Augenblicke ein, und ich ſetzte mich in ziemlich ſchlechter Laune zu Tiſch. Das Abendeſſen ſchien mir abſcheulich. Alle meine Anſtrengungen, vom Wirth oder der Wirthin einige Aufklärungen über die Baranca del Salto zu erhalten,

finden nur die einzige Antwort: „Ahi dizqué espanta“ (man ſagt, es gehe dort um). Nach dieſem traurigen Abendeſſen und der anſtrengenden Tagereiſe ſehnte ich mich ſehr nach Ruhe. Es war faſt Mitternacht und ich ſchlief ſchon ſeit einer halben Stunde auf der Bank von Eichenholz, die mir zum Sitz gedient hatte, als ein Geräuſch von Schritten und die durch die geöffnete Thüre eindringende, friſche Nachtluft mich erweckten. Ein Reiter hielt vor der Hütte, ſtieg ab und trat in das Zimmer, das mir zum Nachtlager diente. Ich erkannte ihn wieder.

„Schläft denn hier Alles?“ fragte er mich heftig, „und haben Sie mir etwas von Ihrem Abendeſſen zurückgelaſſen?“

„Alles ſchläft,“ erwiederte ich, „und wahrſcheinlich hat mein Diener Ihren Antheil verzehrt.“

„Meinetwegen; ich habe anderwärts eben ſo ſchlecht zu Abende gegeſſen, als ich es wahrſcheinlich hier gethan hätte, und ſuche vor Allem hier eine Zuflucht und dann einen Mann, der freundlich genug iſt, mir eine Gefälligkeit nicht zu verweigern.“

„Einen ſolchen Mann haben Sie gefunden; aber Sie ſind mir noch den Bericht über die Schlacht bei Calderon ſchuldig. Haben Sie es vergeſſen?“

„Nein, gewiß nicht, und wir wollen Morgen davon ſprechen; laſſen Sie mich vor Allem nur mein Pferd zur Ruhe bringen.“

Der Veteran eilte, ohne meine Antwort abzuwarten, nach dem Pferdestall, kam aber schon nach einigen Augenblicken wieder und legte sich neben der Bank nieder, auf welcher ich vergeblich den Schlaf suchte.

„Was werden Sie davon denken," fragte er mich, „wenn ich Ihnen versichere, daß ich seit sechs Uhr des Abends in dieser Posada bin und sie nicht verlassen habe?"

Ich dachte einen Augenblick nach.

„Soll ich es selbst versichern?"

„Nein, Sie sollen gar nichts sagen; ich werde allein lügen, wenn es durchaus nothwendig ist."

„Zugestanden, Signor Don . . ."

„Signor Don Ruperto Castannos," erwiederte der Fremde mit einer Art von Nachdruck, „Excapitain der Guerrillas . . ."

Diese Antwort endigte unser Gespräch. Der Capitain Ruperto schnarchte schon lange zuvor, ehe ich wieder eingeschlafen war, auch weckte er mich gegen vier Uhr des Morgens, um mir den Antrag zu machen, einen Gang in die Ebene zu thun, während man unsere Pferde sattele. Ich folgte ihm gern. Als wir aus dem Jacal getreten waren, führte mich der Capitain zu dem Bergstrom.

„Stellen wir uns auf die Brücke," sagte er. „Von da aus überschauen wir das Schlachtfeld; aber wie soll ich Ihnen die Schlacht beschreiben, die vor fast dreißig

Jahren hier geschlagen wurde? Der Dampf des Geschützes und der Staub hüllte mich in einen dichten Nebel; doch will ich Ihnen wenigstens die Stellungen andeuten, die meine braven Gefährten einnahmen. Die Brücke von Calderon wird von vorn und auf der linken Seite durch zwei langgedehnte und schroff abfallende Hügel beherrscht, welche wieder die Ebene beherrschen; die Heerstraße von Guadalajara geht über die Brücke, denn der Fluß, welcher unter derselben zwischen steil abfallenden Ufern hinrauscht, bietet fast nirgends eine Furt."

Eine kurze Pause folgte diesen ersten Worten des Capitains; meine Blicke richteten sich wechselsweise auf die Brücke, auf die Hügel und auf den Fluß.

„Sehen Sie," nahm Castannos das Wort, indem er auf denjenigen der beiden Hügel deutete, welcher der Brücke gegenüberlag; „auf jener Höhe befand sich am Vorabend der Schlacht eine Batterie von 67 Kanonen jeden Kalibers; auf dem Hügel zur Linken waren zwölf Kanonen; sieben andere in einiger Entfernung von dort, an jener Stelle, wo der Hügel zur Linken durch einen Einschnitt gleichsam eine dritte Höhe bildet. Wir hatten also im Ganzen 84 Kanonen, mit denen wir wohl die 6000 Mann des Generals Calleja mit einem Schlage niederschmettern konnten. Und doch richteten die Pfeile der Indianer an jenem Tage mehr aus, als unsere drei Batterien. Sollten Sie es glauben, daß

die Laffetten so construirt waren, daß die Mündungen der Stücke nicht tiefer gebeugt werden konnten, und die Kugeln also von dieser Höhe herab über die Köpfe der Feinde hinweggingen? Sie sehen also, das Schicksal war gegen uns, denn die Anordnungen im Allgemeinen waren trefflich; es fehlten uns nur gute Waffen. Der General Torres stand dort am Fuße des Hügels, der Brücke gegenüber; Don Juan Aldama auf dem Hügel zur Linken; Abasolo commandirte 15,000 Reiter, ich sehe ihn noch an der Spitze seiner Truppe einhergalloppiren; Allende war als Obergeneral überall, und Hidalgo befehligte von jener kleinen Anhöhe, die Sie da unten sehen, die in der ganzen Ebene zerstreute Reserve. Ich selbst befand mich mit meinen zweihundertfunfzig Mann in der Nähe von Allende. Jetzt machen Sie sich eine Idee von hunderttausend schlecht oder nur mit Pfeilen, Keulen, schlechten Flinten und mit Stöcken bewaffneten Männern; wenige tausend Soldaten machten hiervon eine Ausnahme, indem Allende sie, so gut es gehen wollte, disciplinirt hatte; denken Sie sich den Lärm von hunderttausend Männern, welche mit lauter Stimme den Rosenkranz beteten oder heilige Lieder sangen, endlich am Tage der Schlacht das betäubende Getümmel, Pulverrauch überall, und Sie werden ebensoviel, wie ich, von dieser großen Schlacht wissen, an welcher ich demungeachtet thätigen Antheil nahm.“

Ich glaubte mich mit diesen unvollkommenen Er-

dennoch begnügen zu müssen, und war neugieriger, von dem Guerrillero die Legende der Baranca del Salto zu hören und gab ihm meine Sehnsucht kund.

„Wenn Sie von Guadalajara, wohin ich Sie begleiten werde," antwortete er mir, „wie ich nach Tepic und von da bis nach San Blas gehen ..."

„Das ist eben mein Weg," unterbrach ich ihn.

„Um so besser, so machen wir den Weg zusammen; dann habe ich auch meine besonderen Gründe, um Ihnen Gesellschaft zu leisten," fügte Don Ruperto hinzu. „Vielleicht erzähle ich Ihnen das später und ich kann es Ihnen zuschwören, daß die Geschichte ganz interessant ist, die meinem Zusammentreffen mit Ihnen vorausgegangen und nachgefolgt ist. Indessen stehe ich, mit allen meinen Erinnerungen, Ihnen zu Diensten, wenn andere Erzählungen Ihnen der Aufmerksamkeit würdig erscheinen sollten. Ich habe mit dem Pater Hidalgo, mit Abasolo, Aldama und Allende, Seite an Seite gestritten; mit Torres, Soto-Mayor, Garcia, Osorio, Montano und vielen Anderen bivouakirt und im Hinterhalte gelegen. Ich will Ihnen das getreue Portrait dieser seltsamen Helden geben, von seltsamen Thaten und interessanten Abenteuern erzählen, deren Schauplatz die Wälder, Savannen und Küsten des stillen Oceans waren. Ist Ihnen das Recht?"

„Vollkommen!" rief ich, entzückt über diesen unerwarteten Fund.

Die Sonne erhob ſich; das war der günſtige Augenblick, um ſich auf den Weg zu machen. Als wir in die Venta zurückkamen, fanden wir unſere Pferde geſattelt und gezäumt, und die Ventera konnte uns eine Taſſe Chocolade reichen, mit deren Hülfe wir geduldig ein ſubſtanzielleres Frühſtück erwarten durften. Guadalajara liegt nur zehn Stunden von der Brücke von Calderon. Nach Beendigung unſeres leichten Mahles ſtiegen wir zu Pferde und entfernten uns.

Wir waren noch keine halbe Stunde geritten, als wir von einigen Reitern eingeholt wurden. Es waren die ſechs Dragoner, die wir am Abend vorher in der Venta von Calderon geſehen.

„Heiliger Gott!“ rief Don Ruperto. „Nun, Herr Cabo, haben Sie Ihre Junker-Epauletten in der Taſche?“

„Der Teufel hat ſich davon gemacht,“ erwiederte traurig der Brigadier; „dieſen Morgen haben wir vergeblich die Hacienda der Baranca del Salto durchſucht.“

„Warum ſeid Ihr nicht des Nachts eingedrungen?“ rief Don Ruperto, „Ihr hättet gewiß gefunden, was Ihr ſuchtet.“

„Vielleicht hätte ich gefunden, was ich nicht ſuchte; übrigens wagte ſich keiner meiner Leute hinein.“

„Meiner Treu,“ fuhr Caſtannos fort, „dieſer Herr und ich, wir haben beim Abendeſſen in der Venta, wo

ihr uns gesehen habt und dann, als wir uns zeitig niederlegten, wie es ermüdete Reisende thun müssen, für den glücklichen Ausgang Eures Unternehmens gebetet.“

Castannos log unverschämt. Nach unserer Uebereinkunft widersprach ich ihm nicht.

„Unter uns,“ begann der Cabo von Neuem, „ich weiß so ziemlich, wo er jetzt ist, der gute Freund. Wir wollen das ganze Dorf Zapotlanejo einschließen; wie man sagt, macht er dort einer hübschen China den Hof. Dort denke ich ihn zu finden und meine Epauletten zu gewinnen. Er wird es ganz natürlich finden, daß ich ihn zu meiner Beförderung beitragen lasse. Ich kenne ihn ein wenig und Freunde dürfen sich kleine Gefälligkeiten nicht verweigern.“

„Unter Freunden,“ sagte Ruperto, „hilft man sich, wie man kann.“

Der Cabo und seine fünf Mann entfernten sich in der Richtung des Dorfes Zapotlanejo.

„Dieser Albino ist also ein gar furchtbarer Räuber?“ fragte ich den Capitain.

„Ach Gott, nein, er sucht nur ein gutes Leben, ohne zu arbeiten.

„Was ist es denn für ein Mann? Kennen Sie ihn?“

„O, sein Gesicht ist nicht einnehmend; im Gegentheil, seine Züge sind zurückstoßend und wild; er ist klein und schlecht gewachsen.“

„Dann läuft er wohl große Gefahr, von der hübschen China schlecht empfangen zu werden?“

In demselben Augenblicke erschien auf der Straße, der wir folgten, ein junger Mann, dessen Kleidung und ganzes Wesen einen Gebildeten ankündigten; er saß auf einem herrlichen Pferde und schien sehr eilig, uns einzuholen. Der Capitain Castannos war augenscheinlich genau mit ihm bekannt, denn kaum waren sie bei einander, so tauschten sie einen herzlichen Händedruck. Der junge Mann war groß, schlank gewachsen und hatte sehr einnehmende Züge.

„Sieh da, Neffe,“ rief Don Ruperto, „da können wir zusammen reisen, denn wir haben nichts Geheimes zwischen uns zu verhandeln in Gegenwart dieses Herrn, der mein Freund ist.“

Der junge Mann grüßte mich artig, wandte sein Pferd und wir trabten alle Drei gegen Guadalajara zu. Wie kurz aber auch unser Weg war, wir sollten ihn nicht beenden, ohne eine neue Begegnung, denn wir waren kaum eine Stunde noch von Guadalajara entfernt, so gesellte sich ein langer Bursche, mit einer Galgenphysiognomie, zu uns.

„Erlauben Sie, lieber Onkel?“ sagte der junge Mann, indem er stehen blieb, um mit dem verdächtigen Menschen zu reden.

„Ganz nach Deinem Belieben,“ erwiederte der Capitain. Einige Augenblicke nachher holte uns der

junge Mann wieder ein und ſetzte ſeinen Weg neben uns fort. Noch zweimal, ehe wir Guadalajara erreichten, wechſelte der Neffe des Veteranen einige Worte mit leiſer Stimme mit Männern, welche wahrſcheinlich der Zufall allein uns entgegenführte, deren Geſicht und ganzes Weſen jedoch mir mehr als zweideutig dünkten. Ich ſprach mein Mißtrauen gegen den Capitain Caſtannos nicht aus und wir waren die beſten Freunde, als wir zuſammen in die Stadt Guadalajara einritten.

2.

Guadalajara.

Guadalajara iſt die Hauptſtadt des Staates Jalisco. Auf der Grenze der kalten und heißen Zone gelegen, trägt dieſe Stadt den Charakter der beiden Zonen, die die ſich in Mexico theilen. Unter einem immer heitern Himmel, von zahlreichen Gärten umgeben, wird ſie doch zuweilen von eiſigen Winden heimgeſucht, welche von den benachbarten Bergen herabwehen. Der Cerro del Col, eine Art erloſchener Vulcan, der Pic von Tequila und hinter dieſen traurigen Gebirgen eine ganze Reihe von ſchroff abfallenden Hügeln, welche den Rio Tololotlan umgeben, das iſt das düſtere Amphitheater, welches gegen Norden die Stadt Guadalajara einrahmt. Fichten und immergrüne Eichen bedecken jene Höhen,

nur an den Ufern des Totolotlan beginnt eine andere Region und herrſchen wärmere Lüfte. Die heiße Zone kündigt ſich hier an. Statt der Eichen und Fichten, ſieht man Citronenbäume und Bananen, an der Stelle der dürren Sandwüſten treten Felder mit Zuckerrohr, bewäſſert von zahlreichen Canälen. Das Innere von Guadalajara iſt höchſt anmuthig. Jedes Haus hat ſeinen Obſtgarten und in Allen dieſen Gärten zeigt ſich eine üppige Fruchtbarkeit. Guadalajara iſt nicht allein eine maleriſch gelegene Stadt, ſie beſitzt auch Fabriken; ſie iſt die zweite Stadt der Republik, wie Lyon die zweite Stadt Frankreichs iſt, und iſt auch darin mit Lyon zu vergleichen, daß ihre Bevölkerung in politiſcher Hinſicht am leichteſten aufzuregen iſt.

„Was Sie mir von Ihren Angelegenheiten mitgetheilt haben,“ ſagte Don Ruperto zu mir, als wir uns der Stadt näherten, „läßt mich vermuthen, daß Sie wenigſtens acht Tage ſich darin aufhalten werden, um die Ankunft ihres Gepäcks zu erwarten. Auch ich muß einige Tage in dieſer Stadt verweilen; ſo trifft ſich denn Alles auf's Beſte. Ich werde Sie in ein Haus führen, wo der Wirth mein Freund iſt und auf meine Empfehlung Ihnen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmen wird. Sie brauchen es nur zu wünſchen, ſo fügt man zu den Möbeln Ihres Zimmers noch eine hölzerne Bank, was in dieſem Lande ein ungewohnter Luxus iſt. In zwei Tagen fällt das Feſt der heiligen

Jungfrau von Capopan; ich werde Sie in Ihrem Gasthofe abholen, damit sie der Ceremonie beiwohnen können. Ich selbst wohne bei einem Freunde und bedaure, Ihnen keine andere Gastfreundschaft anbieten zu können, als die eines öffentlichen Wirthshauses."

Während der Capitain mir diese Mittheilungen machte, waren wir an das äußere Thor der Stadt gekommen. Ein Offizier trat uns entgegen und winkte uns, nicht weiter zu gehen.

„Verzeihung, meine Herren," sagte er zu uns, „gewisse Instructionen der Polizei nöthigen mich, Sie in's Verhör zu nehmen. Ich wünsche zu wissen, woher Sie kommen, und wo Sie in dieser Stadt sich aufzuhalten gedenken."

„Ich und mein Neffe," sagte der Capitain, auf unsern jungen Gefährten deutend, „haben diesen Morgen die Ebene von Calderon verlassen. In einem der Jacales dieser Ebene haben wir mit diesem fremden Herrn gefrühstückt."

Der Capitain erinnerte sich sehr gut in diesem Augenblicke, daß ich ihm versprochen, seinen Behauptungen nicht zu widersprechen. Jedenfalls hielt ich es für unklug, und vielleicht sogar für unklug, anderer Meinung mit ihm zu sein; daher beobachtete ich ein entgegenkommendes Stillschweigen. Als Fremder flößte ich dem mexikanischen Offizier ein Vertrauen ein, das ihn

beſtimmte, ſeine erſte Frage nicht zu wiederholen. Er fügte nur hinzu: „und wo ſteigen ſie in dieſer Stadt ab!“

Der Veteran murmelte einen Namen, den ich nicht verſtand; aber der Offizier ſchien mit der Antwort zufrieden, grüßte uns höflich und bedeutete uns, daß wir gehen könnten. Während dieſes kurzen Verhöres hatte der Neffe Don Ruperto's ſich ganz theilnahmlos gezeigt. Sobald wir entlaſſen waren, gaben wir unſeren Pferden die Sporen und waren bald im Mittelpunkt der Stadt. Hier ſollten wir uns trennen und Caſtannos bezeichnete mir den Weg, auf welchem ich meine Poſada erreichen könnte.

„Morgen werden wir uns wiederſehen,“ ſagte er zu mir; „mein Neffe und ich werden Ihnen den Dienſt, den Sie uns geleiſtet haben, nie vergeſſen.“

Ein ſo lebhafter Dank ſetzte mich ganz in Erſtaunen; doch ohne mich mit langem Grübeln aufzuhalten über den Sinn, den die Worte des Don Ruperto haben könnten, begab ich mich ſofort nach dem Hauſe, das man mir bezeichnet hatte. Nach einem ziemlich frugalen, aber im Vergleich mit meinem geſtrigen Abendeſſen doch ſehr delikaten Mahle, erkundigte ich mich nach dem Wege, der nach der Alameda führt und ſchlug langſam die Straße nach dieſer Promenade ein.

Die Alameda von Guadalajara würde der Alameda von Mexiko ſehr gleichen, wenn man Spaziergänger darauf fände. Faſt allein im Schatten der herrlichen

Buchen, welche die Allern bilden, warf ich meine Blicke auf die fernen und schroffen Höhen der Cordilleras, welche die Stadt beherrschen und die ich übersteigen mußte, um nach Tepic und San-Blas zu kommen. Ich gestehe, ich langweilte mich entsetzlich, als ich hinter einem dichten Jasmingebüsch das Geräusch verschiedener Stimmen hörte. Ich bog die Zweige ein wenig auseinander, die mir die Aussicht verschlossen und sah auf einer Bank drei Männer sitzen, welche die scharlachrothe Uniform der mexikanischen Dragoner trugen.

„Höre,“ sagte der Eine, „Du weißt, daß ich Dein Freund bin ...“

„Ach, geh' doch!“ unterbrach ihn ein anderer Dragoner, dessen Stimme ich zu erkennen glaubte. „Ich glaube, nicht mehr an Freundschaft; Albino hat mich von dieser Schwäche vollständig geheilt. Der Narr weiß, daß wenn er sich von mir hätte fangen lassen, er zu meinem Avancement beigetragen haben würde; und demungeachtet entschlüpft er mir, so oft er kann. Früher oder später wird er doch gehangen; wär' es nun nicht besser, wenn ein Freund ihm diesen Dienst erwies, als einer seiner Feinde? Er stürbe wenigstens mit der Ueberzeugung, aus mir einen Alferez zu machen ... o!“ fuhr der Gabo fort, denn der Sprechende war Niemand anders, als der Beigabier, dem ich an der Brücke von Calderon begegnet war, „Freunde, wie dieser, sind keinen Tacs werth!“

„Und wo haſt Du den Albino aufgeſucht?“ fragte einer der Gefährten des Cabo.

„In der Baranco bei Salto zuerſt, dann in Zapotlajeno; aber den letztern Ort hatte er eben verlaſſen als ich dahin kam.“

„Das glaube ich wohl! Mir hat man geſagt, daß man ihn geſtern am hellen Tage in Guadalajara hereinreiten geſehen habe.“

„Wirklich!“ rief der Brigadier der Dragoner; „dann laufe ich hin und werfe ihm ſein unwürdiges Betragen vor, denn ich weiß ungefähr, wo ich ihn treffen kann.“

Mit dieſen Worten ſtand der Unteroffizier eilig auf und war bald an dem Ende der Allee ſeinen Kameraden aus dem Geſichte verſchwunden.

„Unſer Cabo iſt ein feiner Spürhund,“ ſagte nach einigen Augenblicken einer der beiden zurückgebliebenen Dragoner. „Wie kann er aber nur ſagen, daß er dem Gouverneur nur den Kopf dieſes verruchten Albino zu überbringen brauche, um die Epauletten zu erhalten?“

In dieſem Augenblicke glaubte ich am entgegengeſetzten Ende der Allee meinen Reiſegefährten, Don Ruperto, zu erkennen. Ich entſagte alſo der Luſt, die weitere Unterredung der Soldaten mit anzuhören, ſo intereſſante Details ſie mir auch über die militairiſchen Sitten Mexico's verſprach. Es war wirklich Ruperto, der mir entgegenkam. Er war in meinem Wirthshaus

gewesen, und der Wirth hatte ihm gesagt, daß er mich auf der Alameda finden würde.

„Ich suchte Sie," sagte mir der Veteran, „weil mein Neffe genöthigt ist, noch diese Nacht wegen eines dringenden Geschäfts Guadalajara zu verlassen. Er wäre untröstlich, müßte er abreisen, ohne das Vergnügen gehabt zu haben, Ihnen zum Dank für den Dienst, den Sie ihm geleistet, ein Abendessen zu geben, das Ihnen das alte Huhn vergessen lassen möchte, was ich Ihnen in Calderon allein zu verzehren überlassen mußte."

„Ei! ich habe Ihnen also wirklich, Beiden, einen Dienst erwiesen?"

„Meinem Neffen noch mehr, als mir."

„Und Sie können mir nicht sagen, was dies eigentlich für ein Dienst gewesen?"

„Mein Neffe wird Ihnen in dieser Hinsicht umfassendere Erklärungen diesen Abend geben. Denn es ist sein Geheimniß, nicht das meinige, weshalb ich es auch ihm überlassen muß, ob er schweigen oder reden will."

Dies Alles sagte er mir mit einem Tone, der meine Neugier nur noch schärfte; wer war denn der junge Mensch, der mich, ohne mich zu kennen, zum Mitschuldigen einer Lüge machte, deren ganze Bedeutung ich vergeblich zu erforschen suchte? Wer war denn dieser Veteran aus dem Unabhängigkeitskriege, der mir für meine Theilnahme an einer Unwahrheit so warme Dank-

barkeit bezeigte? Ich begann einige Reue zu fühlen, dieſe etwas verdächtigen Perſonen als Reiſegefährten anzunehmen, aber es war nicht mehr Zeit, mich loszumachen und Ruperto Caſtannos behandelte mich ſchon wie einen alten Freund. Er hatte vertraut ſeinen Arm in den meinigen verſchlungen, und halb zögernd, halb neugierig ließ ich mich aus der Alameda hinwegführen nach dem Hotel, wo wir zu Abend eſſen ſollten. Mit dem alten Guerrillero durchſtrich ich einen guten Theil der Stadt. Die Nacht folgte ſchon der Dämmerung, und als wir auf dem Paradeplatze ankamen, glänzte der Mond an einem Himmel von einer Klarheit und bewunderungswürdigen Durchſichtigkeit. Der ungeheure, von dem bleichen Lichte überfloſſene Platz glich einem ſilbernen See, in welchem hie und da die zitternden Schatten der großen Buchen phantaſtiſche Bilder zeichneten. Schüchterne Liebespaare ziſchelten unter den Bäumen und das Plätſchern eines Springbrunnen, deſſen Garbe im Mittelpunkte des Platzes eine Lichtſäule bildete, vermiſchte ſich mit dem Liebesflüſtern. Die Wohlgerüche der Gärten erfüllten die Luft. Ich würde gern dieſe heitere Nacht im Freien zugebracht haben, um nach Gefallen das nächtliche Leben der ſpaniſchen Städte der neuen Welt zu beobachten, das in ſeinen romantiſchen Myſterien ſo viel Reiz enthält, aber mein Begleiter wollte die Stunde des Abendeſſens nicht verſäumen und ſo beſchleunigten wir unſere Schritte, ſtatt uns unter den ſchönen Bu-

chen des Paradeplatzes aufzuhalten. Bald ſtanden wir vor einem Hauſe, das niedrig, wie die meiſten Häuſer dieſer Stadt, aber von gefälligem Aeußern war. Aus der Vorhalle des Thorweges, der ſich auf die Stimme des Capitains öffnete, traten wir in einen viereckigen Hofraum, an deſſen Seiten bedeckte Gallerien hinliefen. Parallel mit jeder Gallerie ſtand eine Reihe von Granatenbäumen, und die Pfeiler der Gallerien verſchwanden faſt unter den zahlreichen Blättern der Schlingpflanzen. Von hier aus hätte ich die Leitung des Don Ruperto nicht bedarft, um den Saal des Feſtes zu finden; lärmende Stimmen, und die Töne einer Guitarre zeigten mir leicht den Weg.

Der Saal, in welchen wir traten, war nicht eben glänzend erleuchtet, aber man gewahrte darin nicht dieſelbe Armſeligkeit der Beleuchtung, wie in den meiſten mexicaniſchen Gemächern. Eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft befand ſich hier vereinigt. Ich erkannte unter den Anweſenden die Perſonen mit den Galgengeſichtern, welche an demſelben Morgen auf der Straße von Guadalajara mit dem Neffen des Capitains Caſtannos geſprochen hatten. Drei Frauen, ſehr geſchmückt, die aber weniger ſchöne, als herausfordernde Züge hatten, Frauen, die man aus Höflichkeit von verdächtiger Tugend nennt, befanden ſich unter den Gäſten. Wenn man die etwas abſtoßenden Geſichter der Freunde des Neffen des Capitains abrechnete, ſo bot die Mannich-

faltigkeit und die fast orientalische Pracht der Gewänder einen höchst pittoresken Anblick. Hüte mit goldenen Borten, und lange Stoßdegen mit blitzenden Griffen waren an den Wänden aufgehängt, und vervollständigten die Ausschmückung des Saales. Der junge Gastgeber hielt eine Guitarre in der Hand, übergab sie aber einer der Frauen, um seinem Onkel und mir entgegenzugehen.

„Seien Sie mir willkommen," sagte er zu mir, „und nehmen Sie meinen freundlichen Dank, daß Sie meiner Einladung nachgekommen sind. Hätte ich Zeit gehabt, so würde ich sie Ihnen selbst überbracht haben."

Ich hatte kaum auf dieses Compliment geantwortet, das mit feinem Anstand gesprochen wurde, als wir benachrichtigt wurden, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Die mexicanische Nation ist so mäßig, daß man sagen kann, die Gastronomie sei bei ihnen noch im Stande der Kindheit. Ich war also sehr erstaunt über den Anblick, den die Tafel darbot, und auf welcher ein zahlreiches Silbergeschirr sich befand, das freilich nicht ganz zu einander gehörte. Zwei mit künstlichen Blumen geschmückte Aufsätze erregten besonders die Bewunderung der Gesellschaft.

„Nur Don Faustino versteht es, eine Tafel so schön zu ordnen," sagte eine der Frauen, welche man die Tapatia nannte, indem sie dem jungen Neffen Don

Ruperto's aus ihren schwarzen Augen einen glühenden Blick zuwarf.

„Es ist eine Erinnerung vom letzten Ball des Gouverneurs, dem ich beiwohnte," entgegnete Don Faustino. „Ich habe so gut als möglich das Abendessen nachzuahmen gesucht, das seine Excellenz uns gab."

Das Mahl war in der That delikat, und zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich, daß diesmal die mexicanische Küche durch die französische ersetzt worden war.

„Was sagen Sie zu diesem Gastmahle?" fragte mich Don Ruperto, neben dem ich saß. „Kann es wohl mit dem Huhne eine Vergleichung aushalten, das ich Ihnen in Calderon allein überließ?"

„Mit solchen Saucen könnte man ein hundertjähriges Huhn verzehren," antwortete ich ihm.

Der Haushofmeister, der im schwarzen Kleide und weißer Cravatte im Saale ab- und zuging, lächelte, als er diese Bemerkung von mir hörte. Er erkannte wahrscheinlich, daß ich der einzige Fremde unter den Gästen sei.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," flüsterte er mir in französischer Sprache ins Ohr. „Wissen Sie vielleicht zufällig, in welcher Gesellschaft Sie sich befinden?"

„Keineswegs," erwiederte ich, „und ich kümmere mich auch nicht darum."

Der Haushofmeister entfernte sich, durch seinen Dienst abgerufen. Ich hatte in ihm einen Landsmann erkannt, übrigens würde mir schon die ganze Art und Weise der Anordnung, die bei dem Gastmahle herrschte, ihn als echten Pariser mir offenbart haben. Die geheimnißvolle Andeutung, die seine letzte Frage enthielt, beschäftigte mich nicht im Geringsten. Ich bewunderte nur den Contrast, den die gemeinen Züge der Gäste mit ihren reichen Kleidungen, und mit der nach französischem Geschmacke angeordneten Tafel hervorbrachten. Die meisten der Herren aßen mit den Fingern der rechten Hand, während sie in der linken Hand die Gabel hielten, die ihnen zu nichts diente.

Alle mexicanischen Gebräuche waren diesen Abend vergessen; man trank starke Weine, und ein Jeder aus seinem eigenen Glase: eine doppelte Abweichung von den Gewohnheiten des Landes, die darin bestehen, daß man nach dem Essen nur Wasser, und zwar aus einem gemeinsamen Glase trinkt; beim Dessert servirte man sogar Champagnerwein. Die Tafel neigte sich ihrem Ende zu, als man auf ein Zeichen des jungen Amphytrio in einem Binsenkörbchen von Guayaquil, Kränze von Nelken und weißem Jasmin brachte.

„Ist das auch eine Erinnerung an den Ball des Gouverneurs?“ fragte eine der Frauen Don Faustino.

„Ja, linda mia,“ antwortete der junge Mann, „aber es ist noch etwas mehr. Seine Excellenz ließ

zu Ende des Abendeſſens ungeheuere Körbe mit Blumen bringen, damit eine jede der anweſenden Damen ſich zum Wiederbeginn des Balles mit einem friſchen Bouquet ſchmücken könne. Ich aber habe mir gedacht, daß Sie, meine Damen, mir Dank wiſſen würden, wenn ich ihre ſchwarzen Haare mit dieſen rothen und weißen Kränzen ſchmücke. Statt eines Bouquets biete ich den reizenden Tänzerinnen einen Kranz und hoffe, Sie werden dem Ruf meiner Guitarre gern folgen.“

Mit dieſen Worten begann Don Fauſtino das Inſtrument zu ſtimmen, das als Orcheſter dienen ſollte. Die drei Damen nahmen freundlich die Kränze an, deren hellleuchtende Blumen ſich trefflich zu ihrem ſchwarzen Haar paßten; um ihre ſchlanke Taille ſchlangen ſie dichter ihren Gürtel von chineſiſchem Krepp mit goldenen Franzen; die kurzen ſeidenen Röcke wallten um die vollen Hüften der Tänzerinnen, und mit hocherhobenem Kopfe, die Kaſtanietten in ihren Fingern, erwarteten ſie die erſten Töne der Muſik. Anfangs langſam, wie die Muſik, belebte ſich nach und nach der Tanz, und bald fielen die weißen Blumen, eine nach der andern, aus den Kränzen, wie die Perlen eines wohlriechenden Roſenkranzes. Das beſchleunigte Klappern der Kaſtanietten, der durchdringende Duft der entblätterten Kränze, die wollüſtigen Blicke ſteigerten den Enthuſiasmus der Zuſchauer, die ſchon durch den franzöſiſchen Wein aufgeregt waren, bis zum Wahnſinn, und ſchon ſchien das

Fest in eine Orgie ausarten zu wollen, als ein Diener die Nachricht brachte, daß ein Unteroffizier der Dragoner Einlaß verlange, indem er vorgebe, bestellt zu sein.

„Caramba! Er ist freilich bestellt," rief Don Faustino, indem er sein Instrument bei Seite warf. „Das ist ein Zwischenspiel zu unserem Vergnügen; laß ihn eintreten, Joaquin."

Der Diener gehorchte, und einige Augenblicke nachher trat der Cabo, den ich schon in der Ebene von Calderon, und hinter dem Gebüsch der Alameda gesehen hatte, in den Saal, blickte sich aber ganz erstaunt um.

„Verzeihung," sagte er, „ich fürchte irre gegangen zu sein."

„Wen suchen Sie," fragte mit rauher Stimme einer der Gäste, mit langem schwarzen Barte, gebräunter Gesichtsfarbe und hohlem, finsteren Auge, der in der von Don Faustino vorbereiteten Comödie die Hauptrolle zu haben schien.

„Meinen Gevatter, San Vicente, der mir hat sagen lassen, daß er mich wegen einer dringenden Angelegenheit hier erwarte."

„Zum Teufel mit Ihrem Gevatter!" rief der Mann mit dem schwarzen Barte.

„Der, den ich suche, ist nicht hier," antwortete der Cabo, im Begriff, sich zu entfernen.

„Wer weiß?" rief Don Faustino, der dem Brigadier den Rücken kehrte.

„Hm?“ ſagte dieſer, als wenn er die Stimme des Sprechenden erkenne, „wen höre ich!“

„Nicht den Gevatter, aber doch den Freund, bei dem ihr ihn ſuchtet,“ erwiederte Don Fauſtino, indem er den Unteroffizier feſt anblickte. Dieſer ſchien plötzlich das Haupt der Meduſa geſehen zu haben, denn ſeine weit geöffneten Augen, und ſein halboffener Mund zeigten Ueberraſchung und Schrecken.

„Heilige Jungfrau! Das iſt nicht möglich,“ rief er, indem er mit den Augen die Thüre ſuchte. „Ich eile, meinen Gevatter aufzuſuchen.“

Der Cabo ſchien in der That die größte Luſt zu haben, davonzulaufen, aber ſchon verſperrten zwei Männer den einzigen Ausweg aus dem Saal. Als der Brigadier die Thüre auf dieſe Weiſe verſchloſſen ſah, erbleichte er.

„Ei, mein armer Joſé Maria,“ ſagte Don Fauſtino mit ſpöttiſchem Tone, „ich alſo war dieſen Morgen weder in der Baranca del Salto, noch im Dorfe Zapotlanejo, wo Du mich ſo eifrigſt ſuchteſt. Auf die Epauletten eines Alferez wirſt Du wohl noch einige Tage warten müſſen.“

War denn dieſer junge Mann mit den einnehmenden Zügen und dem anſtändigen Betragen der Räuberhauptmann, den der Cabo in Stücke hauen wollte? Aber Don Ruperto hatte mir doch geſagt, Albino, der Sohn ſeines ehemaligen Kameraden habe ein widerwär-

tiges Geſicht, ſei häßlich und verkrüppelt. Man hatte mir alſo die Wahrheit verborgen. Jedenfalls ſchien mir ſo viel klar, daß einer der Gefährten Albino's den Dragoner in eine Falle gelockt hatte, durch das Verſprechen, ihm ſeinen Hauptmann auszuliefern, der Cabo aber nicht erwartet hatte, ihn in ſo zahlreicher Geſellſchaft zu finden.

„Beſter Freund," ſagte der Dragoner mit angenommener Ruhe, „es iſt mir lieb, Dich wieder zu ſehen! Aber im Ernſt hältſt Du mich nicht einer ſolchen Schändlichkeit fähig, die Andere mir vielleicht andichten. Ich war beſorgt ... Ich fürchtete, es könne Dich ein Unglück treffen ... Das wäre ſchrecklich für mich geweſen!" fügte er mit gerührtem Tone hinzu.

„Das glaube ich wohl," ſagte Don Fauſtino; „ich war für Dich ſo koſtbar ... aber ich muß Dir eine traurige Nachricht mittheilen, armer José Maria!"

„Du willſt mich doch nicht morden laſſen?" rief der Unteroffizier, der ſehr bleich geworden war.

„Wozu auch?"

„Canelo! das freut mich, und da Du in guter Geſundheit biſt, ſo iſt mein Glück vollkommen ... Lebe wohl!"

„Warte doch! Ich ſagte Dir ja, ich hätte Dir eine böſe Nachricht mitzutheilen."

„Sprich," rief der Brigadier, „ich habe Eile!"

„Nun, ich habe dieſen Morgen mich mit dem Gou-

verneur ausgesöhnt. Ich habe ihm einen schlagenden Beweis gegeben, daß ich bei dem Angriff, dessen Opfer er geworden, nicht zugegen gewesen bin. Ich habe ihm bewiesen, daß ich an dem Tage, wo man ihn unfern von Guadalajara anhielt, zwei Engländer von ihrem Ueberfluß erleichterte, die sich mit reichem Gepäck nach der Hacienda de 'las Feias, 27 Stunden von hier, begaben. Der Gouverneur hat eingesehen, daß man mich verläumdet hat, und wir stehen wieder auf dem besten Fuße mit einander."

„Das glaube ich wohl," sagte der Cabo, indem er zu lächeln versuchte.

„Du siehst also, guter José Maria," begann der Bandit wieder, „daß Du auf Deine Lieutenantsepauletten Verzicht leisten mußt."

„Pfui! Ich habe nie darauf gerechnet," rief der Dragoner mit Unwillen.

„Bei solchen traurigen Umständen wäre es wohl das Beste, wenn Du Dich unserer Gesellschaft anschließen wolltest," fuhr Albino fort.

„Ich sage nicht nein," entgegnete der Cabo. „Wenn ein guter Fang zu machen ist, nehme ich gerne Theil daran. Wir sprechen noch weiter darüber. Aber da Du meine Unschuld erkannt hast, wie die Deinige an den Tag gekommen ist, so könntest Du mir wohl etwas zu trinken geben."

Albino lud seinen Freund nicht ohne eine gewisse

Großmuth ein, ſich zu mir zu ſetzen. Die kleine Nacht, die er gegen den Cabo geübt, genügte ihm.

Die Nacht war ſchon vorgerückt, und ich eilte, wie man ſich wohl denken kann, von dem angeblichen Neffen Don Ruperto's Abſchied zu nehmen.

„Sie ſehen," ſagte er zu mir, „wenn Sie bei meinem Eintritt in die Stadt mir nicht gewiſſermaaßen als Caution gedient hätten, ſo würde der Offizier, der uns in's Verhör nahm, mich ſofort erkannt und zum Gouverneur geführt haben, während ich ſpäter ſelbſt zu dieſem ging. Das iſt aber ein großer Unterſchied, denn manche kecke Handlungen ſchüchtern ſtets ein. Ich wäre in tauſend unangenehme Verhältniſſe gekommen, die Ihr Schweigen mir erſpart haben. Wer hätte auch glauben können, daß ein Fremder der Freund eines Räuberhauptmanns iſt!"

Jetzt begriff ich vollkommen die Art des Dienſtes, den ich dem Banditen geleiſtet hatte, und konnte deshalb dem Capitain Caſtannos, der mich in meine Wohnung zurückbegleitete, meine Unzufriedenheit nicht verbergen. Der Capitain entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, indem er meinte, er ſelbſt habe ſich der Gefahr ausgeſetzt, damit der Sohn ſeines früheren Waffengefährten nicht ein Opfer des Ehrgeizes von Seiten des Cabo werde. Um den Banditen von der Gefahr zu benachrichtigen, hatte er mich am Abend zuvor ſo plötzlich verlaſſen; auch ſei es ihm in der That gelungen,

fügte er hinzu, noch vor den Dragonern die Baranca del Salto zu erreichen. Albino hatte auf die Kunde der gegen ihn gerichteten Nachstellungen es rathsam gefunden, in der Stadt Guadalajara selbst eine Sicherheit zu suchen, die ihm das offene Land nicht bot. Mein Schweigen hatte das Gelingen seines kühnen Planes sehr erleichtert.

„Der Vater dieses Saltador hat mir mehr als einmal das Leben gerettet," fuhr der Capitain fort. „Der Name des Guerrillero Conde ist noch jetzt unter uns Veteranen gefeiert. Ich hatte ihm gelobt, über seinen Sohn zu wachen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Am Tage vor der Schlacht von Calderon mußten wir, meine Soldaten und ich, in der Hacienda de la Baranca eine Belagerung von jenen furchtbaren Tamarindo's aushalten, die unter den Befehlen Calleja's gleich wilden Thieren fochten*). Als uns endlich die Lebensmittel ausgingen, und wir nur dem härtesten Schicksal entgegensehen konnten, bestiegen wir unsere Pferde, um uns einen Weg mitten durch die Belagerer zu bahnen. Ich hielt das Kind Albino's in meinen Armen, er hielt seine Frau vorn auf dem Sattel fest. Ich sehe noch den alten Schmuggler, wie er in dem dichtesten

*) So nannte man ein Corps Infanterie nach der Farbe seiner Uniform, welches der spanische General aus den kräftigsten Männern der Provinz San Luis de Potosi zusammengesetzt hatte.

Gewühl der Tamarindo's sein langes von Blut gerötheтes Schwert handhabte. Plötzlich sank sein Pferd zusammen, seine Kniebänder waren zerschnitten. Albino allein erhob sich wieder; die Mutter hatte noch so viel Zeit, mir einen bittenden Blick zuzuwerfen, als wollte sie mich bitten, ihren Sohn zu bewahren, und eine Minute nachher hatte sie aufgehört zu leben. Der Schmuggler schwang sich hinter mich in den Sattel, und es gelang uns, die Reihen der Feinde zu durchbrechen. Plötzlich hörten wir hinter uns den Galopp eines Pferdes; es war einer jener wilden Tamarindo's, der sich des Pferdes eines unserer aus dem Sattel geworfenen Kameraden bemächtigt hatte, und hinter uns dreinjagte. Ich wandte mein Roß, um ihm entgegenzutreten; in demselben Augenblicke stieß Albino ein Wuthgeheul aus. Am Sattelknopf des Reiters hing das blutige Haupt der Frau des Schmugglers. Albino gleitete vom Pferde herab. In der Nähe stand ein Gummibaum, daran befestigte ich das Kind mit seinen Kleidern, eben den jungen Menschen, den Sie diesen Abend gesehen haben, und griff auch meinerseits den Tamarindo an. Einige Minuten nachher jagten wir, Albino und ich, auf zwei Pferden davon; ich hielt das Kind in meinem Arm, er hatte zwei Köpfe in der Hand, den seiner Frau und den ihres Mörders. Und glauben Sie denn," sagte der Capitain in wilder Aufregung, „glauben Sie denn, daß man solche Dinge je

vergißt? O, um das Leben dieſes jungen Mannes zu retten, den ich von Kindheit an beſchützt habe, könnte ich mein ewiges Heil ſelbſt auf's Spiel ſetzen. Wie ſollte ich alſo vor der Beſorgniß zurückſchrecken, Sie eine Rolle ſpielen zu laſſen, die Sie im Grunde doch nicht compromittiren konnte? Das iſt übrigens nur ein einzelner Fall meines langen, an Abenteuern ſo reichen Lebens, und ich bin Ihnen eine ausführlichere Erzählung ſchuldig. Ich habe Ihnen von dem Feſte in Zapopam geſprochen, das übermorgen ſtattfinden wird, und mich zu Ihrem Führer erboten. Da Sie die Erinnerungen aus dem Bürgerkriege lieben, ſo finden Sie an mir vollkommen Ihren Mann."

Ich hütete mich wohl, das Anerbieten Don Ruperto's abzulehnen, und wir verließen uns als ſehr gute Freunde.

3.

Albino der Schmuggler.

Wahrſcheinlich wünſchte der Capitain ſehr angelegentlich, die durch Zufall mit mir geſchloſſene Bekanntſchaft feſter zu gründen, denn am Morgen des zweiten Tages, wo das Feſt in Zapopam ſtattfinden ſollte, kam er um zehn Uhr des Morgens in den Hof

des Hauſes geritten, wo ich wohnte. Mein Pferd war bereit, ich eilte in den Hof, und wir ſchlugen Beide den Weg nach dem Dorfe Zapopam ein, welches zwei Stunden von Guadalajara entfernt iſt. Die Straßen, die wir durchritten, waren mit Flaggen geſchmückt, und die ſeidenen oder buntleinenen Vorhänge, womit die Bewohner ihre Betten ſchmücken, waren jetzt über die Balcone gebreitet. Von einer Seite der Straße zur andern reichten lange Guirlanden von friſchgeflückten Feldblumen, die Glocken ertönten zu wiederholten Malen, an den Terraſſen wurden Böller abgebrannt, und die Bewohner der Stadt eilten aus ihren Mauern, während die Bewohner des Landes in die Stadt zogen. Die nach Zapopam führende Straße war mit Wagen, Reitern und Fußgängern vollgepfropft, welche, gleich uns, der wunderthätigen Mutter Gottes entgegenzogen, die ihren feierlichen Einzug in Guadalajara halten ſollte. Unterwegs erfuhr ich vom Capitain, daß die Tapatios (der Spitzname der Hauptſtadt Jalisco) der Schutzpatronin von Zapopam den Grad einer Generala ertheilt hatten, um gleich den Spaniern die Ehre zu haben, unter dem unmittelbaren Schutze des Himmels zu kämpfen und zugleich der Madonna de los Remedios, die der Vicekönig Venegas zur Generaliſſima ernannt hatte, eine andere Madonna entgegenzuſetzen. Dieſe Ceremonie hatte am 14. Juni, ich weiß nicht mehr welchen Jahres, ſtattgefunden, und hatte dem

jährlichen Feste, dem wir beiwohnen wollten, den Ursprung gegeben.

Wir hatten nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als uns der Wagen entgegenkam, in welchem die Madonna ihre Reise machte. Dieser Wagen wurde nicht von Pferden oder Mauleseln, sondern nur von Gläubigen gezogen, die sich der Reihe nach ablös'ten. Ein dreifacher Jubelruf begrüßte die heilige Statue, welche triumphirend durch die Menge dahinzog, geschmückt mit einer Schärpe, welche aus den drei mexicanischen Farben: grün, roth und weiß, bestand. Es wäre unklug gewesen, sich nicht achtungsvoll vor ihr zu verbeugen. Die Tapatios sind in der ganzen Republik wegen ihrer Geschicklichkeit im Gebrauche des Messers bekannt, und man übt gern die Künste, in denen man sich auszeichnet.

„Wollen Sie unsern Spatzierritt fortsetzen?“ fragte mich der Capitain, als das fromme Gewühl von uns fern war. „Alle diese Erinnerungen versetzen mich wider meinen Willen in die Tage meiner Jugend. Unterwegs will ich Ihnen das Abenteuer erzählen, das mir meinen Beruf als Guerrillero enthüllt hat. Sie werden auf diese Weise die Männer kennen lernen, die in diesem Lande das Zeichen des Aufstandes gegen die spanische Tyrannei gaben.“

Ort und Zeit waren trefflich gewählt zu einer Rückerinnerung an die Helden und glorreichen Thaten

der mexicanischen Revolution. Jeder Gegenstand in der Umgegend von Guadalajara erinnert an den Freiheitskrieg. Eine lange Weidenallee führt vom Dorfe San Pedro, in der Nähe von Zapopam, nach der Hauptstadt des Staates Jalisco, und auf dieser einsamen Straße konnte Don Ruperto seine Erzählung mit der Gewißheit beginnen, daß wir nicht zerstreut werden würden; auch eilte er, sein Versprechen zu halten.

„Meine militairische Laufbahn," begann der Capitain, „beginnt mit dem Jahre 1810. Mein Vater war damals Pächter einer ziemlich hübschen Hacienda, in der Nähe von Tampico, die einem reichen Spanier gehörte. Ich war damals ungefähr zwanzig Jahre alt, und meine Hauptbeschäftigung (denn unsere Herren wollten nicht, daß geistige Bildung sich unter den Creolen verbreite) bestand nur darin, die von meinem Vater verwalteten Besitzungen zu durchreiten, Stiere mit dem Lasso zu fangen und junge Pferde zu zähmen, die der Grundeigenthümer für seinen besonderen Gebrauch bestimmte. Diese Erziehung hatte aus mir einen kräftigen Mann gebildet, der jeder Strapaze gewachsen war und alle Leibesübungen geübt hatte, die man von einem vollkommenen Reiter verlangte; auch hatte ich den Gebrauch der Flinte, des Säbels und der Lanze vollkommen inne.

„Eines Tages (es war im Monat Februar des Jahres 1810, an einem Sonntage, an welchem alle

Arbeiten des Landbaues ruhten) ritt ich an der Meeresküste spatzieren. Das Pferd, das ich ritt, war ein trefflicher Brandfuchs, den ich selbst gezähmt hatte, und für den ich die lebhafteste Zuneigung fühlte, obgleich er mir nicht gehörte. Die Sonne brannte heiß, und ich war an der Thür eines Wirthshauses abgestiegen, um mich nach einem langen Ritte zu erfrischen. Mein Pferd hatte ich an einer der Säulen festgebunden, die den Eingang des Wirthshauses bildeten. Kaum hatte ich mich gesetzt, als ein Dragoneroffizier von San Luis in den Saal trat und mit befehlender Stimme fragte: „wem das an der Thür angebundene Pferd gehöre?“

„Mir, Herr Capitain,“ sagte ich bescheiden.

„Dir?“ erwiederte der Offizier mit verächtlicher Miene; „weißt Du nicht, daß ein Creole gar nicht reiten darf, daß dies nur ein ausschließliches Vorrecht für uns Spanier ist? Wahrlich, der Vicekönig hat Unrecht, diesen Picaros zu erlauben, eine Stute zu reiten; man sollte ihnen nur Esel geben.“

„Ich wußte nicht, daß ich im Unrecht sei,“ stotterte ich.

„Von jetzt an wirst Du es nicht vergessen, Schlingel, denn die Lection wird Dir Dein Pferd kosten.“

„Aber es ist nicht mein!“ rief ich.

„Hast Du gelogen oder hast Du gestohlen?“

„Ich bin weder ein Dieb, noch ein Lügner,“ er-

wiederte ich. Denn die im Saale versammelten Mexicaner hatten die Niederträchtigkeit, über den Schimpf zu lachen, der einem der Ihrigen zugefügt wurde.

„Der Offizier antwortete nicht; er schwang nur die Reitpeitsche und schlug mir sie in's Gesicht. Wüthend sprang ich auf; doch so groß war der Schrecken, den uns unsere Tyrannen einflößten, daß meine schon erhobene Hand zurücksank. Ich begnügte mich, zitternd vor Wuth, die Blicke der mich umstehenden Mexicaner zu prüfen. Ein Lachen, eine spottende Geberde hätte mir zum Vorwand gedient, um den Zorn, den ich auf den Spanier nicht zu entladen wagte, an meinen Landsleuten auszulassen; aber Niemand schien geneigt, der schmachvollen Behandlung, die ich erlitten, einen Schimpf hinzuzufügen. Ich sah sogar, wie ein Mann, in der Kleidung eines Fischers, der nicht weit von mir saß, bleich wurde und aufstand, weil ihn die schändliche Behandlung, deren Opfer ich war, empörte. Was soll ich weiter sagen? Ich war allein, der Offizier war von zweien seiner Freunde begleitet; ich hatte keine Waffen zum Widerstande, und trotz meiner Bitten wurde mein Pferd durch die Ordonnanz dieses Offiziers hinweggeführt.

„Ich verließ das Wirthshaus und schritt einige Zeit vor mich hin, ohne zu wissen wohin. Ich folgte einem kaum sichtbaren Fußsteig am Rande des Meeres,

deſſen Wogen mit eintönigem, traurigen Schalle ſich am Ufer brachen. Läſterungen und thörichte Drohungen entſchlüpften meinen Lippen, als plötzlich dicht hinter mir eine rauhe Stimme rief: „Heda, Freund, mit wem ſprecht Ihr denn?“ Ich war abergläubiſch und bin es noch. Dieſe Stimme, welche ſo plötzlich meinen Gedanken antwortete, ſchien mir die des Satans, der ſtets bereit iſt, den Menſchen Mittel zu bieten, Ihre Seele zu verderben. Der Mann, der mich angeredet hatte, war in grobe Stoffe gehüllt, obgleich er nicht den untern Klaſſen der Geſellſchaft anzugehören ſchien. Er war ungefähr funfzig Jahre alt, und ſeine klugen und ſtolzen Züge ſchienen Gehorſam zu erwarten. Verlegen über dieſes unerwartete Begegnen konnte ich anfangs nur einige unverſtändliche Worte ſtammeln, während ich das Zeichen des Kreuzes machte. Ein verächtliches Lächeln zuckte bei dieſer Geberde um die Lippen des Unbekannten.

„Woher Aberglaube!“ ſagte er, mich mit einer Art ſpöttiſchen Miene anblickend, „das iſt Alles, was ſie unſern Kindern lehren. Wer hat Dich denn beſchimpft, mein Sohn, und welche Hand hat jene blutige Spur auf Deine Wangen gezeichnet?“

„Ich hatte meine Klagen den Wogen des Meeres erzählt, und ließ mich nicht lange bitten, ſie auch der Perſon mitzutheilen, die ein ſo lebhaftes Intereſſe an mir zu nehmen ſchien. Während er mich anhörte,

blickte er von Zeit zu Zeit auf die dunkelblaue Linie, welche den Horizont begrenzte, und unterbrach für einen Augenblick meine Erzählung mit der Frage, ob ein weißer Punkt, den er mir mit dem Finger zeigte, eine Möve oder eine Fischerbarke sei.

„Es ist weder eine Möve noch eine Barke," antwortete ich; „das ist das Segelwerk eines Dreimasters oder einer Brigg."

„Gut," erwiederte er, „fahre fort."

„Ich beendete meine Erzählung nicht ohne sichtbare Anstrengungen, um den Zorn zu bemeistern, der mich erstickte. Als ich zu Ende war, drückte mir der Fremde die Hand und sagte:

„Zähle auf mich. Du sollst gerächt werden, und viele Andere mit Dir."

„In diesem Augenblicke kam der Fischer, dessen Mitgefühl für mich ich im Wirthshause bemerkt hatte.

„Vive Cristo!" sagte er, zu uns tretend, „ein solcher Peitschenhieb sollte nicht allein dem, der ihn gegeben, sondern dem ganzen Geschlechte unserer Unterdrücker das Leben kosten."

„Das ist leicht gesagt," erwiederte ich; „aber warum habt Ihr denn, der Ihr so stolze Gesinnungen affectirt, nicht meine Vertheidigung übernommen, als ich allein gegen drei Dragoneroffiziere stand?"

„Warum? weil die Zeit noch nicht gekommen ist; aber Geduld! was heute nicht geschieht, geschieht mor-

ganz, aber seid Ihr denn auch entschlossen, den Schimpf zu rächen, den man Euch angethan?“

„Ja, wenn es in meiner Macht ist.“

„In solchen Fällen kann man, was man will,“ sagte der Mann, der mich zuerst angesprochen hatte, während er mit zerstreuter Miene immer noch seine Blicke auf den Horizont richtete. Das Schiff in Sicht fing an, größer zu werden, wie eine jener fernen Wolken, die an Umfang zunehmen, je mehr sie der Wind heranstreibt.

„Ach,“ fuhr er fort, „ich erkenne jetzt das ganze Segelwerk.“

„Wahrlich, das ist eine schöne Brigg,“ rief der junge Mexicaner; „aber es ist noch zu zeitig, um sich dem Hafen zu nähern.“

„Er hat eben die Küste untersucht, so lange es Tag ist, damit er bei Nachtzeit weiß, wo er anlanden kann,“ antwortete der Gefährte des Schmugglers. Zu gleicher Zeit entfernten sich die beiden Männer um einige Schritte, und ich bemerkte, daß sie leise mit einander sprachen, indem sie bald auf mich deuteten, bald ihre Blicke auf einen der höchsten Punkte der Küste richteten. Auf dem Gipfel einer hohen Klippe, welche von einer Seite den Lauf des Flusses Panaco, auf der andern das Meer beherrschte, sah man das Wachthaus eines Küstenwächters. Mir wurde es klar, daß die Gegenwart dieses wachsamen Wächters den beiden

Schmugglern unbequem war. Der Jüngſte näherte ſich mir und ſagte:

„Nun, lieber Junge, jetzt gilt es, einen Entſchluß zu faſſen. Biſt Du für uns, ſo biete ich Dir im Namen dieſes Herrn von Neuem Gelegenheit zur Rache. Laß ſehen! Schwöre uns, ſo lange das Blut noch in Deinen Adern kocht, bei dem Heil Deiner Seele, einer der Unſrigen zu ſein!“

„Ja, wer ſeid Ihr denn?“ fragte ich den Unbekannten.

„Was kümmert Dich das, wenn ich Dir die Mittel zur Rache biete?“

„Wohlan, unter dieſer Bedingung bin ich der Eurige; ich ſchwöre es bei dem Heil meiner Seele! Aber jetzt werdet Ihr mir ſagen, wer Ihr ſeid, und wer jener Herr, Euer Gefährte, iſt.“

„Ich bin der Schmuggler Albino Conde; was den Herrn hier betrifft, ſo kann ich Euch ſeinen Namen noch nicht nennen.“

„Ich hatte oft von dem Schmuggler Albino ſprechen hören als von einem der kühnſten Küſtenfahrer. Unter der ſpaniſchen Regierung war der Schmuggel ein einträgliches, aber ſehr gefährliches Handwerk. Es war ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen den Zollwächtern und den Feinden des Fiskus, und in dieſen blutigen Kämpfen hatte ſich Albino Conde einen furchtbaren Ruf erworben. Es wurde unter uns verabredet,

daß wir den Untergang der Sonne abwarten, und dann das Fahrzeug in Sicht zu erreichen suchen wollten. Beide, Albino und sein Gefährte, schienen sichere Nachrichten über die Nationalität und die Landung des Fahrzeuges zu haben. Ich war oft ganze Wochen lang fern von der väterlichen Wohnung geblieben, und brauchte daher nicht zu fürchten, meinen Vater in Unruhe zu versetzen, wenn ich erst den andern Morgen zurückkehrte. Die Hoffnung auf eine baldige Rache reichte übrigens hin, mich an der Küste zurückzuhalten, und obgleich ich noch nicht deutlich einsah, wie die Begünstigung des Schmuggels meinen Beschwerden Abhülfe thun könnte, so zögerte ich doch nicht, mit blindem Gehorsam die geheimnißvollen Pläne meiner Gefährten zu unterstützen.

„Hinter dem Gürtel von Mangelbäumen (Leuchterbäumen), welcher die Küste begrenzte, fuhr der Schmuggler fort, die Bewegungen der Brigg zu beobachten. Zugleich behielt er auch die Höhe im Auge, wo der Küstenwächter stand, sowie die Signalstange, die sich neben dessen Hütte erhob. Albino sah die Brigg wenden, als eine Flagge von dem Küstenwächter aufgezogen wurde, um die Gegenwart eines Fahrzeugs außerhalb der Hafenbarre zu signalisiren; die Brigg fing bald an, am Horizonte zu verschwinden und die Flagge, die signalisirte, wurde schnell weggenommen.

„Vive Cristo!“ sagte der Schmuggler. „Zum Teufel mit dem Küstenwächter! Der Schlingel da oben

wird den ganzen Abend damit zubringen, alle Bewegungen jenes Schiffes zu signaliſiren, wenn wir ihm nicht das Handwerk legen.“

„In der That, je nachdem das Fahrzeug ſich entfernte oder näher kam, gab der Küſtenwächter ſein Signal. Die Sonne war ſchon tief am Horizonte, als die Brigg von Neuem ſich der Küſte näherte und die ſpaniſche Flagge aufſteckte. Sogleich ward eine gleiche Flagge an der Signalſtange aufgezogen.

„Es iſt doch nicht der, den wir erwarten!“ rief der älteſte meiner beiden Gefährten.

„Seid ohne Furcht, Doctor,“ ſagte Albino; „glaubt Ihr, der Capitain der Brigg ſei naiv genug, die franzöſiſchen Farben aufzuſtecken? Es iſt derſelbe, dem ich geſtern geholfen habe einige Ballen mit Seidenzeug an die Küſte zu bringen; obgleich ich das Land bewohne, habe ich doch ein Seemannsauge und täuſchte mich ſicher nicht, Man erwartet Euch an Bord und ich führe Euch hin, laßt es nur erſt dunkel werden.“

„Wäre es nicht einfacher,“ antwortete derjenige, den Albino Doctor nannte, „wenn der Mann, von dem Ihr wißt, lieber ſelbſt ans Land käme, als daß ich an Bord ginge?“

„Möglich; aber er liefe Gefahr, gefangen und vielleicht mit Euch erſchoſſen zu werden, während Niemand Euch ſtören kann, ſobald Ihr Eure Pläne miteinander

auf dem Verdeck oder in der Cajüte besprecht. Es ist also klüger wenn Ihr an Bord geht."

„Der Doctor schien mit der verständigen Bemerkung des Schmugglers einverstanden, und wir blieben schweigend und unbeweglich auf unserm Posten, in Erwartung des Augenblicks, wo das Dunkel der Nacht uns gestatten würde, durch die Barre zu schleichen und das französische Fahrzeug zu erreichen. Endlich vergoldeten die letzten Strahlen der Sonne nur noch die Gipfel der Palmen und die Höhe, wo der Küstenwächter stand, als Albino, nachdem er sich leise mit dem Doctor besprochen hatte, mir winkte, ihn zu begleiten. Wir verließen den Doctor, und schritten das Ufer des Flusses hinauf. Nach einer Viertelstunde kamen wir an den Ort, wo sein Bett sich zwischen zwei mit Schilf bedeckten Ufern verengte. Albino lös'te aus einem der dichtesten Gebüsche dieser Wasserpflanzen eine daselbst verborgene kleine Pirogue. Wir fuhren über den Fluß und stiegen am andern Ufer aus. Von diesem Orte aus, der dicht bewachsen war, führte ein anfangs sanfter, bald aber schroff werdender Abhang zu der Höhe, auf welcher der Küstenwächter ausgestellt war.

„Du bist auch Jäger?" fragte mich Albino.

„Warum?" entgegnete ich.

„Nun," erwiederte der Schmuggler, „ich frage nur, ob Du schweigend das Wild beschleichen kannst. Nimm Dein ganzes Jägergeschick zusammen, denn wir müssen

die Höhe gewinnen, ohne daß uns der Wächter ſieht oder hört, damit wir einen Blick auf das freie Meer haben.“

„Das iſt leicht, denn der Küſtenwächter ſteckt ja in ſeinem Wachthauſe.“

„Was ihn aber nicht hindert, Dir nöthigenfalls eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Du biſt jetzt gewarnt, laß uns gehen.“

„Bis jetzt hatte ich den Befehlen meines Gefährten blind gehorcht; ich that es ferner aus Eigenliebe. Nachdem die Pirogue von Neuem im Rohr verborgen war, begannen wir, den Abhang zu erklimmen. Es war eine Landzunge, von der die eine Seite den Fluß Panuco, die andere das Meer begrenzte. Zur Rechten ſtürzte ſich das Flußwaſſer rauſchend in den Ocean; zur Linken brachen ſich die Wogen des Salzwaſſers ſtürmiſch an den Seiten und dem Fuße dieſes Vorgebirges. Der Wächter konnte alſo den Fluß und das offene Meer überſchauen. Das Rauſchen der Wogen, die unter uns gegen den Landdamm ſtürzten und ihn langſam unterhöhlten, bedeckte das Geräuſch unſerer Schritte. Es war alſo leicht, ungehört in die Höhe zu kommen, aber nicht gut möglich ſchien es, den Blicken des Wächters zu entgehen, ſobald wir erſt über das Gebüſch hinausgekommen waren, das einen Theil des Hügels bedeckte. Auch machten wir Halt, ſobald wir dieſen Punkt erreicht hatten. Ich glaubte, dem Schmuggler bemerken

zu müſſen, daß es nutzlos und gefährlich ſei, weiter hinaufzuſteigen, weil wir von dem Orte, wo wir wären, den Fluß und das Meer überſchauen könnten. In der That, auf der ungeheuren Waſſerfläche, die ſich purpurn vor unſern Augen ausdehnte, konnten wir in der Ferne ſelbſt die Strudel ſehen, welche die ſchmutzigen Waſſer des Pannco bildeten. Das franzöſiſche Fahrzeug ſchien im Glanz der untergehenden Sonne feurige Segel zu entfalten. Zuweilen, wenn es ſich unter der friſchen Briese, die gegen Abend wehte, beugte, zeigte es auch das glänzende Kupfer ſeines Kiels. In meiner damaligen Unwiſſenheit glaubte ich, den Märchen unſerer ſpaniſchen Prieſter zufolge, welche die Franzoſen als verdammte Ketzer ſchilderten, in den Strahlen der untergehenden Sonne, welche den Reflex auf die Segel der Brigg warfen, den Widerſchein der Flammen der Hölle zu erblicken. Der Gedanke, mit ſolchen verworfenen Ketzern in Berührung zu kommen, erfüllte mich mit Entſetzen, und gern wäre ich wieder zurückgegangen, wäre es nicht zu ſpät geweſen. Mein Eidſchwur band mich, und dieſer Tag entſchied mein ganzes Leben.

„Nach einem kurzen Aufenthalte ſagte mir der Schmuggler, daß er trotz meines Rathes den Gipfel des Hügels erſteigen werde. „Du aber,“ fügte er hinzu, „kannſt zurückgehen, wenn Du Furcht haſt.“

„So laßt uns gehen!“ ſagte ich; „aber wir ſind ohne Waffen.“

„Wir brauchen keine,“ erwiederte Albino trotzig.

„Die Stimme des Oceans bedeckte fortwährend das Geräusch unserer Schritte, aber von jetzt an waren einige dünnstehende Palmbäume, deren grüne Gipfel von dem Abendwinde bewegt wurden, unser einziger Schutz gegen die Blicke des Wächters. Wenn dieser aus der Hütte trat, so waren wir entdeckt.

„Ich wage mehr, als Du,“ sagte Albino, in den kurzen Zwischenräumen, wo wir, auf dem Bauche liegend, einige Augenblicke von dem eiftigen Klettern ausruhten und Athem schöpften; „der Wächter kennt mich, und die erste Kugel ist für mich.“

„Diese Bemerkungen des Schmugglers konnten natürlich nicht verhindern, daß ich sehr ernste Besorgnisse in Bezug auf die zweite Kugel des Wächters hegte; ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich mit einem so bekannten Manne in sehr gefährlicher Gesellschaft sei. Doch die spanische Flagge wehte noch immer an der Spitze der Signalstange, und der Wächter trat nicht aus seiner Hütte. Endlich erreichten wir einen Vorsprung, den letzten vor dem Gipfel des Vorgebirges. Hier legten wir uns nieder, um noch einmal zu ruhen.

„Laß uns ein wenig von hier aus sehen, was die Brigg macht,“ sagte Albino, indem er auf den Knien nach der Seite des Vorgebirges hinkroch, welche den Ocean beherrschte. Ich folgte ihm kriechend, wie er, und unsere Blicke senkten sich in die Tiefe unter uns. Die

Klippe, an deren Gipfel wir waren, erhob ſich ungefähr achtzig Fuß über das Meer. Die Wogen peitſchten ſie mit einem furchtbaren Geräuſch. In einiger Entfernung vom dem Fuße des Berges war das Meer glatt, und die Floſſen von zwei oder drei Haifiſchen durchfurchten die Oberfläche. Die Brigg hatte beigelegt, und ſchaukelte ſich unbeweglich unter ihren großen Segeln. Ich ſchloß die Augen, um dem Schwindel zu entgehen, den die Tiefe des Abgrundes mir erregte.

„Ah,“ ſagte der Schmuggler, „die Brigg hat beigelegt. Das Manöver iſt, ſo fern von der Küſte, ſeltſam genug, und der Zollwächter hat wohl ein Recht, erſtaunt zu ſein. Jetzt iſt der Augenblick!“

„Welcher Augenblick?“ fragte ich.

„Glaubſt Du,“ begann Albino von Neuem, mit einer Miene finſterer Ironie, „daß ein Mann verloren iſt, der von hieraus in das Meer fiele?“

„Er erſtickte, ehe er zur Oberfläche des Waſſers käme.“

„Das iſt Deine Anſicht. Ja ſo, wie nennſt Du Dich?“

„Ruperto Caſtannos.“

„Nun, bleib hier, und was Du auch hören oder ſehen magſt, rühr' Dich nicht vom Platze, ſelbſt wenn ich Dich bei Deinem Namen rufe.“

„Nachdem Albino Conde dieſe räthſelhaften Worte geſprochen hatte, erkletterte er den Vorſprung, hinter

Segel zeichneten ſich deutlich am Himmel ab. Als wir in einer kurzen Entfernung von ihm waren, ließ eine Stimme die ziemlich ſchlecht ausgeſprochenen Worte hören: „Quegente?“ — „Muero el mal gobierno y viva la religion!“ antwortete der Doctor mit einer Stentorſtimme. „Adelante,“ lautete die Antwort vom Bord, und unſere Pirogue glitt auf der Fläche des Meeres dahin. Einige Minuten nachher waren wir am Bord des Fahrzeugs. Die vollkommene Ordnung, die hier herrſchte, die mir ganz neue Tracht der Matroſen, der Gedanke, daß ich mich unter ſchändlichen Götzendienern befände, ſowie die vorhergehenden Auftritte, Alles trug dazu bei, mich in eine gewaltige Aufregung zu verſetzen. Seit dem Augenblicke, wo ich das Wirthshaus verlaſſen, ſchien mir Alles ein wüſter Traum, ſo willenlos hatte ich gehandelt.

„Der Doctor wurde mit großer Höflichkeit empfangen; ein ſchwarzgekleideter Mann trat ihm auf dem Verdeck entgegen, wechſelte mit ihm einige Worte, und führte ihn dann in die Cajüte, die ich glänzend beleuchtet und prächtig möblirt ſah. Während dieſer Zeit trugen die Franzoſen aus dem Schiffsraum Branntweinfäſſer und Waarenballen und ſtellten ſie auf dem Verdeck auf. Als ſo viel beiſammen waren, als ein großes Boot tragen konnte, ließ man eine Barke ins Meer, und die Matroſen begannen ſie zu laden. Während dies geſchah, ſagte man mir und Albino, der Doctor

laſſe uns bitten, in die Cajüte zu kommen. Wir folgten der Einladung und traten, den Hut in der Hand, ein. Der Doctor ſaß mit dem ſchwarzgekleideten Manne an einem Tiſche, der mit rothgeſiegelten Papieren bedeckt war. Wir nahmen in einiger Entfernung vom Tiſche auf Schemmeln Platz.

„Mein Sohn,“ ſagte der Doctor zu mir, „erfahre endlich, welche Art von Rache wir Dir bieten können. . . . Sprechen Sie jetzt, mein Herr,“ fuhr er, zu dem Fremden gewendet, fort.

„Ich war ganz Ohr, denn endlich ſollte ich den Zweck aller unſerer Maßregeln erfahren. Der Franzos nahm das Wort und ſprach, zum Doctor gewendet, mit ernſter, feierlicher Stimme und in ſehr gutem Spaniſch:

„Herr Prieſter, ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, damit dieſe braven Leute es vernehmen, daß ich von Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König Napoleon dem Großen abgeſandt worden bin, um den Völkern Amerika's, die ſeit dreihundert Jahren die Sclaven Spaniens ſind, Freiheit und Unabhängigkeit anzubieten. Es iſt Zeit, daß Mexico das Joch abſchüttele, welches ſchwer auf ihm laſtet. Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, bin ich von Sr. Majeſtät ermächtigt, den Häuptern der großen Bewegung, welche das ſpaniſche Amerika befreien ſoll, die nöthige Hilfe an Truppen und Geld anzubieten, um dieſes edle Unternehmen glücklich

wird den ganzen Abend damit zubringen, alle Bewegungen jenes Schiffes zu signaliſiren, wenn wir ihm nicht das Handwerk legen.“

„In der That, je nachdem das Fahrzeug ſich entfernte oder näher kam, gab der Küſtenwächter ſein Signal. Die Sonne war ſchon tief am Horizonte, als die Brigg von Neuem ſich der Küſte näherte und die ſpaniſche Flagge aufſteckte. Sogleich ward eine gleiche Flagge an der Signalſtange aufgezogen.

„Es iſt doch nicht der, den wir erwarten!“ rief der älteſte meiner beiden Gefährten.

„Seid ohne Furcht, Doctor,“ ſagte Albino; „glaubt Ihr, der Capitain der Brigg ſei naiv genug, die franzöſiſchen Farben aufzuſtecken? Es iſt derſelbe, dem ich geſtern geholfen habe einige Ballen mit Seidenzeug an die Küſte zu bringen; obgleich ich das Land bewohne, habe ich doch ein Seemannsauge und täuſchte mich ſicher nicht. Man erwartet Euch an Bord und ich führe Euch hin, laßt es nur erſt dunkel werden.“

„Wäre es nicht einfacher,“ antwortete derjenige, den Albino Doctor nannte, „wenn der Mann, von dem Ihr wißt, lieber ſelbſt ans Land käme, als daß ich an Bord ginge?“

„Möglich; aber er liefe Gefahr, gefangen und vielleicht mit Euch erſchoſſen zu werden, während Niemand Euch ſtören kann, ſobald Ihr Eure Pläne miteinander

auf dem Verdeck oder in der Cajüte besprecht. Es ist also klüger wenn Ihr an Bord geht."

„Der Doctor schien mit der verständigen Bemerkung des Schmugglers einverstanden, und wir blieben schweigend und unbeweglich auf unserm Posten, in Erwartung des Augenblicks, wo das Dunkel der Nacht uns gestatten würde, durch die Barre zu schleichen und das französische Fahrzeug zu erreichen. Endlich vergoldeten die letzten Strahlen der Sonne nur noch die Gipfel der Palmen und die Höhe, wo der Küstenwächter stand, als Albino, nachdem er sich leise mit dem Doctor besprochen hatte, mir winkte, ihn zu begleiten. Wir verließen den Doctor, und schritten das Ufer des Flusses hinauf. Nach einer Viertelstunde kamen wir an den Ort, wo sein Bett sich zwischen zwei mit Schilf bedeckten Ufern verengte. Albino löst'te aus einem der dichtesten Gebüsche dieser Wasserpflanzen eine daselbst verborgene kleine Pirogue. Wir fuhren über den Fluß und stiegen am andern Ufer aus. Von diesem Orte aus, der dicht bewachsen war, führte ein anfangs sanfter, bald aber schroff werdender Abhang zu der Höhe, auf welcher der Küstenwächter aufgestellt war.

„Du bist auch Jäger?" fragte mich Albino.

„Warum?" entgegnete ich.

„Nun," erwiederte der Schmuggler, „ich frage nur, ob Du schweigend das Wild beschleichen kannst. Nimm Dein ganzes Jägergeschick zusammen, denn wir müssen

begann mit kräftiger Stimme die ersten Verse eines Liedes, das später einer unserer Volksgesänge wurde:

„Ya el setentrion libri
Bebe ex placida copa
El dulce nectar de la libertad.“*)

„Einige Minuten nachher hatten wir die Küste erreicht. In dem Augenblicke, wo ich mich von meinen Gefährten trennen wollte, winkte mich der Doctor zu sich und sagte:

„Erinnere Dich, daß Du einer der Unsrigen bist. Morgen wirst Du mit einer wichtigen Botschaft beauftragt werden, und Albino wird Dir Deine Instruction bringen.“

„Kurz vor Sonnenaufgang erreichte ich das väterliche Haus. Ich erzählte meinem Vater sofort den Schimpf, der mir geworden, verbarg ihm aber auch nicht den Mord des Zollwächters und die Unterredung mit dem französischen Gesandten. Getheilt zwischen Staunen und Schrecken, hörte mich mein Vater zitternd an.

„So bist Du, Ruperto, fast ohne es zu wollen, der Mitschuldige eines Mordes und der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den König von Spanien?“

„Ei, Vater, der König von Spanien ist nur ein Franzos.“

---

*) Schon ist der Norden frei und trinkt friedlich den Nektar der Freiheit.

„Jedenfalls mußt Du ſühnen, da jedes einzelne dieſer Verbrechen den Tod nach ſich zieht.“

„Ich werde die Botſchaft erwarten, die ich zu übernehmen verſprochen.“

„Gott gebe, daß ſie bald kommt!“ erwiederte mein Vater, mich umarmend.

„Seine Wünſche wurden erhört, denn noch am Abend deſſelben Tages fragte ein Mann in der Hacienda nach mir, deſſen Geſicht unter der Kapuze ſeines Mantels halb verborgen war. Es war Albino.

„Ich mache es wie Du,“ ſagte er, „und entferne mich aus der Gegend. Die Fluth hat das Wachthaus an die Küſte geſpült, und natürlicherweiſe hat man darin einen Streich von mir geargwöhnt.“

„Mit dieſen Worten zog Albino aus den Falten ſeines Mantels einen ſehr dicken Brief hervor.

„Die Aufſchrift, die Du hier ſiehſt,“ fügte er hinzu, „und die Du eben ſo wenig leſen kannſt, wie ich, heißt: An Seinor Don Miguel Hidalgo y Coſtilla, Pfarrer von Pueblo de Dolores. Du übergiebſt die Depeſche ihm ſelbſt und wiederholſt ihm, was Du vom franzöſiſchen Agenten gehört haſt und warteſt auf ſeine Befehle. Derjenige, der Dich ſchickt, iſt der Doctor Don Manuel Iturriaga, Canonicus von Valladolid. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo wir uns wiederſehen werden, aber an der Spitze eines bewaffneten Haufens und als Herren der Orte, wo wir uns jetzt verbergen

müſſen. Ich werde, wie Du, für den Sieg unſerer Unabhängigkeit arbeiten.“

„Albino beſtieg ſein Pferd und entfernte ſich im Galopp; ich traf meine Vorbereitungen zur Abreiſe. Der Flecken Dolores liegt bei der Stadt San Miguel el Grande. Mein Vater ſattelte ſelbſt ein kräftiges Maulthier und übergab mir einen wohlgefüllten Beutel und einen langen Toledanerdegen.

„Erinnere Dich immer, mein Sohn, an die edle und ſtolze Deviſe, welche die Toledanerklingen tragen: zieh ſie nie ohne Grund und ſtecke ſie nicht ohne Ehre ein.“

„Darauf umarmte er mich und ich ſchlug den Weg nach San Miguel el Grande ein.

„Sie wiſſen jetzt, wie ich zu Verſchwörungen und militairiſchen Abenteuern gekommen bin. Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? Seit dieſer Zeit iſt mein Leben einige Jahre lang eine Reihe von Kämpfen und abenteuerlichen Fahrten geworden. Der Pfarrer Hidalgo, an den ich eine Botſchaft bringen mußte, wurde das Haupt des Aufſtandes von 1810 und ſpielte in der Geſchichte Mexico's eine große Rolle. Seit meinen erſten Feldzügen habe ich häufig in meinen Träumen den Greis mit der breiten Stirn und den lebhaften und durchdringenden Augen wiedergeſehen, deſſen hoher Wuchs von ſeinen ſechzig Jahren kaum gebeugt war. Ich habe auch den ſonderbaren Anblick des Zimmers nicht

vergeſſen, wo mich der Pfarrer zum erſten Male empfing, den mit einem groben, blauen Tuche bedeckten Tiſch, die Schmelztiegel und anderen chemiſchen Geräthſchaften, die in ſeltſamer Unordnung neben frommen Büchern und Roſenkränzen ſtanden. Ich fühlte bald den Einfluß und begriff ſchnell das Genie dieſes unerſchrockenen Mannes. Ich hatte fortdauernd Botſchaften an ihn zu bringen und Befehle von ihm zu empfangen. Sieben Monate nach unſerem erſten Zuſammentreffen, in die Nacht vom 15. zum 16. September, wurde das Signal zum Aufſtande des Hidalgo gegeben. Der Doctor Iturriaga, derſelbe, der mich in die Partei der Freiheit aufgenommen hatte, war in Queretaro gefährlich krank geworden und hatte auf dem Sterbebette das Geheimniß der Verſchwörung verrathen. Jetzt durfte man nicht mehr zögern, man mußte kämpfen oder ſterben. Ich wohnte der letzten Berathung Hidalgo's und ſeiner Freunde bei. Nach kurzer Erwägung gab Hidalgo, begleitet von ſeinen Getreuen und fünf oder ſechs Sereros, dem Sacriſtan von Dolores Befehl, die Sturmglocke zu läuten. Kaum war die Glocke in Bewegung geſetzt, als verwirrtes Geſchrei das Dorf erfüllte und tumultuariſche Gruppen uns umdrängten. Dieſe Gruppen bildeten den Kern der Inſurrectionsarmee in Mexico. Hidalgo beeilte ſich, den abergläubiſchen Bewohnern von Dolores zu erklären, daß die Spanier ihnen die Religion nehmen wollten; mehr bedurfte es nicht, um aus

dieſen Bauern unverſöhnliche Gegner der ſpaniſchen Herrſchaft zu machen. Schon am folgenden Tage ſtanden gegen 4000 Männer unter den Befehlen Hidalgo's und man marſchirte auf San Miguel el Grande; die Stadt wagte keinen Widerſtand, einige Regimenter der Königin gingen ſelbſt zu den Inſurgenten über. Jetzt ſchien der Sieg der mexicaniſchen Revolution entſchieden; doch die große Bewegung war erſt in ihrem Anfang. Für einige Tage wuchs der Strom. Städte und ganze Provinzen wurden den Spaniern entriſſen; doch dieſe überwanden bald ihren erſten Schrecken, organiſirten einen ernſten Widerſtand und nun begann ein furchtbarer Krieg, von dem die Schlacht bei Calderon nur die erſte Periode beſchloß. Was ich davon noch weiß, will ich Ihnen ſpäter erzählen."

Einige Augenblicke des Stillſchweigens folgten auf dieſe Erzählung, die mir die erſten, faſt unbekannten Anfänge des großen Kampfes enthüllt hatte, aus dem die Befreiung Mexico's hervorgegangen war. Wir ſtanden an dem äußeren Thore von Guadalajara und bald war ich an der Thüre meines Gaſthauſes. Hier dankte ich dem Capitain Ruperto für ſeine intereſſanten Mittheilungen und verließ ihn in der Hoffnung, bald mit ihm den Weg von Guadalajara nach den ſüdlichen Küſten von Mexico zu machen.

II.

Die sieben Morias von Bajan.

Guadalajara ist einer derjenigen Orte, wo man sich nur in den Geschäften aufhält, und das der müssige Reisende schnell zu verlassen trachtet. Nachdem ich mehr als eine Woche mit dem Besehen der Stadt und ihrer Umgebungen verwendet hatte, glaubte ich, daß es wohl Zeit sei, meine Reise nach den Südküsten Mexico's fortzusetzen. Der Capitain Don Ruperto hatte eben so wenig Gefallen, als ich, an der sitzenden Lebensweise, und am andern Morgen, nachdem ich ihm meinen Wunsch der Abreise angekündigt hatte, befanden wir uns gemeinsam auf der Straße nach Tepic.

Der erste Tag verging ziemlich schweigsam. Am andern Morgen kamen wir, nachdem wir in einer jener dürftigen Ventas übernachtet hatten, welche die Karavanserais des spanischen Amerika's sind, durch das Dorf Tequila, in welchem ein starker, in ganz Mexico

sehr beliebter Liqueur, bekannt unter dem Namen Mescal, aus den Wurzeln einer Art Aloe fabricirt wird. Unsere dritte Tagereise ging bis zum Dorfe Ahuacatlan. Hier fanden wir die freundlichste Aufnahme im Hause eines Franzosen, Herrn B., dem Begründer eines Destillationsgeschäfts, das unter seiner verständigen Leitung einen bedeutenden Aufschwung nahm, obgleich es damals, als wir durch das Dorf Ahuacatlan kamen, erst seit zwei Jahren bestand. Das rasche Aufblühen dieses Geschäfts war um so merkwürdiger, da der Speculant ein eben so seltsames, als unangenehmes Hinderniß in dem Fanatismus eines unwissenden Pfarrers gefunden hatte. In den Augen eines Mexicaners ist jeder Fremde ein Engländer und jeder Engländer ein Ketzer. Sobald also Herr B. sich in der Gegend angesiedelt hatte, that der Pfarrer von Ahuacatlan sein möglichstes, den unerwarteten Gast, dessen gefährliche Berührung mit seinen Pfarrkindern er fürchten zu müssen glaubte, aus dem Dorfe zu treiben. Verfolgungen jeder Art, Chicanen und alle möglichen Plackereien und Verdrießlichkeiten wurden gegen unsern Landsmann angewendet, um seine Geduld zu ermüden und die Bewohner von Ahuacatlan zu bewegen, ihm jeden Beistand zu verweigern. Glücklicherweise wurde der Pfarrer in seiner Erwartung über den Ausgang dieses kleinen Kriegs getäuscht. Die Indianer nahmen nämlich, gegen ihre Gewohnheit in ähnlichen Fällen,

Partei für den Ketzer gegen ihren Pfarrer und dieser hatte, betroffen über einen so unvermutheten Widerstand, seine Stelle einem duldsameren Collegen übergeben müssen. Seitdem war Herr B. für die ganze indianische Bevölkerung des Dorfs der Gegenstand der aufrichtigsten Verehrung. Man hatte sich nicht damit begnügt, ihn bei seiner ersten Einrichtung des Geschäfts zu unterstützen, sondern hatte die Freundlichkeit gegen den Verbannten so weit getrieben, daß man ihm die zartesten Aufmerksamkeiten erwies; ja, die Indianer hatten mit ungeheuren Anstrengungen den Felsen, auf welchem sich die Fabrik erhob, in einen reizenden Garten verwandelt.

Wir brachten einen ganzen Tag in dieser gastfreundlichen Wohnung zu. Hier, mitten in den herrlichsten Anlagen, die durch den uneigennützigen Eifer der Indianer unterhalten werden, erzählte uns Herr B. die Geschichte seines Kampfes mit dem Pfarrer. Hier glaubte ich auch meinen Reisegefährten an ein Versprechen erinnern zu müssen, das er mir vor unserer Abreise von Guadalajara gemacht hatte. Don Ruperto schuldete mir nämlich die Fortsetzung seiner militairischen Erinnerungen. Der Freiheitskampf hatte für Herrn B. denselben Reiz der Neuheit, wie für mich, und als er seine Bitten mit den meinigen vereinigte, entschloß sich bald der alte Parteigänger, eine jener langen Erzählungen zu beginnen, welche wohl mehr als einmal die Nacht-

wachen ſeiner Waffengefährten erheitert oder ihren Marſch in der Wüſte verkürzt haben mochten.

1.

„Es giebt im Kriegsleben Tage, welche man nie vergißt," ſagte ernſt der Capitain, nachdem er ſich eine Cigarre angebrannt und ſeinen grauen Schnurrbart durch die Finger hatte laufen laſſen. „So geht es auch mir mit zwei Abenteuern, oder zwei Epiſoden, aus der Zeit meines erſten Feldzugs. Eine gewiſſe Nacht, die ich in der Hacienda de la Barranca del Salto, in der Nähe der Ebene von Calderon, zubrachte, und eine Reiſe, die ich von Saltello nach Monclova unternahm, haben mir den Krieg in einem Lichte gezeigt, wie es die furchtbarſten Kämpfe nicht haben thun können.

„Das erſte jener Abenteuer geht in die Tage zurück, welche dem Beginn der Inſurrection folgten, die der Pfarrer von Dolores ſo keck hervorrief. Es war im Monat December 1806. Der keimende Aufſtand war in ſeiner ganzen Kraft und ich fand nur zu bald Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, welche blutgierige Neigungen ſich in jenen erſten Zeiten des Kampfes mit den edelſten Leidenſchaften paarten. Nachdem ich der Fahne der Unabhängigkeit geſchworen und Commandant einer Schwadron Rancheros geworden war,

wurde ich in einem Scharmützel, unweit der Brücke von Calderon, verwundet. Meine Leute waren auseinandergelaufen. Um Guadalajara so schnell als möglich zu erreichen, hatte ich die einsamsten Pfade gewählt und hoffte auf diese Weise die Gefahren der besuchteren Straßen zu vermeiden. Unglücklicherweise überraschte mich die Nacht, als ich noch zehn Stunden von der Stadt entfernt war. Ich befand mich auf der ungeheuern Ebene, auf welcher die Spanier später einen so blutigen Sieg davon tragen sollten. Meine Wunde war zwar leicht, hatte aber die Mattigkeit, welche stets einem Kampfe folgt, bei mir in eine schmerzhafte Schwäche umgewandelt. Mein Pferd schleppte sich nur mühsam weiter. Dicke Gewitterwolken bedeckten den Himmel, und der Wind, der stets einem Unwetter vorausgeht, sauſ'te in den blätterlosen Bäumen. Bald fielen große Regentropfen in das hohe Gras, und einige Blitze warfen unheimliche Lichtreflexe in die mich umgebende Finsterniß. Bei ihrem Scheine erkannte ich, daß ich in der Nähe einer jener verlassenen und verfallenen Hacienda's sei, welche seit Beginn des Kampfes den kleinen Abtheilungen beider Armeen zur Zuflucht dienten. Da ich mich zu schwach fühlte, um meinen Weg fortzusetzen, entschloß ich mich, auf meine Gefahr in die Hacienda zu flüchten, deren Mauern sich deutlich an dem dunkeln Nachthimmel abzeichneten. Nichts in der schweigenden und düsteren Umgebung

schien die Gegenwart eines menschlichen Wesens anzuzeigen. In einigen Minuten hatte ich eine Schlucht passirt, durch welche ein Waldstrom brauſ'te, den die letzten Regengüsse gebildet hatten, und ich befand mich vor der Pforte des verlassenen Gehöftes, welches mir für die Nacht ein Nachtlager bieten sollte. Es war die Hacienda der Baranca del Salto.

„Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ich trieb mein Pferd in den Hof der Hacienda, stieg ab, nicht ohne gegen meine Verwundung zu fluchen, die jede Bewegung mir schwer zu machen anfing, und besonders gegen diejenigen, durch welche ich in einen so häßlichen Zustand versetzt worden. Mit durch die Mattigkeit immer schwerer werdenden Schritten begann ich, mein Pferd am Zügel führend, den Hof genauer zu untersuchen. Ich befand mich in einer Art Arena, die von drei Seiten durch gemauerte Bogengänge eingeschlossen war, welche bereits halb zerfallen waren; hie und da bemerkte ich unter den Arkaden Eingänge ohne Thüren. In der Mitte des Hofes gaben einige halbverbrannte Holzstücken zu erkennen, daß wenige Augenblicke vor mir Reisende sich in diesen Räumen aufgehalten hatten. Sogleich häufte ich die Holzstücke aufeinander und suchte sie wieder in Brand zu bringen. Darauf band ich mein Pferd an einen der Pfeiler, welche die Bogengänge stützten, und trat, in der einen Hand ein brennendes Holzstück, in der andern ein Pistol

haltend, mit schwankenden Schritten in einen Gang, der in die Gemächer der ehemaligen Besitzer der Hacienda zu führen schien. Der Gang brachte mich aber nur in einen zweiten Hof, der noch mehr zerfallen war, als der erste und in welchem ein Leichenduft herrschte, wie man ihn nur auf dem Schlachtfelde findet, wo man die Todten nicht beerdigt hat. Zwei Leichen lagen in diesem Hofe, nur halb verschüttet unter den Trümmern. Ich ging nicht weiter, sondern kehrte durch denselben Gang zurück und bemerkte jetzt eine Thür, deren Flügel ich aufstieß. Ich trat jetzt in einen geräumigen, viereckigen Saal, an dessen Wänden Gemälde hingen, die theils von Kugeln durchlöchert, theils von Bajonnetstichen zerrissen waren. Hier beschloß ich, mir es so bequem als möglich zu machen. In einem Winkel waren zerbrochene Möbeln aufgehäuft, die mir als Bett dienen konnten. Ich wollte nur mein Pferd herbeiholen, um ihm Theil an dem neugefundenen Zufluchtsort nehmen zu lassen und wollte eben zur Thür hinausgehen, als ein Schuß das Echo der verlassenen Hacienda erweckte. Eine Kugel, die dicht an meinen Ohren vorbeisauf'te, benachrichtigte mich, daß der Schuß mir gegolten hatte. Ich wartete keinen zweiten Angriff ab und stürzte aus dem ungastlichen Saal heraus. Unglücklicherweise war ich kaum in den ersten Hof getreten, als mein Fuß an einen Steinhaufen stieß, ich fiel hin und der Feuerbrand, wie mein Pistol, sanken aus

meinen Händen. Ich befand mich in vollkommener Dunkelheit, und ohne mir Zeit zu gönnen, meine Waffen wieder zu suchen, tappte ich nur eilig nach dem Ort hin, wo ich mein Pferd gelassen hatte. Hier erwartete mich ein neuer Unfall: das Thier war verschwunden und mit ihm meine anderen Waffen, meine Lanze, mein Säbel und mein letztes Pistol. Ich befand mich also allein, ohne Waffen und verwundet der Gnade meiner Feinde preisgegeben. Mir blieb nichts übrig, als die Hacienda zu verlassen, wo ein geheimnißvoller Feind mir in jedem Augenblick eine zweite, besser gerichtete Kugel zuschicken konnte. Ich schleppte mich aus dem verfluchten Orte weg, und von Mattigkeit überwunden, wollte ich mich in den Schatten eines Mesquito an den Rand der Schlucht hinwerfen, aus dessen Grunde das Brausen des Waldstromes heraufstönte.

„Ich hatte schon mehrere Nächte unter freiem Himmel zugebracht, trotz Sturm und Regen; ich kannte alle Klagen oder furchtbaren Stimmen, die sich während eines Sturmes in der Einsamkeit erheben; aber das Geräusch, das in dieser Nacht am Rande des Waldstroms der Baranca mein Ohr traf, hatte nichts gemein mit dem Pfeifen des Windes oder mit dem Brausen des Donners. War ich das Spielwerk einer Fieberphantasie? Ich glaubte, menschliche Stimmen zu hören, Klagen von Verwundeten oder Sterbenden über-

tönten die wilde Harmonie des Wasserfalls. Diese seltsamen Stimmen kamen aus dem Grunde der Baranca; von der Hacienda her hörte ich das Stampfen von Rossen und das Klirren von Waffen. Woher kamen diese dumpfen Töne? Befand ich mich mitten auf einem Schlachtfelde, mitten unter den Opfern des Bürgerkriegs? Fand eine nächtliche Metzelei, wenige Schritte von mir, statt? Oder ging mein Wundfieber wie ich es anfangs geglaubt hatte, in ein Delirium über? Nach und nach sank ich in einen Halbschlummer, den das verwirrte Geräusch, das ich mir vergeblich zu erklären suchte, beförderte. Ein durchdringender Angstschrei weckte mich bald wieder und entschlossen, gegen die Schlafsucht anzukämpfen, in die mich die Mattigkeit versenkt hatte, bemühte ich mich, eine sitzende Stelle einzunehmen, angelehnt an den Baum, der mir zum Schutz diente. Das Gewitter wurde immer stärker; die Blätterhülle des Mesquito wich den heftigen Regenströmen, die auf mich niederfielen. Große, laue Tropfen benetzten meine Stirne. Ein seltsamer Blutgeruch verbreitete sich um mich her. Ich sah meine Hände an, und es schien mir, als wenn eine röthliche Flüssigkeit sich mit dem Regen vermischte, der sie benetzte. Endlich kam ein heftigerer Windstoß als die andern über das Gefild. Der Mesquito, unter welchem ich lag, krachte zusammen und ich fühlte seine Wurzeln im Boden erzittern. Ein abgestorbener Ast fiel vom

Baume herunter, eine schwarze Masse rollte neben mir hin; ich streckte unwillkürlich die Hand aus, zog sie aber sogleich mit einem Schrei des Entsetzens zurück; meine Finger hatten ein feuchtes und klebriges Haar erfaßt. In einem Augenblicke war ich, trotz meiner Schwäche, auf den Füßen und die Augen gegen den Gipfel des Baumes gerichtet, erwartete ich, daß ein Blitz die Zweige erleuchten sollte, die sich seufzend über mir bogen. Da war mir Alles erklärt. An jedem Aste des Mesquito hing ein menschliches Haupt, als blutiges Zeugniß der Grausamkeit der Spanier. Der Baum, unter welchem ich Schutz gesucht hatte, war eine jener gräßlichen Trophäen, welche die wilde Wuth der Soldaten Calleja's in unsern Gefilden vervielfältigte. Ich konnte nicht lange diese furchtbare Pyramide menschlicher Ueberreste betrachten; unter jenen verzerrten Gesichtern hatte ich die Züge ehemaliger Waffengefährten zu erkennen geglaubt, und ich sank bewußtlos nieder."

Hier schwieg der Capitain; er hatte auf dem Gesichte des Herrn B. einen Ausdruck des Zweifels bemerkt und nach kurzer Pause begann er, zu meinem skeptischen Landsmann gewendet, also:

„Sie glauben vielleicht, ich erzähle Ihnen einen häßlichen Traum? Sie täuschen sich. Seitdem Sie Mexico bewohnen, haben Sie gewiß mehr als einmal Bäume gesehen, die mit kleinen Holzkreuzen beladen

ſind. Wiſſen Sie, was dieſe Kreuze bedeuten? An der Stelle eines jeden dieſer Trauerzeichen hing einſt das Haupt eines Inſurgenten. Beſonders häufig im Bajio findet man dieſe Bäume, welche auf funfzig bis ſechzig Kreuze tragen. Dort war der Hauptſchauplatz unſerer revolutionairen Kämpfe. Den Spaniern gehört ausſchließlich der Gedanke dieſer blutigen Ausſtellungen; wir haben ihre Erfindung nur angenommen und freilich auch gewaltig ausgebeutet. Wir nagelten in die Zweige der Bäume Tauſende von Köpfen und dieſe ſind nicht durch Verſöhnungskreuze erſetzt worden. Es war eben ein furchtbarer Krieg, zu dem der kühne Pfarrer von Dolores das Signal gab.

„Ich weiß nicht, wie lange ich unter dem Mesquito gelegen. Als ich wieder zu mir kam, eilte ich, mich von dieſem Baum mit den blutigen Zweigen zu entfernen. Es regnete noch immer, aber das Gewitter war vorüber. Ich wankte auf den feuchten Boden hin und wollte mich einige Schritte weiter auf eine Felſenplatte legen, welche ſich am Ufer des Waldbachs befand; aber auch dort ſollte ich keine Ruhe finden. Ein Geräuſch von Schritten weckte meine Aufmerkſamkeit und ich erblickte in der Ferne den Schein einer Fackel, die ſich mir zu nähern ſchien. Ein lautes Gelächter weckte das Echo der Ebene, und der Wind trug ſeltſame Worte bis zu mir, welche aus den Lippen eines Wahnſinnigen zu kommen ſchienen: „He! he! ſollte eines der Lämmer

dem Schlächter entgangen sein? . . . Warte nur, süße Seele! warte nur, ich bin ja da.“ In wenig Minuten war der Mann, der diese Worte gesprochen hatte, wenige Schritte vor mir, und unbeweglich unter meinem Mantel, beobachtete ich schweigend ein Gesicht, das seit dieser Nacht sich häufig in die gräßlichen Erscheinungen meiner Träume mischte. Der Mann, der mich zu suchen schien, kam taumelnd vor Trunkenheit auf mich los. In einer Hand hielt er die Fackel, in der andern schwenkte er eines jener breiten, zweischneidigen Schwerter, deren man sich bei den Stiergefechten bedient. Ich stand lautlos und ohne Athem zu holen da, und verlor keine seiner Bewegungen aus den Augen. Trotz des Regens trug dieser Mensch weder eine Jacke, noch einen Mantel. Ein weites Pantalon schloß sich eng um seine Hüften. Ein dichter Bart bedeckte sein Gesicht. Er war von hohem Wuchs und sein durchnäßtes, blutiges Hemd zeigte breite Schultern. Seine funkelnden Augen, der wilde Ausdruck seines Gesichts ließen mich an eine teuflische Erscheinung glauben. Bald war er so nahe bei mir, daß der Wind von seinen Schwerthieben an meinem Kopfe vorbeisauf'te. Da empfahl ich Gott meine Seele. Er bemerkte mich und stieß ein Geheul, wie das eines Schakals aus.

„Ah, da ist er ja, der mir entschlüpfen wollte! Wer bist Du, Freund, der vor dem Anblick des Toreador Marroquin nicht davonläuft?“

„Ein verwundeter Capitain der Insurgenten,“ rief ich, „der Eure Hülfe anruft, Herr Marroquin; ich weiß, Ihr seid einer der Unsrigen.“

„Sie ist Dir gewährt, mein Bursche,“ erwiderte der Toreador, der sich mit geschwungenem Schwerte mir näherte.

„Sennor Marroquin, Ihr werdet doch den Freund und Waffengefährten Hidalgo's nicht erwürgen.“

„Höre, liebster Freund, Du mußt wissen, daß ich in dieser Nacht in der Barranca del Salto nur zweihundert Freunde Hidalgo's erwürgt habe. Freunde Hidalgo's, das wundert Dich? Aber diese zweihundert Spanier nannten, wie Du, den General ihren Freund, was mich nicht hinderte ... Ja, siehst Du, ich habe noch Durst. Der reine Spiritus berauscht nicht so, wie Blut.“

„Zitternd hörte ich diesen Wahnsinn; vergeblich bat ich ihn, mein Leben zu schonen; der Toreador tanzte um mich her, bald lachend, bald heiße Thränen vergießend. Ich wollte eine letzte Anstrengung machen, um mich dem Schicksal zu entziehen, das er mir bereitete; aber seine Hand warf mich zur Erde, dann kniete er auf meine Brust, und ich fühlte mich von seiner Eisenhand wie an den Boden festgenagelt. Ich erwartete den tödtlichen Streich, als, Dank meinem Schutzheiligen, zu dem ich flehend gebetet, in der Ebene Fackeln erschienen, die so schnell von einem Orte zum andern eilten, daß diejenigen, welche sie trugen, zu Pferde sein mußten.

„Senno Marroquin,“ rief ich, „Ihr werdet meinen Mord bereuen; laßt mir das Leben, Hidalgo wird Euch dafür danken.“

„Er wird mir heute Abend dafür danken, zweihundert Spanier erwürgt zu haben. Was willst Du? Wenn man zweihundert Menschen zum Tode gebracht hat, kann man nicht mehr still stehen. Man muß immer morden ... immer.“

„Es war um mich geschehen, als immer näher kommende Rufe Marroquin zuriefen. Man rief meinen Namen: „Don Ruperto Castannos!“. Das Leben, das der trunkene Toreador in mir erlöschen wollte, erwachte kräftiger, als je, in mir. Eine gewaltige Bewegung entriß mich der eisernen Faust meines furchtbaren Gegners und ich antwortete mit lauter Stimme und mit aller Kraft meiner Lungen: „Hierher, zur Hülfe! zur Hülfe dem Ruperto Castannos!“ Doch schon hatte der kräftige Kämpfer, den ich im Cirkus mit furchtbarer Kraft einen Stier hatte niederhalten sehen, mich von Neuem zu Boden geworfen. Da sprengte ein Reiter mit einem flammenden Fichtenzweig zu uns heran. Die Brust seines Pferdes stieß so heftig an den Elenden, der mich festhielt, daß er wie ein lebloser Klotz auf der Erde hinrollte, und nur die wunderbare Geschicklichkeit meines unverhofften Retters hinderte das Pferd, seine Hufe auf meine Brust zu setzen.

„Ha, mein armer Castannes, ich komme, wie es scheint, noch zeitig genug,“ rief eine Stimme, die ich für die meines alten Freundes, des Schmugglers Albino Conde erkannte. Obgleich dem Heere der Insurgenten angehörend, hatte dieser treue Freund sein früheres Gewerbe fortgesetzt; er war halb Bandit, halb Guerrillo. In der verfallenen Hacienda hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen und seine Leute hatten den Befehl, Niemanden hineinzulassen. In Folge dieses Befehls hatte ein Mitglied der Bande in Albino's Abwesenheit auf mich geschossen und mein Pferd genommen. Als Albino wiedergekommen war, hatte man ihm die in meinen Satteltaschen vorgefundenen Papiere übergeben. Unter diesen Papieren befand sich auch meine Bestallung als Capitain der Rancheros. Albino hatte sogleich befürchtet, mein Leben könne in Gefahr sein und schnell sich aufgemacht, um mich zu suchen. Als er seine Erzählung beendet und ich ihm für seine hülfreiche Zwischenkunft gedankt hatte, beleuchtete der Schmuggler den scheinbar leblosen Körper des Toreador.

„Das kann nur Marroquin sein,“ sagte er mit einem Ausdruck des Abscheues. „Pfui, komm mit mir und sieh sein nächtliches Werk.“

„Auf Albino's Arm gestützt, ging ich an den Rand der Baranca. Einer der Leute des Schmugglers ließ das Licht seiner Fackel in alle Windungen der Schlucht

fallen. Haufen von Leichen bedeckten den Boden des Grundes.

„Das iſt Hidalgo's Werk, ich muß es Dir nur geſtehen," ſagte mir Albino mit leiſer Stimme. „Nachdem man ihn von einer geheimen Verſchwörung vorgeſprochen hat, angeblich zwiſchen den Spaniern von Guadalajara und einem Karmelitermönch von San-Diego, hat Hidalgo in eigner Vollmacht die Verſchworenen zum Tode verurtheilt und ſie bei Nachtzeit an Händen und Füßen gebunden, hierher bringen laſſen. Der Toreador Marroquin iſt ſein Nachrichter, und ihm ſind die Gefangenen übergeben worden. Man zählt bis jetzt ſiebenhundert Menſchen, die auf dieſe Weiſe umgebracht worden ſind. Man murrt gegen den Mann, der dieſe Schlächterei angeordnet hat. Ich habe mich ſeiner Herrſchaft entzogen. Komm, ich habe andere Dinge Dir mitzutheilen."

„Ehe ich dem Schmuggler folgte, warf ich noch einen letzten Blick auf die Opfer dieſer gräßlichen Schlächterei. Jetzt wurde mir das ſeltſame und unheimliche Geräuſch klar, welches ich vor einigen Stunden gehört hatte. Fortwährend auf Albino's Arme geſtützt, erreichte ich die Hacienda der Baranca del Salto wieder. Statt durch den großen Hof einzutreten, führte mich Albino um das zerfallene Gehöfte herum und brachte mich über einen breiten Mauerbruch in die weiten Gärten dieſes verlaſſenen Gehöftes. Eine

geheime Thür führte uns in eine Vorhalle, an welche mehrere Zimmer stießen, in deren jedem wohl achtzig Männer mit Bequemlichkeit hätten liegen können. In einem benachbarten Hofe fanden die Pferde der unerschrockenen Soldaten unter Schuppen Schutz, welche den Befehen Albino's gehorchten.

„Du siehst, der Vicekönig Venegas kann nicht besser wohnen, als ich," sagte Albino zu mir. „Niemand wird mich hier hören. Derjenige meiner Leute, der auf Dich geschossen, hat meinen Befehl überschritten und wird deshalb bestraft werden. Nicht mit Flintenschüssen empfangen wir die Reisenden, die in dieser verfallenen Hacienda eine Zuflucht suchen. Wir legen ihnen Contributionen auf und zwar durch weniger gewöhnliche und gefährliche Mittel, als ein Mord es ist. Hier bin ich ein unabhängiger Häuptling und plündere alle Zufuhren, die in der Nähe vorbeigehen, ohne irgend Jemand Rechenschaft zu geben."

„Ich wünschte dem ehemaligen Schmuggler Glück. Albino beurtheilte den Stand der Dinge ganz richtig er wußte, daß eine Menge Insurgenten geneigt seien, sich dem Joche Hidalgo's zu entziehen; er sah voraus, daß dem rebellischen Pfarrer ein tragisches Geschick bevorstehe. Daher wollte er allein leben mit seiner Bande und sie nach eigenem Gutdünken führen. Demungeachtet widerstand ich seinen Bitten und wollte in diese Truppe nicht eintreten, die verdammt war, von Plün-

drung zu leben. Dazu kam noch die faſt kindliche Zuneigung, die ich für die beiden Generale Hidalgo's, Abaſolo und Allende, gefaßt hatte. Albino drang nicht ferner in mich und da er mich entſchloſſen ſah, meine Führer nicht zu verlaſſen, begnügte er ſich, mir für einige Tage in ſeinem Schloſſe, wie er ſich ausdrückte, Gaſtfreundſchaft anzubieten.

„In dieſem Augenblick erſchien eine junge Frau mit einem ſchlafenden Kinde auf ihrem Arm. Es war Albino's Gattin, jung und ſchön, die von ihrem Gatten herbeigerufen worden war, um meine Wunde zu verbinden. Ich brachte faſt vier Wochen in der Hacienda del Salto zu. Nach Verlauf dieſer Zeit befand ich mich vollkommen wiederhergeſtellt. Die ſpaniſchen Generale rückten in ſtarken Tagemärſchen gegen Guadalajara vor. Die Zeit war gekommen, wo man ſich wieder ſchlagfertig halten mußte. Ich eilte zu meiner Compagnie nach Guadalajara, und nahm einige Tage nach meiner Ankunft Theil an der Schlacht bei der Brücke von Calderon, in welcher die undisciplinirten Kriegshaufen Hidalgo's von 6000 Spaniern in die Flucht geſchlagen wurden. Nach der Niederlage fand ich abermals in der Hacienda del Salto eine Zuflucht. Die Trümmer der Inſurrectionsarmee hatten ſich an den Saltillo zurückgezogen. Die Umgegend von Guadalajara war nicht mehr haltbar und die achtzig Männer Albino's vereinigten ſich mit den verſchiedenen Abthei-

lungen bei Saltillo. Zwiſchen der Hacienda bei Salto und dieſer Stadt wurde jetzt eine Correſpondenz errichtet, die mich von den neueſten Ereigniſſen des Krieges in Kenntniß ſetzte. Auf dieſe Weiſe erfuhr ich, daß Hidalgo, Abaſolo und Allende ihr Regiment niedergelegt hatten und nach Monclova gegangen waren, von wo ſie das Gebiet der Vereinigten Staaten zu erreichen hofften. Jetzt beſchloß ich, mit den Trümmern meiner Compagnie mich zu vereinigen und den Kampf fortzuſetzen, trotz des furchtbaren Tages von Calderon. In einigen Tagen hatte Albino und ich mit unſern tapfern Anhängern ein Lager bezogen in der Nähe meines Landhauſes, das dem Gouverneur der Provinz Cohahuila gehörte. Während dieſer letzteren Tage eines vorzeitig begonnenen Kampfes trat eine zweite Epiſode ein, die mir die Revolutionen, deren Schrecken ich vor vier Wochen vollkommen erkannt zu haben glaubte, in einem neuen Lichte zeigte.“

2.

„Am Abend deſſelben Tages, wo uns die betrübende Nachricht von der Abreiſe unſerer Führer nach Monclova zugekommen war, befanden wir uns unter unſern Zelten, entſchloſſen, unſer Leben theuer zu verkaufen. Da das ganze Land für uns war, mit Ausnahme eini-

ger Ortſchaften, deren Bewohner durch die Gegenwart ſpaniſcher Truppen in Zaum gehalten wurden, durchſtreiften wir ohne große Gefahr das Land, vernachläſſigten aber auch keine Vorſicht, um Ueberfälle zu vermeiden. Ziemlich fern von den Feuern, die wir des Nachts von Punkt zu Punkt unterhielten, bewachten verborgene Vedetten alle Zugänge des Lagers. Wir, Albino und ich, beſprachen an einem jener Feuer die nahe Abreiſe der Häuptlinge der Inſurrection und berathſchlagten, was wir nun thun ſollten, als einer unſerer Leute ſich neben uns an das Feuer ſetzte. Es war ein alter Meſtize, noch ſehr kräftig, trotz ſeiner weißen Haare, der mit der Behendigkeit eines jungen Mannes die Erfahrung eines Greiſes verband. Dieſer Mann, dem man den bezeichnenden Namen „Doppelauge“ gegeben hatte, ſchien in der That mit der Gabe des zweiten Geſichts verſehen. Keine Spur auf dem Boden ſchien ihm zu entgehen, keine Witterung in der Luft ihn täuſchen zu können; ja, es ſchien ſogar, daß die verborgenſten Gedanken vor ſeinem wunderbaren Scharfblick körperliche Geſtalt annahmen. Eine Thatſache, die ich Ihnen erzählen zu müſſen glaube, hatte den Alten in den Ruf eines Hellſehers gebracht, auf den er mit Recht ſtolz war.

„Doppelauge war ein unerſchrockener Jäger, und ſeine Jagden waren, wie Sie wohl glauben können, ſelten ohne Gewinn. Ehe ſich Doppelauge zu uns geſellte,

lebte er immer allein. Mit Ausnahme eines verirrten Reisenden, der ihn von Zeit zu Zeit um ein Asyl für die Nacht bat, betrat kein Mensch die Hütte, die er sich in der Wüste gebaut hatte. Was machte er hier, wenn er nicht jagte? Das hat nie ein Mensch erfahren. Eines Tages stahl man ihm in seiner Abwesenheit ein Hirschviertel, das er, um es durch den Nachtthau weicher werden zu lassen, an einem Pfahl, am Eingange seiner Hütte, aufgehängt hatte. Doppelauge forschte nach dem Dieb, den Gott allein gesehen haben konnte. Nachdem er sorgfältig die Erde und den Pfahl betrachtet hatte, machte er sich auf. Der Marsch war lang. Endlich traf Doppelauge zwei Reiter und fragte sie, ob sie nicht einen Menschen gesehen hätten, einen Weißen, schon alt, von kleinem Wuchse, der eine kurze Büchse trüge und von einem Spitz ohne Schwanz begleitet sei. Als einer der Reiter die Frage bejahte, sagte Doppelauge, der Mann habe ihm einen Hirschziemer gestohlen, und wenn er ihn bei seinem Diebstahl ertappt hätte, würde er ihn tüchtig gezüchtigt haben.

„Aber wenn Ihr ihn nicht bei frischer That ertappt habt," sagte einer der Reiter, „wie könnt Ihr den Dieb so genau beschreiben?"

„Hört nur," begann der Mestize von Neuem, „und Ihr werdet mir selbst gestehen, daß ich mich nicht täusche. Der Mensch muß von kleinem Wuchse sein, denn um

den aufgehängten Hirschzeiner vom Nagel zu nehmen, zu dem ein Mann von gewöhnlicher Größe ganz bequem mit der Hand hinaufreichen konnte, hat er Steine zusammenhäufen müssen, die ich am Fuße des Pfahles auseinandergestreut gefunden habe. Es muß ein weißer Mann sein, weil ich die Spur seiner Füße auf den dürren Blättern gesehen habe und diese gehen nach auswärts, was einem Indianer nie widerfährt. Aus seinen ungleichen und kleinen Schritten entnehme ich, daß er alt sein müsse und die Kürze seiner Büchse wird mir dadurch klar, weil ich auf der weißen Rinde einer jungen Birke die Spur seines Flintenlaufs gefunden habe, den er an den Stamm lehnte, um beide Hände frei zu haben. Die Abdrücke der Pfoten seines Hundes verrathen unwiderleglich, daß das Thier klein ist, und aus dem Anblick des Bodens, wo das Thier saß, während sein Herr mein Fleisch loshackte, schließe ich, daß der Hund keinen Schwanz gehabt."

„Der Mestize setzte darauf seinen Weg fort und ließ die beiden Reiter ganz erstaunt über seinen außerordentlichen Scharfsinn zurück.

„An dem Abend, von dem ich eben spreche, kam Doppelauge, wie schon gesagt, an das Feuer, an welchem ich und Albino saßen, und mischte sich in unser Gespräch. Der Mestize war so düster und schweigsam, wie gewöhnlich, doch schien er unruhig, wie ein alter Jagdhund, der den Geruch eines wilden Thieres wittert.

„Was habt Ihr, Meister Doppelauge?“ fragte ihn der Schmuggler. „Wittert Ihr etwas in der Luft? Sind die Tamarindo's hinter uns her?“

„Nein,“ antwortete der Greis. „Ich habe die vier Ecken des Windes untersucht; die Tamarindo's sind weit von hier und die Erde ist schweigsam, wie die Luft; aber ich weiß nicht, weshalb ich so unruhig bin; ich wittere Verrath in unserer Nähe.“

„Ich suchte die Befürchtungen des alten Mestizen zu verlachen, aber Albino wurde ernst. Er hatte seit langer Zeit bemerkt, daß der Alte einen fast übernatürlichen Scharfsinn besaß.

„Lache nicht über die Vorhersagungen Doppelauges,“ sagte Albino, „und weil er von Verrath spricht, so wollen wir lieber sorgfältig zu unserer Sicherheit wachen.“

In dem Augenblicke, wo Albino diese Worte sprach, führte uns eine der vorgeschobenen Schildwachen, die wir in dem Gehölz vertheilt hatten, einen Indianer zu, der, wie es schien, unsere Wachsamkeit täuschen wollte. Der Indianer trug keine andere Waffe, als einen Knotenstock, mit dem er sich durch die Lianen einen Weg bahnte. Ich fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge; aber der Indianer verstand das Spanische nicht, denn er antwortete auf meine Fragen nur durch unverständliche Gutturallaute. Doppelauge betrachtete ihn

mit ruhigem Blicke und antwortete dem Indianer in seiner Sprache. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Mestize alle in der Provinz Cohahuila gebräuchlichen Dialekte geläufig sprach.

„Was sagte der Indianer?“ fragte ich den Greis.

„Er will nach seinem Dorfe und fürchtet, von dem Insurgenten sich einer kleinen Summe beraubt zu sehen, die er bei sich trägt. Deshalb hat er wollen unbemerkt vorüberkommen. Dies gesteht er nämlich ein, doch im Geheimen hat er wahrscheinlich einen andern Beweggrund.“

„Der Mestize heftete von Neuem seine Basiliskenblicke auf den Indianer, der diese Prüfung mit unerschütterlicher Ruhe aushielt. Nach einer Pause begann der Greis sein Verhör wieder. Wir verstanden kein Wort davon und blickten diese beiden Männer an, die im Schein unsers Feuers zwei am Feuer gerötheten Bronzestatuen glichen. Plötzlich wollte sich Doppelauge erheben, strauchelte aber und streckte lebhaft die Hand nach dem Stocke aus, auf welchem der Indianer sich stützte; doch er konnte ihn nicht erreichen, denn der Indianer trat schnell zurück.

„Ich glaube, der Mann lügt nicht,“ sagte ruhig der Greis, indem er sich diesmal in seiner ganzen Länge aufrichtete. „Ich will ihn nur noch ein Wort fragen und lasse ihn dann seinen Weg fortsetzen.“

„Der Indianer ſchien ihn nicht zu verſtehen, denn er blieb unbeweglich, als plötzlich der Meſtize ihm ſchnell ſeinen Stock entriß. Der Indianer erſchrak; Doppelauge lächelte aber mit zufriedenem Blick.

„Das Geheimniß des Indianers ſteckt in dieſem Stocke,“ ſagte er, „ſonſt würde er, als ich zu ſtolpern ſchien und die Hand nach dem Stocke ausſtreckte, um mich zu halten, nicht erſchreckt zurückgetreten ſein.“

Der Greis ſtützte den Stock auf ſeine Knie und zerbrach ihn; aus den Holzſtücken fiel ein Papier heraus. Doppelauge hob es auf, entfaltete es und überblickte es beim Scheine des Feuers; dann reichte er mir mit einer verächtlichen Geberde das Papier. Wie Doppelauge, wandte ich es hin und her und gab es Albino; auch dieſer hielt es vergeblich über die Flamme, wie der Greis es gethan hatte; das Blatt blieb mit Zeichen bedeckt, die für ihn wie für mich unverſtändlich waren. Kurz von allen den zweihundert Männern, die bei uns waren, konnte kein einziger den Inhalt des aufgefangenen Briefes entziffern.

„Fragt den Indianer,“ ſagte Albino zu Doppelauge; „macht ihm begreiflich, daß er ſterben muß, wenn er den Inhalt dieſer Depeſche uns nicht enthüllt.“

„Du hörſt,“ begann der Meſtize zu dem Indianer gewendet und widerholte ihm den Befehl des Guerrillero; aber der Indianer wußte nicht mehr, als wir, und weder Bitten noch Drohungen konnten ihm etwas an-

deres entreißen, als das Wort: „Elizondo! Elizondo!“ Man gab ihm die Freiheit und er entfernte sich langsam aus dem Feuerkreise. Wir waren nicht klüger, als zuvor. Als der Indianer fort war, schickten wir durch den Mestizen den Befehl an unsere Schildwachen, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln und Alles zu uns zu führen, was sich in der Nähe des Lagers blicken ließ. Die Unruhe des Greises war durch das Auffinden dieser geheimnißvollen Botschaft so gerechtfertigt worden, daß wir selbst uns beunruhigt fühlten. Uebrigens hofften wir, der Zufall werde Jemanden in unsere Hände führen, der die dem Indianer entrissene Depesche lesen könnte. Bald kam Doppelauge wieder zu uns, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte.

„Was denkt Ihr von dem Allen?“ fragte ich den Mestizen.

„Wenn man den Pilot sieht, ist der Haifisch nicht fern,“ erwiederte sententiös der Greis.

„Wir streckten uns auf unsere Mäntel neben dem Feuer hin; nur der Mestize blieb unbeweglich sitzen und stützte bald seinen Kopf auf seine Knie, bald erhob er den Blick gen Himmel, wie Jemand, der in tiefes Nachdenken versunken ist, oder als wenn er auf ein Geräusch hörte, von dem wir nichts vernahmen. Auf diese Weise beobachtete ich ihn einige Zeit im Scheine des Feuers, das seine langen grauen Haare röthete und zuweilen

Röthe in seinen schwarzen Augen entzündete. Bald sah ich ihn nicht mehr, ich schlief.

„Der Tag konnte nicht mehr fern sein, als ich durch den von den Schildwachen wiederholten Ruf: Wer da! erweckt wurde. Ich richtete mich auf. Albino schlief noch, Doppelauge befand sich in derselben Stellung, in der ich ihn gelassen hatte. Ich weckte den Schmuggler und warf einige Zweige in den Kohlenhaufen, um das Feuer wieder zu beleben. Einige Augenblicke nachher führten zwei unserer Soldaten einen Mann zu Pferde, dem sie den Zügel hielten, zu uns. Der Reiter schien sehr verdrießlich und auch etwas besorgt um seine Gefangennahme. Eine blaue Manga bedeckte seine Schultern.

„Was ist das, Ihr Herren?“ sagte er. „Befinde ich mich hier unter Freunden oder Feinden? Und mit welchem Rechte verhaften Sie Offiziere der Unabhängigkeitsarmee.“

„Mit dem Rechte, nach welchem man zu wissen wünscht, ob Freunde oder Feinde unserem Lager sich nähern,“ antwortete Albino; „übrigens wäre es uns sehr angenehm, einen Christen zu finden, der lesen und schreiben, oder wenigstens lesen könnte, um uns einen wesentlichen Dienst zu leisten, und wenn Sie Offizier sind, wie Sie sagen, so könnten Sie vielleicht...“

Albino suchte in seinen Taschen nach dem Papier, das uns auf so seltsame Weise zugekommen war.

Währenddem betrachtete ich aufmerksam die Gesichtszüge des Mestizen, und dieser richtete seinerseits seine Augen forschend auf den Reiter. Die Prüfung schien ihm nicht günstig zu sein, denn er hielt Albino's Arm zurück, als dieser das Papier dem Fremden reichen wollte.

„Ich wittere Verrath," sagte er mit leiser Stimme, doch laut genug, daß es der Reisende hören konnte.

„Seit wann," schrie dieser wüthend, „hat der Oberstlieutenant Elizondo eine so grobe Beleidigung verdient?"

„Und der Offizier schlug heftig seinen Mantel zurück und zeigte uns seine Uniform mit den Insignien seines Grades. Wir erinnerten uns jetzt, daß Elizondo den Aufstand der Provinzen Cohahuila und Nuevo-Santander veranlaßt hatte, und baten ihn, ohne ihm die aufgefangene Depesche mitzutheilen, um Entschuldigung wegen der strengen Maßregeln, welche der Krieg aber nothwendig mache. Der Offizier nahm diese Entschuldigung etwas hochmüthig auf, warf dem Mestizen einen wüthenden Blick zu, gab seinem Pferde die Sporen und verschwand.

„Als er fort war, nahm Doppelauge einen brennenden Zweig und betrachtete aufmerksam die Fußkapfen des Pferdes auf der Erde, maaß sie mit kleinen Zweigen in der Länge und Breite, steckte die Zweige

dann in seine Tasche und sagte, wie zu sich selbst sprechend: „Elizondo! Elizondo! der Indianer! der Haifisch und der Pilot; es ist Alles eins.“ Darauf wandte er sich an Albino und sagte: „Herr Capitain, wenn Sie mir glauben wollen, so besteigen Sie sofort ein Pferd und eilen nach Saltillo. Dort werden Sie Jemand finden, der den Zettel aus dem Stocke des Indianers lesen kann; aber trauen Sie nicht dem Ersten, Besten, und handeln Sie dann nach dem Inhalte des Papiers.“

„Der ehemalige Schmuggler war nicht gewohnt, die Rathschläge des seltsamen Greises lange zu überlegen. Er befahl, sein Pferd zu satteln; aber in dem Augenblicke, wo er wegreiten wollte, benachrichtigte uns eine Vedette, daß ein reicher Convoi von Waaren und Geld sich unsern Vorposten nähere. Diese Nachricht ließ uns Alles vergessen, und erst acht Tage später erkundigte sich Albino in Saltillo über den Inhalt des aufgefangenen Briefes. Er kam zu uns zurück mit der Gewißheit, daß unsere Führer schon seit fünf Tagen nach Monclova abgereis't seien.

„Doppelauge hat sich nicht getäuscht,“ sagte er zu uns; „die Depesche des Oberstlieutenant Elizondo ist mir von einem dem Hidalgo befreundeten Priester gelesen worden, dem ich Alles im Beichtstuhl offenbart habe; sie enthielt folgende Worte: „Alle meine Maßregeln sind getroffen; ich werde in zwei Tagen Eure

zweihundert Mann an den Cisternen von Bajan treffen, keiner der Führer des Aufstands wird uns entgehen.“

„Eil“ sagte der Mestize, „warum haben wir diesen Verräther nicht erschossen? Denn er ist es, nicht wahr? Und Bajan ist ganz nahe bei Monclova?“

„Der Priester sagte mir, daß der General Abasolo schon Nachricht erhalten habe von dem Verrath, den Elizondo gegen ihn im Sinne führte, aus Verdruß, daß er nicht zum Generallieutenant ernannt worden sei; aber aus gewohntem Edelmuthe habe Abasolo an eine solche Niederträchtigkeit nicht glauben wollen. Der Brief sei an den Gouverneur Ochoa adressirt gewesen, dessen Landhaus ganz in der Nähe liegt. Das erklärt mir auch die Gegenwart des Obersten, der unruhig wurde, als er keine Antwort auf seine Botschaft erhielt.“

„Was ist zu thun?“ fragte ich Doppelzunge.

„Elizondo hat schon fünf Tagereisen voraus, und er wird nicht säumen; mein Rath ist, wir brechen unverzüglich auf; vielleicht ist es noch Zeit, die flüchtigen Häuptlinge zu benachrichtigen. Wie viel Leute haben sie zur Begleitung?“

„Ungefähr Tausend,“ antwortete Albino.

„Brechen wir denn auf,“ rief ich; „wenn wir diese Escorte aufmerksam machen, so sind zweihundert Mann nicht zu fürchten.“

3.

„Mehrere Beweggründe, die wir in einem kurzen Kriegsrath erwogen hatten, ließen uns den Entschluß fassen, allein zu reisen, d. h. Albino, Doppelauge und ich. Wollten wir unsere Guerrilla mitnehmen, so hätten wir uns tausend verhängnißvollen und unglücklichen Verzögerungen ausgesetzt. Das Land, durch das unser Weg lag, war trocken und ohne Wasser, und was sollten hundertfunfzig bis zweihundert Männer mehr den Häuptlingen nützen, da sie schon von tausend geprüften Soldaten und einer zahlreichen Artillerie umgeben waren? Es war ja nur nothwendig, daß wir Drei zeitig genug ankamen, um die Soldaten der Escorte von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

„Wir ließen also den Oberbefehl über die Guerrilla dem ersten Lieutenant nach Albino und mir; dann brachen wir ungefähr zwei Stunden Nachmittags auf, Jeder mit einem Handpferd versehen außer dem, das wir selbst ritten, um größere Tagereisen machen zu können. In Wahrheit ist der Weg von Saltillo und Monclova nur fünf Tagereisen weit, die aus eben so vielen Etappen bestehen. Santa Maria, Anela, Punta del Espinazo del Diablo, Salida del Espinazo del Diablo, und endlich Acacita de Bajanz; aber wir hatten Grund, anzunehmen, daß der für die zahlreichen Equipagen der Häuptlinge sehr schwierige Weg, der

Mangel an Lebensmitteln in den verlassenen Ortschaften und andere ähnliche Hindernisse den Zug sehr aufhalten würden. Glücklicherweise sollte der Hinterhalt erst auf der letzten Etappe vor Monclova bei Acacita in Bajan gelegt werden. Dieser Umstand, und die gezwungene Langsamkeit des Zugs gab uns die Gewißheit, noch zeitig genug anzukommen, um Elizondo's Verrath zu vereiteln, obgleich die Führer schon fünf Tagemärsche vor uns voraus hatten. Wir brachen also mit großen Hoffnungen auf, besonders ich, der ich für den ritterlichen Abasólo ein ganz besonderes Gefühl von Zärtlichkeit und Bewunderung nährte.

„Nachdem wir unterwegs die Pferde gewechselt, d. h. unsere Handpferde gesattelt, und diejenigen, die wir bisher geritten, an die Leine genommen hatten, kamen wir des Abends in Santa-Maria, unserm ersten Haltpunkte, an. Wir befragten die Bewohner einiger armseliger Hütten, die das Dörfchen ausmachen, und Alle versicherten uns, daß die Escorte nur aus Soldaten bestände, welche der Sache Hidalgo's treu ergeben seien, daß sie aber auch voll Vertrauen auf ihre numerische Stärke wären, ohne irgend eine Art von Verrath zu befürchten. Diese Nachricht befriedigte uns nur halb; ich hätte es vorgezogen, zu hören, daß die Escorte, wie wir sagen, „mit dem Barte auf der Achsel marschire.“ Uebrigens hatten wir viele Mühe, für uns und unsere Pferde nur einige Nahrung

aufzutreiben; die vor uns herziehende Karavane hatte die Gegend von Lebensmitteln ganz entblößt. Nachdem wir fünf oder sechs Stunden geruht hatten, machten wir uns gegen Mitternacht wieder auf den Weg. Vom Anfang der zweiten Tagereise an bemerkte ich, daß Doppelauge wieder in eine seiner Meditationen verfallen war, die nie etwas Gutes deuteten.

„Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt," sagte mir der Mestize, den ich deshalb fragte; „ja, ich habe einen Traum gehabt, und ich fürchte, ich habe ihn nur zu richtig gedeutet."

„Wie war dieser Traum?"

„Ich träumte diese Nacht, ich hätte sieben Mal mitten in der Wüste einen brennenden Durst, und sieben Mal entriß mir Elizondo den vollen Wasserkrug in dem Augenblicke, wo ich trinken wollte. Dieser Traum kann nichts anderes bedeuten, als daß der Verräther die sieben Cisternen von hier bis Monclova, die man die sieben Norias von Bajan nennt, entweder verschüttet oder ausgeschöpft hat."

„Albino und ich sahen einander an, und der Erstere entgegnete: Elizondo werde wohl die Führer nicht verdursten lassen wollen, da er allem Anschein nach wünsche, sie dem Gouverneur von Cohahuila lebend zu überliefern. Der Greis schüttelte den Kopf.

„Gewiß wird man sie nicht durch Durst sterben lassen; aber um Wasser zu suchen, wird sich die Escorte

sieben Mal auflösen, und bei einer oder der andern dieser Gelegenheiten werden die Soldaten Elizondo's sich der verlassenen Häuptlinge ohne Schwertstreich bemächtigen können."

„Nachdem er uns seinen Traum auf diese Weise ausgelegt hatte, schritt der Greis schweigend neben uns her; doch wenn er auch nicht mehr sprach, so sah ich es ihm an, daß er uns nicht Alles gesagt habe.

„Habt Ihr diese Nacht nichts weiter geträumt?" fragte ich ihn.

„O, das Uebrige darf Euch nicht kümmern, das betrifft nur uns, und Euer Leben ist nichts im Vergleich zu dem Leben der Männer, die wir bedroht sehen."

„Das ist wohl wahr, aber doch möchte ich gern wissen, was nur uns angeht."

„Je nun," erwiederte Doppelauge, wie mit Widerstreben, „ich träumte auch noch, daß, ehe ich an die sieben Cisternen kam, mein Durst wie durch Zauber gestillt wurde, worauf ich mich bald in der Ebene hingaloppiren sah."

„Wie," rief ich, „Ihr sahet Euch selbst galoppiren?"

„Um so leichter," erwiederte der Greis in einem Tone, der mich erzittern ließ, „weil mein Kopf hinter meinem Körper zurückgeblieben war, und ich ihn mit den Augen auf seinem Ritte verfolgte."

„Und ich, Doppelauge?“ fragte lebhaft der Schmuggler.

„Ihr? Euch sah ich in der Ebene liegen, wo mein Körper ohne Kopf hingaloppirte. Ich weiß freilich nicht, ob Ihr todt waret oder nur schliefet.“

„Ich gestehe es, ich mußte mir Gewalt anthun, um das Zittern meiner Stimme zu verhindern, als ich jetzt meinerseits den Greis fragte, was in seinem Traume aus mir geworden sei.

„Ihr?“ antwortete er, „Ihr waret nicht bei Albino und mir in jenem Augenblicke.“

„Caramba!“ sagte Albino, „das Alles bedeutet nichts Gutes, und wie erklärt Ihr die letzteren Geschichten?“

„Ich erkläre sie gar nicht;“ antwortete ernst Doppelauge.

„Wir setzten unsern Ritt fort; die Worte des seltsamen Greises hatten ziemlich düstere Gedanken in uns aufgerufen, welche die Gegend nicht eben fähig war zu zerstreuen. Es giebt nichts Traurigeres, als diese unendlichen Ebenen ohne Häuser und Bäume, welche man zwischen Saltillo und Monclova durchkreuzt. Der Wind, der über den steinigen Boden hinwegstrich, brachte nur das Geheul der Wölfe oder das klagende Geschrei der Schakals an unsere Ohren. Die Sonne gab unserm niedergedrückten Geiste einige Heiterkeit wieder, und nach einem dreistündigen Marsche hatte

die frische Morgenluft uns die unheimlichen Prophezeihungen Doppelauges fast vergessen gemacht. Wir sahen sogar, ohne allzuviel daran zu denken, die ersten Bäume, welche die Nähe einer der sieben Norias verkündigten, die wir auf unserem Wege finden mußten.

Je mehr wir aber uns der Cisterne näherten, kam der Traum des Greises unwillkürlich wieder in unser Gedächtniß, und eine gewisse Ungeduld bemächtigte sich unser, die nicht vom Durste herrührte, denn unsere Schläuche waren noch voll. Wir beeilten unsere Schritte. Hinter den Bäumen sahen wir die großen Kübel sich erheben, welche die erste Noria bezeichneten. Doppelauge zeigte weder Ungeduld noch Unruhe, wie ein Mann, der überzeugt ist, daß er noch zeitig genug eine betrübende Nachricht erfahren werde. Er ließ uns also den Vorlauf. Unsere vom Durst getriebenen Pferde brauchten trotz ihrer Müdigkeit nicht gespornt zu werden, um ihren Schritt zu verdoppeln. Wir kamen daher gleichzeitig an den Ufern der Noria, deren Anblick uns fast zu derselben Zeit einen Ausruf der Ueberraschung entriß, an. Die ledernen Eimer, welche den hydraulischen Kranz bildeten und das Wasser bis an den Rand der hölzernen Kübel brachten, in den es ausgegossen wurde, waren vertrocknet. Im Grunde der Cisterne sahen wir schwarzen Schmutz, mit Sand vermischt, anstatt des klaren Wassers. Der Traum des Greises begann sich zu verwirklichen.

„Ruperto,“ sagte mir jetzt der Schmuggler, „muthige Männer weichen nie vor den unheilvollsten Vorherkündigungen zurück; auf jeden Fall empfehle ich Euch aber dringend meinen Sohn, wenn es kommen sollte, daß er nur Euch zum Vater hätte.“

„So lange ich lebe, soll er in mir einen Vater finden,“ antwortete ich.

„Ich zweifelte jetzt nicht mehr an der Erfüllung des Traums von Doppelauge. Der Greis kam jetzt zu uns. Ohne auf die Cisterne einen Blick zu werfen, stieg er vom Pferde. Spuren von Pferdehufen mischten sich am Rande der Cisterne mit hundert menschlichen Fußtapfen; er beschäftigte sich nur mit den ersteren, die er aufmerksam untersuchte. Diese Fußtapfen waren um so leichter zu erkennen, als das absichtlich aus dem Brunnen geschöpfte Wasser die Erde rings umher durchnäßt und eine dicke Lage von Schmutz gebildet hatte, welche in der Sonne verhärtet war. Dicht bei der Cisterne lag ein Sandhaufen, der aufgewühlt war und bewies, daß man mit ihm das wenige Wasser verdickt hatte, was man durch die Eimer nicht mehr herausziehen konnte. Als der Greis mit Muße die Spuren der Pferdehufe betrachtet, zog er aus seiner Tasche die kleinen Zweige, mit welchen er an unserm Feuer die Pferdehufe gemessen hatte, die der Offizier daselbst zurückgelassen. Beide stimmten auf das Genaueste mit einander überein.

„Elizondo! Elizondo!“ ſagte langſam Doppelauge, indem er uns die unverwerflichen Zeugen der Gegenwart des Verräthers vor Augen legte. Wir konnten dieſen Beweiſen keinen Unglauben entgegenſetzen. „Er war hier zu Pferde, um die Arbeiter zu überwachen,“ fuhr der Meſtize fort; „die Hufenabdrücke ſind dieſelben und ſind die ſeines Pferdes. Die Ciſterne iſt vertrocknet bis zur nächſten Regenzeit.“

„Der Fluch aller derjenigen, welche in der Wüſte dürſten, wird ſich gegen ihn erheben,“ ſagte Albino.

„Das Blut wird noch lauter ſchreien,“ fügte feierlich Doppelauge hinzu.

„Wir ſetzten nun unſern Weg weiter fort; aber als wir Anelo, die zweite Station von Saltillo nach Monclova, erreicht hatten, mußten wir unſere durch den forcirten Marſch ermüdeten Pferde ruhen laſſen. Wir waren genöthigt, Zeit zu verlieren, ſelbſt im Intereſſe derjenigen, denen wir nützen wollten. Wir fanden Anelo's Bewohner in Beſtürzung. Die vertrocknete Ciſterne enthielt ihren Waſſervorrath bis zur nächſten Regenzeit; die andern Ciſternen, die ihnen Trinkwaſſer gewährten, waren faſt erſchöpft, und dieſer Umſtand mußte den Aufenthalt in Anelo bald unmöglich machen. Wir hatten die größte Mühe, ſoviel Waſſer zu erhalten, um den Durſt unſerer ſechs Pferde zu löſchen.

„Wir fragten einen der Bewohner, und dieſer antwortete uns, das Verbrechen (es war eins in jeder Hinſicht) wäre wahrſcheinlich während der Nacht verübt worden, denn am Tage hätte man Niemanden bei der Ciſterne geſehen. — „Dieſes Ereigniß hat in der Eskorte, welche die Wagen der Generale begleitete, große Verwirrung hervorgebracht,“ fügte der Mann hinzu, der dieſe Nachricht uns mittheilte. „Die ganze Truppe löſ'te ſich auf, taub gegen die Stimmen der Offiziere, und die Generale mußten hier einen ganzen Täge warten, bis ihre Leute ſich wieder verſammelt hatten. Zum Glück ſind wir hier Alle der heiligen Sache ergeben, die ſie unterſtützt haben. Ihnen hat nichts gefehlt, aber wir zitterten bei dem Gedanken, was hätte geſchehen können, wenn eine Abtheilung ſpaniſcher Soldaten in der Nähe geweſen wäre.“

„Dieſe Bemerkung beſtärkte uns in der Idee, daß Elizondo ſeinen Verrath erſt dann ausführen werde, wenn die vom Durſt herbeigeführten Deſertionen die Eskorte ſo weit geſchwächt haben würde, daß er mit einer gleichen Anzahl, wie er unter ſeinen Befehlen habe, den Kampf aufnehmen könne. Durch welche Geſchicklichkeit konnte er aber ſeinen Marſch den Bewohnern Anelo's verbergen? Dies blieb für uns ein Räthſel. Die Thatſache blieb aber unleugbar, und ohne Zeit in Vermuthungen zu verlieren, beſtiegen wir gegen Mitternacht wieder unſere Pferde. Wenn wir unſern

Marſch genau berechneten, ſo konnten wir Bajan zu gleicher Zeit mit dem Zuge der Generale erreichen, d. h. am fünften Tage unſeres Marſches und am zehnten des ihrigen, da ſie ſchon fünf Tage vor uns voraus hatten. Zwiſchen Anelo, das wir eben verlaſſen, und der Punta del Espinazo del Diablo (Spitze des Teufelsrückgrats) erblickten wir von weitem eine zweite Ciſterne, und bald darauf zeigten uns die Cadaver zweier Pferde, die wir an der Straße fanden, deutlich, daß auch dieſe zweite Ciſterne, wie die erſte, vertrocknet ſei. Auch diesmal ergriff uns die fieberhafte Ungeduld, die uns ſchon früher getrieben hatte, dem Meſtizen vorauszueilen. Die Ciſterne war in der That trocken, der Boden mit Schlamm und Sand angefüllt, das Waſſer auf dem Boden ausgegoſſen, der dann getrocknet war; die Ledereimer zuſammengedörrt, oder zuſammengedreht. Wie bei der erſten Ciſterne ſtieg auch hier Doppelauge vom Pferde, unterſuchte die Fußtapfen, maß ſie und wiederholte mit ſeiner ernſten und feierlichen Miene: „Elizondo! Elizondo!“

„Wenn ich zeitig genug ankomme,“ rief Albino, „und ihnen begegne, ſo ſchwöre ich bei unſerer lieben Frau von Guadaloupe, daß ich ihm meinen Dolch in das Herz bohren will.“

„Laßt uns gehen,“ ſagte Doppelauge.

„Wir galoppirten davon. In einiger Entfernung von der zweiten Ciſterne zeigte eine größere Anzahl

von todten Pferden die wachsenden Verheerungen des Durstes.

„Weiterhin werden wir wahrscheinlich todte Maulthiere finden," sagte der Mestize, „denn sie halten länger die Entbehrungen aus, als die Pferde; nach ihnen kommt die Reihe an die Menschen."

„Ein neuer Tagesmarsch führte uns an den Eingang der sogenannten Punta del Espinazo del Diablo. Nie schien mir ein Name dem Orte angemessener. Die gleich den Gräten eines Fisches gebeugten Felsen, welche aus dem ebenen Boden am Wege in die Höhe stiegen, glichen in der That rücksichtlich ihrer gebogenen Form, ihrer Weiße und ihrer Glätte, den abgerundeten Seiten eines zehn Stunden langen Skeletts; diese verkalkten, glänzenden Felsen erstickten jede Vegetation. Nur ein dürftiges, graugrünes Moos schwächte einigermaaßen an einzelnen Stellen die glühende Strahlenbrechung der Sonne; an andern Stellen dagegen verbreiteten ihre Strahlen eine Hitze und einen Glanz, welche die Kehle vertrockneten und das Auge blendeten. Todte Maulthiere, die bunt durch einander neben den Pferden lagen und den Geiern schon zum Fraße dienten, gaben diesen trostlosen Ebenen noch ein düstereres Ansehen und erfüllten die glühende Luft mit einem pestartigen Geruch.

„Ehe wir an den Rancho der Punta del Espinazo del Diablo kamen, zeigte sich uns eine dritte Cisterne,

ausgeschöpft, wie die beiden frühern. Auch hier maaß Doppelauge die Eindrücke der Pferdehufe und seufzte dann: „Elizondo! Elizondo!“

„Nach einer Tagereise, die noch ermüdender war, als die beiden frühern, wegen des steinigen Weges, dem wir hatten folgen müssen, kamen wir vor Sonnenuntergang an dem Rancho an. Diese letzte Tagereise durch die Felsen des Espinazo del Diablo hatte die Hufe eines meiner Pferde, das nicht beschlagen war, so abgenutzt, daß ich es in der Obhut des Besitzers des kleinen Meierhofes lassen mußte. Das arme Thier konnte keinen Schritt mehr gehen und hatte uns auf dieser letzten Tagereise besonders aufgehalten. Auf diese Weise erfüllte sich verhängnißvoll unser Schicksal, wie Sie sogleich hören werden. Im Rancho der Punta gaben wir uns für drei Kaufleute aus, welche in Handelsgeschäften nach Monclova gingen; auch machten wir keine Anspielung auf die Cisternen, die wir schon vertrocknet gefunden hatten, und thaten auch, als wüßten wir gar nicht, daß die ehemaligen Führer der mexikanischen Insurrection nach derselben Stadt, wohin wir uns begeben wollten, unterwegs seien. Das verrätherische Netz, das die flüchtigen Generale umgab, schien uns so geschickt gesponnen, daß wir verdoppelte Klugheit für nöthig hielten. Am folgenden Tage, wo wir dem Orte zueilten, welcher Salida del Espinazo del Diablo heißt, hatten wir denselben Anblick auf der Straße. Wölfe

und Geier umgaben die gefallenen Maulthiere und Pferde, die noch zahlreicher sich vorfanden, als am vorhergehenden Tage; die Hitze, die verpestete Luft, die weißen, kahlen Felsen, das war das Einzige, was wir fanden. Bei den beiden andern Cisternen, die versandet waren, wie die ersten, fand Doppelauge dieselben Spuren wieder und wiederholte seinen Fluch gegen Elizondo.

„Gegen drei Uhr wurden die armen Bewohner einer elenden Hütte von uns bewogen, uns eine hinreichende Masse Wasser gegen Massen von Gold zu verkaufen, womit wir unsere fünf Pferde tränken und unsere Schläuche mit Wasser füllen konnten. Darauf machten wir unter freiem Himmel Halt, um ein wenig zu ruhen, so sehr beeilten wir uns, zu rechter Zeit in Bajan einzutreffen. Bemerken Sie wohl, daß wir von sieben Cisternen, die wir auf unserm Wege berühren mußten, übereinstimmend mit den Vorhersagungen Doppelauges, bereits fünf vollkommen vertrocknet gefunden hatten. An der Stelle, wo wir Halt machten, nahm die Landschaft ein anderes Aussehen an; die dürren Ebenen dauerten noch fort, zeigten aber hie und da einige Eisenholzbäume. Gern wären wir diese Nacht noch weiter gegangen, aber das einzige Pferd, das mir blieb, war natürlich weit stärker angegriffen worden, als die Pferde meiner Gefährten, deren jedes nur einen halben Tag geritten worden war. Aus den Resten eines abgestorbenen Eisenholzbaumes machten wir ein

Feuer und verzehrten unſer Abendeſſen, das aus etwas an der Sonne getrocknetem und auf Kohlen geröſtetem Fleiſche beſtand. Von dem langen Graſe, welches die Ebene rund um uns her bedeckte, erhielten unſere Pferde, wenn auch nicht nährendes, doch ein reichliches Futter, und wir kamen überein, daß der Meſtize die erſte Nachtwache halten ſollte.

„Albino ſchlief zuerſt ein. Ich betrachtete aufmerkſam den Greis, der in ſeiner Lieblingsſtellung, die Beine gekreuzt, wie die Indianer, die Ellbogen auf den Knien, und den Kopf in ſeinen Händen, vor dem Feuer ſaß. Seine langen Haare fielen in einzelnen Streifen an ſeinem Geſichte herab und glichen dem weißen Mooſe, das von dem Gipfel hundertjähriger Cedern herabhängt. Doppelauge ſchien dem Seufzen des Windes in dem trockenen Graſe zuzuhören, als wenn es verſtändliche Stimmen wären. Bei dem Anblick dieſes Greiſes, für den die Zukunft keinen Schleier zu haben ſchien, empfand ich eine Art abergläubiſcher Furcht. Nach einiger Zeit erhob Doppelauge den Kopf; ſeine vom Feuer hell erleuchteten Lippen öffneten ſich ſchweigend; dann fiel ſein Blick auf mich. Ich weiß nicht, weshalb ich die Augen ſchloß.

„Ihr ſchlaft nicht?“ ſagte er.

„Ich kann nicht,“ antwortete ich.

„Nun, ſo hört mich, weil wir einen Augenblick allein ſind. Ihr ſeid ja auch der Einzige, der meinen

letzten Willen ausführen kann; Albino wäre es nicht im Stande.“

„Warum denn?“

„Nicht wahr, Ihr sollt für seinen Sohn sorgen, als wenn er der Eurige wäre? Er wird seinen Vater nicht wieder sehen. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich Albino in der Ebene liegen sah, ohne zu wissen, ob er schlief oder todt war; aber das Blut, welches rings um ihn das Gras röthete, beweis't mir, daß er den ewigen Schlaf schlief.“

„Ich empfand das Uebergewicht Doppelauges in vollem Maaße, und warf auf meinen schlafenden Kameraden einen Blick, der da nicht weniger schmerzlich war, als wenn er in den Schlaf gesunken sei, von dem man nicht mehr erwacht. Der Greis fuhr fort:

„Was mich und das mich erwartende Schicksal betrifft, so hege ich darüber nicht den geringsten Zweifel; lebend werde ich die siebente Cisterne von Bajan nicht sehen; aber nach meinem Tode möchte ich sie sehen. Ich bitte Euch also um Folgendes: Hebt meinen Kopf auf, denn ihn in der Ebene von Bajan zu finden, wird nicht schwer sein; tragt ihn zu der Cisterne und befestigt ihn an einen Baum über derselben, das Gesicht gegen die Noria gewendet. Unterlaßt es nicht, denn ein letzter Wille ist heilig. Wenn Ihr übrigens dem Tode in der Sierra Madre entgeht, so werdet Ihr noch lange leben; aber dort erwartet Euch eine furchtbare Gefahr.“

„Nachdem der Greis dies gesprochen, legte er sein Haupt wieder in seine Hände, und schien, wie zuvor, auf die Stimme des Windes und andere Stimmen zu hören, die vielleicht nur sein Ohr vernahm. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Ich liebte Albino zärtlich, denn mit ihm war ich zum Manne herangewachsen, und ich glaubte in seiner Gesellschaft noch eine lange Reihe von Jahren zu verleben; jetzt beweinte ich ihn schon als todt. Endlich kam der Augenblick des Aufbruchs. Mein Pferd konnte diese Tagereise noch machen, die letzte, ehe wir die Flüchtlinge einholen konnten; aber unser Eifer schien sehr erkaltet. Doppelauge war schweigsam, wie gewöhnlich; die traurigen Gedanken, die mich bewegten, raubten mir alle Lust, mit Albino ein Wort zu wechseln, und dieser schwieg ebenfalls, da er Niemanden fand, mit dem er sprechen konnte.

„Wir fanden die sechste Cisterne leer, wie die fünf andern; wir hatten kein Wasser mehr in unsern Schläuchen und wurden vom Durste geplagt; unsere Pferde litten davon noch mehr, als wir, denn sie hatten seit dem vorigen Nachmittage nicht getrunken; das meinige konnte fast nicht mehr gehen. Wir wollten demungeachtet unsern Weg fortsetzen, als der Greis uns aufhielt.

„Einen Augenblick,“ sagte der Mestize zu uns, während er so gerade im Sattel saß, wie ein junger Mann von zwanzig Jahren. „Capitain Albino, wir haben die letzte Noria gesehen.“

„Es ist ja aber noch eine da,“ antwortete Albino.

„Ich muß Euch sagen,“ fuhr Doppelauge fort, „daß wir die siebente Cisterne von Bajan nicht sehen werden. Ihr habt also noch Zeit, Euern Plan aufzugeben.“

„Albino blieb unbeweglich und fragte nur:

„Werden wir noch zeitig genug ankommen, um unsere Häuptlinge zu retten?“

„Mein Traum hat mir nichts davon gesagt, aber ich hoffe es,“ sagte Doppelauge.

„Und wird dieser Bursche,“ begann der Schmuggler von Neuem, indem er auf mich zeigte, „uns überleben?“

„Ja.“

„Nun denn, vorwärts!“ rief Albino entschlossen; „unser Leben darf für nichts gelten, wenn das unserer Führer auf dem Spiele steht und die Hoffnung des Landes von Verrath bedroht wird.“

„Vorwärts also!“ rief der Greis, mit einem Antlitz voll heiterer Ruhe.

„Der Marsch ging nicht mehr so schnell, als meine Gefährten gewünscht hätten; mein ermattetes Pferd schleppte sich nur keuchend weiter. Bei jedem Schritte fanden wir todte Pferde und Maulthiere. Bald begannen wir, einen ziemlich schroffen Bergabhang hinaufzusteigen. Als wir die Höhe erreicht hatten, dehnte sich eine ungeheure Ebene vor uns aus. Doppelauge, der voran ritt, stieß ein Freudengeschrei aus, und Albino,

der ihm folgte, ließ ebenfalls einen freudigen Ausruf vernehmen.

„Ach, Gott sei Dank!“ rief der Schmuggler voll hoher Freude; „sie sind noch unverletzt und wir werden sie retten, was auch kommen möge!“

„Es war der 21. März 1811, ungefähr gegen neun Uhr Morgens. Vor uns und in der Mitte der Ebene von Acasita de Bajan schlängelte sich eine lange Reihe von Wagen zwischen den Cactus und Akazien hin. Die Kanonen folgten in einiger Entfernung, und das dumpfe Rollen ihrer Laffetten drang bis zu uns. Die Fähnchen der Reiter flatterten im Winde, und das Wiehern ihrer Pferde mischte sich mit dem Rollen der Kanonen. Weit voraus vor den ersten Wagen stand ein Truppencorps, welches die Vorhut auszumachen schien, hinter einem kleinen Hügel, um welchen sich der Weg drehte. Diese Truppen machten wahrscheinlich einen augenblicklichen Halt, um den Wagen Zeit zu geben, sie einzuholen.

„Seht!“ sagte Albino zu Doppelauge, „sie müssen doch einigen Verdacht haben, da die Vorhut zwischen sich und den Wagen nicht die kleinste Entfernung dulden will.“

„Doppelauge schwieg, und sein scharfes Auge betrachtete aufmerksam diese angebliche Vorhut.

„Die Pferde jener Reiter sind sehr frisch,“ sagte er; „sie gleichen nicht Thieren, die auf dem Wege kaum

haben trinken können; seht doch nur diejenigen der beiden Abtheilungen, welche hinter den Wagen hergehen; sie wiehern nicht und schlagen nicht mit den Füßen.“

„Diesseits des Hügels und in einer ziemlich großen Entfernung von der Wagenreihe, welche weit noch von der Höhe entfernt war, hinter welcher jenes Reitercorps sich aufgestellt hatte, ritten sechs Dragoner im Schritt, und in einiger Entfernung hinter diesen sechs Dragonern kamen ungefähr sechzig Reiter, denen fast unmittelbar sich die Wagen anschlossen. Endlich hinter den Bagagewagen, den Kutschen und den Kanonen, folgte die übrige Eskorte, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Die Pferde aller Reiter hingen den Kopf und wankten nur langsam vorwärts. Der Contrast zwischen diesen Pferden und denen, die hinter dem Hügel verborgen waren, war dem Auge des Mestizen nicht entgangen. Plötzlich zitterte Doppelauge bei dem Anblick eines Offiziers, der sich bei dem aufgestellten Reitercorps zeigte, und rief mit donnernder Stimme:

„Verrath! Verrath! Es ist Elizondo!“

„Es war wirklich Elizondo, der zu seinen Soldaten sprach; aber Doppelauges Stimme drang nicht bis zu denjenigen, die er warnen wollte.

„Ruperto,“ sagte eiligst der Greis, „Euer Pferd ist nicht im Stande, uns zu folgen. Das Leben der Führer hängt von der Schnelligkeit unserer Thiere ab;

erwartet uns hier. Schnell, schnell, Albino, werft ihm die Leine Eures Handpferdes zu.“

„Ich nahm die beiden Leinen, und Albino und Doppelauge stürzten sich den Abhang hinab, während sie mit aller Kraft ihrer Lungen die Worte schrien: Verrath! Verrath! Ich verlor sie bald aus dem Gesichte, als sie in eine Krümmung des Felsens einbogen, welche sie in die Ebene hinabführte. Ich blieb allein, beschäftigt mit meinen beiden Handpferden, und das Herz so beengt, daß sich eine Wolke über mein Auge legte und mir verbarg, was unter mir geschah. Die trüben Prophezeihungen des Greises, die Gefahr, welche die mexicanischen Häuptlinge bedrohte, Alles steigerte meine Angst bis zum Unerträglichen.

„In diesem Augenblicke kamen die sechs Dragoner der Eskorte Hidalgo's um den Hügel herum. Als sie das Reitercorps sahen, zögerten sie einen Augenblick und ritten dann weiter. Plötzlich wurden sie umringt, entwaffnet und von ihren Feinden fortgeschleppt, ehe sie noch einen Schrei der Warnung hätten ausrufen können. Den ihnen folgenden sechzig Reitern ging es ebenso. Sie argwohnten um so weniger Verrath, da sie den Oberst Elizondo sahen, den sie als warmen Anhänger der Insurrection kannten. Der Oberst schien gegen dreihundert Reiter bei sich zu haben. Er nahm zweihundert und ritt den Kutschen entgegen. Die vier Generale waren verloren. Elizondo hielt, mit dem

Hute in der Hand, vor einer der Kutschen, die ebenfalls still hielt. Ein Mann stieg heraus, dessen Priestergewand und lange weiße Haare Hidalgo anzeigten. Er reichte dem Verräther freundlich die Hand. Von diesem Augenblicke an sah ich nur noch einige vereinzelte Scenen dieses furchtbaren Drama's. Elizondo's Truppen gaben Feuer; ein Lanzengewühl umgab die Wagen; die vier Häuptlinge waren gefangen. Ein kalter Schweiß benetzte meine Stirne und die Angst zerriß mein Herz.

„Als die Rauchwolke sich ein wenig verzogen hatte, bemerkte ich Elizondo an dem Schlage einer andern Kutsche. Man schoß auf ihn, aber der Verräther fiel nicht. Ein Reiter schoß sein Pistol gegen den Wagen ab, aus dem ich bald einen Mann herausſteigen sah, in dem ich, an der stolzen Haltung, Allende erkannte. Er hielt einen jungen leblosen Mann in seinen Armen. Ich habe später erfahren, daß es sein Sohn war. Hidalgo, Allende, Abasolo und Aldama wurden gezwungen, zu Pferde zu steigen, und ich sah sie mit denen verschwinden, welche nach ihrem Blute dürsteten; die Wagen, theils leer, theils mit untergeordneten Gefangenen beladen, setzten ihren Weg fort. Alles war geschehen.

„Ich stieg vom Pferde und ließ meinen Thränen freien Lauf. So saß ich versunken in tödtliche Trauer, als das Geräusch eines herangaloppirenden Pferdes mich aufblicken ließ. Das Pferd führte einen enthaupteten Leichnam mir zu, den des Doppelauges, der mit

Hülfe eines langen und ſtarken Strickes auf dem Sattel erhalten wurde. In gräßlichem Hohn hatte man den Kopf des Meſtizen unter ſeinen Armen befeſtigt. Brauche ich noch zu ſagen, daß ich gewiſſenhaft den letzten Willen des Greiſes erfüllte? Muß ich hinzufügen, daß ich in der Ebene Albino's Leichnam fand, der, wie es der Meſtize vorausgeſagt, den ewigen Schlaf ſchlief? Ihre nutzloſe Treue hatte ihnen das Leben gekoſtet, und nach der Vorausſagung Doppelanges kam ich allein zur ſiebenten Noria von Bajan. Dieſe war nicht ausgetrocknet. Vielleicht hängt der Kopf des Greiſes noch an dem Baume, an welchem ich ihn befeſtigte."

Der Capitain ſchwieg. Die Sonne ſank hinter die Bäume des kleinen Gartens des Herrn B. Das ferne Geräuſch des Windes in dem hohen Graſe der benachbarten Ebene bildete gewiſſermaaßen das melancholiſche Accompagnement zu den letzten Worten Don Ruperto's. Herr B. ſtand plötzlich auf, ging ſchweigend in ſeine Wohnung und kam nach einigen Augenblicken zurück, ein Buch in der Hand, das er mir aufgeſchlagen reichte. Es war des Senator Buſtamento's „Cuadro historico." Meine Augen fielen auf eine Stelle, in welcher ich die eben gehörte Erzählung vollſtändig beſtätigt fand. Buſtamente fügt noch hinzu, daß Abaſolo ausgenommen, der durch den Heldenmuth ſeiner Frau gerettet wurde, alle übrigen Führer der Inſurrection

erſchoſſen wurden. Der Oberſt Elizondo erhielt die Strafe, die ſein Verrath verdiente. Von ſeinen Landsleuten gehaßt, von den Spaniern verachtet, ſtarb er, bedeckt mit Meſſerſtichen, die ihm ein Spanier ſelbſt in einem Anfalle von erdichtetem Wahnſinn beibrachte. Ein Proceß ward über dieſe That nicht angeſtellt. So ſchloß der erſte Akt des großen Drama's, das man ſpäter die mexicaniſche Revolution nannte.

Am folgenden Morgen ſetzten wir, Don Ruperto und ich, unſern Weg nach Tepic fort, nachdem wir Herrn B. freundlich die Hand gedrückt hatten.

III.

Der Soldat Carenno.

Die Straße von Guadalajara nach Tepic führt über die Sierra Madre. Auch hier in dieser Kette steiler Felswände, die sich bald in scharfen Felsspitzen in die Lüfte erheben, bald in wilden Gebirgsschluchten sich zerklüften, hat der Freiheitskampf unvertilgbare Spuren zurückgelassen. Ich war ungeduldig, diesen interessanten Theil Mexico's zu sehen und auch der Capitain Don Ruperto sehnte sich nach jenen Hochebenen, welche ihn an so viele Tage, an so viele abenteuerliche Nächte seiner Jugend erinnerten; doch erst, nachdem wir in die Santa Isabel herabgestiegen waren, erst zwei Tage nachdem wir das Dorf Ahuacatlan verlassen hatten, erblickten wir am Horizonte die bläulichen Felsspitzen der Cordilleren. Von diesem Augenblicke beeilten wir, nach gemeinsamer Verabredung, unsere Schritte und ein Ritt von wenigen Stunden durch das hohe Gras, brachte

uns, in geringer Entfernung vom Gebirge, an eine Bambushütte, welche Don Ruperto mir im Voraus als unsern Ruhepunkt bezeichnet hatte.

„Heda! Curenno!“ rief der Capitain, als er sein Pferd an der Hütte anhielt; „Heda! seid Ihr todt, oder lebt Ihr noch?“

„Wer ruft mich?“ antwortete eine vom Alter gebrochene Stimme aus dem Innern der Hütte.

„Der Capitain Castannos, con mil Diablos!“ erwiederte der Guerrillero. „Derjenige, der die Kanone losbrannte, bei welcher Ihr die Curenna*) machtet.“

Eine entsetzliche Gestalt erschien auf der Schwelle der Hütte. Es war ein furchtbar entstellter Greis, dessen Rückrad verschoben und aus den Fuge gerissen, erschien. Der Unglückliche konnte nur kriechend gehen. Zusammengedrückt von Alter und Krankheit, hatten seine Züge demohngeachtet einen so edeln und stolzen Ausdruck beibehalten, daß ich erstaunte. Vor seiner mit Gewalt zur Erde gebeugten Stirn, die von tiefen Runzeln und hervortretenden Adern durchfurcht war, fielen lange weiße Locken herab. Um seine nackten Arme ringelten sich Adern so dick wie Ranken eines Epheustocks, der am Stamm einer kräftigen Eiche alt

*) Curenna. Lafette, daher Curenno Beiname des Soldaten, welcher im Freiheitskampfe die seltsame Rolle eines als Lafette gebrauchten Menschen gespielt hat.

geworden ist. Wer diesen seltsamen Greis, mit dem durchfurchten, halb unter dem dichten, einer Mähne gleichen Haupthaare versteckten Gesicht sah, der hätte ihn für einen gealterten Löwen halten können, der von der Kugel des Jägers in dem kräftigsten Alter gelähmt worden.

„Nun, braver Curenno," sagte der Guerrillero, „ich freue mich, einen der alten Ueberreste der alten Zeiten noch beim Leben zu treffen."

„Unsere Reihen lüften sich freilich," sagte der Greis. „Noch einige Jahre und man wird vergeblich die ersten Krieger der Freiheit suchen."

„Und die Guanajuatenna ist also nicht hier?" fragte Castamos.

„Ich bin allein," erwiederte Curenno; „seit einem Jahre schläft sie dort hinten."

Er zeigte auf einen Tamarindenbaum, der sich einige Schritte von der Hütte erhob.

„Gott hat ihre Seele!" sagte der Capitain. „Aber gesteht nur, Freund, Eure Dienste sind schlecht genug vergolten worden."

„Was verlangt Ihr mehr, als einen Winkel Erde, wo man leben und sich begraben lassen kann?" entgegnete ruhig der Soldat. „Geschah es denn nur in der Hoffnung reichen Lohns, daß wir uns einst die Knochen zerbrechen ließen? Die Nachwelt wird sich des Namens Curenno erinnern, und das genügt."

Don Ruperto's Frage und des alten Soldaten Antwort ließen mich errathen, daß ich einen jener Männer vor Augen hatte, welche ein verhängnißvolles Geschick zur Vergessenheit zu verurtheilen scheint, nachdem sie sich geopfert haben; aber was für einen Helden hatte ich vor mir? Das wußte ich nicht. Wir stiegen an der Hütte ab, in welche wir für einen Augenblick traten. Hier hörte ich, fast ohne etwas davon zu verstehen, ein Gespräch, das sich ausschließlich um die Vorfälle des Krieges gegen die Spanier drehte. Unglücklicherweise besaß ich den Schlüssel der Thatsachen nicht, an welche die beiden Redenden sich einander erinnerten. Nach Verlauf einer halben Stunde rüsteten wir uns, unsern Weg fortzusetzen, da wir noch einen langen Ritt bis zur Venta vor uns hatten, die am Fuße der Sierra Madre liegt.

„Ihr habt einen tüchtigen Renner," sagte unser Wirth zu mir, indem er sich meinem Pferde näherte, in dem Augenblicke, wo ich meinen Fuß in den Steigbügel setzte.

Beim Anblick dieses mißgestalteten Körpers, der, so zu sagen, zu ihm hinkroch, scheute das Thier und wollte sich aufbäumen; aber in demselben Augenblicke streckte Curenno den Arm nach ihm aus und das Pferd stand unbeweglich, vor Entsetzen schnaubend.

„Was giebt's denn?" fragte ich.

„Nichts," antwortete der Greis mit seiner dünnen,

ſchreienden Stimme, „ich halte nur Euer Pferd unter Euch.“

Ich bog mich über meinen Sattel weg und ſah in der That zu meinem großen Erſtaunen, daß der eine Fuß meines Pferdes, umfaßt von den nervigten Fingern Curenno's, wie mit eiſernem Band an den Boden gefeſſelt war.

„Soll ich loslaſſen?“ fragte der Athlet lachend.

„Wenn Ihr die Gefälligkeit haben wollt,“ antwortete ich dieſem neuen Milon von Crotona, „ich ſehe, mein Pferd iſt nicht der Stärkere.“

Kaum fühlte ſich das Thier von dem furchtbaren Drucke frei, als es entſetzt bei Seite ſprang und ich hatte die größte Mühe, es wieder zur Hütte zurückzubringen.

„Ach!“ ſagte der Greis ſeufzend, „ſeit einem gewiſſen Kanonenſchuß, den Don Ruperto abſchoß, werde ich alle Tage ſchwächer.“

„Was wart Ihr denn in der Zeit Eurer Jugend, Sennor Curenno?“ erwiederte ich.

„Caſtannos wird es Euch ſagen,“ entgegnete der Greis, von dem wir Abſchied nahmen, nachdem der Capitain ihm verſprochen hatte, bei ſeiner Rückkehr einen ganzen Tag in ſeiner Hütte zu verweilen.

Nachdem wir dieſen ſeltſamen Einſiedler verlaſſen hatten, ſetzten wir unſern Weg in der Richtung der Sierra Madre fort, deren Gebirgskämme, Felswände

und Spitzen aus dem Nebel immer schärfer hervortraten und ihre schmalen Gebirgspfade, Schluchten und gähnenden Abgründe immer deutlicher dem Auge zeigten. Bald traten wir in den Schatten, welchen diese riesigen Felswände werfen, während weit hinter uns die letzten Strahlen der Sonne die Gipfel von Tequila vergoldeten. Jetzt zeigte mir der Capitain mit dem Finger auf der Höhe einer Plateforme der Sierra ein kleines, viereckiges Gebäude, welches einem aus den Wolken gefallenem Aerolithen glich. Dieses einzeln stehende Fort war die Venta, in welcher wir übernachten sollten.

Am Fuße der ungeheuern Gebirgskette machten wir Halt, um unsern Pferden einige Ruhe zu gönnen, ehe wir das Gebirg erstiegen; bald aber setzten wir unsern Weg beim ungewissen Lichte der Abenddämmerung weiter fort. Wir hatten bei diesem Theile unserer Reise auf das Mondlicht gerechnet und der Mond täuschte uns auch nicht. Bald warf er sein bleiches Licht auf den Fußsteig, dem wir folgten und der in launenhaften Krümmungen zur Venta hinaufstieg. Nach zweistündigen, mühevollen Anstrengungen, erreichten wir die Plateforme, welche aus der Ferne sehr schmal zu sein schien, in der Nähe aber sich in eine weite Hochebene ausbreitete, beherrscht von einem Berggürtel, auf welchem sich eine Reihe riesiger Hügel erhob. Die Venta selbst war, wie alle Wirthshäuser Mexico's, ein

weißes Haus mit Colonnaden, welche den Peristyl bildeten, und einem rothen Ziegeldache. Am Rande der Hochebene erbaut, beherrschte sie den ganzen Weg, den wir herauf kamen und außerdem eine weite Landschaft, wie sie das Auge des Adlers umfassen mag, der hoch in den Wolken schwebt.

Maulthiertreiber waren schon vor uns in dieses Wirthshaus gekommen. Die Feuer, an denen sie die Nacht zuzubringen gedachten, loderten bereits auf und ihre gefesselten Maulthiere kauten an ihrem Abendimbiß. Unter dem Porticus der Venta schliefen auf dem nackten Erdboden ein Dutzend Indianer, neben einer schwerfälligen Kutsche, deren Obertheil von den Rädern getrennt war; nur so zerlegt können die Wagen auf den Schultern der Männer über die Sierra Madre gebracht werden. Diese Kutsche und die Indianer verkündigten die Gegenwart einiger Reisenden in der Venta. Auch hörten wir wirklich, daß einer der Deputirten des Staats Sinalca beim Congreß in Mexico auf seiner Rückkehr von Tepic, wohin wir, der Capitain und ich, uns begaben, hier abgestiegen sei mit seiner Familie.

Während Don Ruperto, der den Auftrag übernommen hatte, unser Abendessen zu bestellen, sich desselben entledigte, hatte ich mich unter den Peristyl des Gasthauses gesetzt, von wo das Auge einen Blick in die Gebirgsschluchten hatte. Der Mond beleuchtete mit seinen Strahlen schauerliche Abgründe, aus denen lang-

ſam die Dünſte des Abends aufſtiegen. Ringsumher erblickte man nichts als übereinander gethürmte Höhen, wie durch die Wuth erloſchener Vulkane zerriſſene oder geſpaltene Felſen, und jenſeits derſelben verlor ſich der Blick in ungemeſſene Ebenen, durchzogen von den niedrigen Ausläufern des Gebirgs. Die Ankunft des Capitains, welcher mir das Abendeſſen ankündigte, entriß mich endlich der Betrachtung dieſes großartigen Schauſpiels, in das ich verſunken war. Wir ſprachen dem einfachen Mahle, das man uns bereitet hatte, mit trefflichem Appetite zu; dann ſchlug mir Don Ruperto vor, vor dem Gaſthauſe friſche Luft zu ſchöpfen, und ich nahm ſeinen Vorſchlag gern an. Kaum waren wir am Ende eines von hohem Graſe überwachſenen Fußſteigs, als der Capitain plötzlich ſtehen blieb und mit dem Finger auf die Erde zeigte. Zu unſern Füßen lag, durch ihre eigene Schwere halb in den Boden eingeſenkt, eine jener Kanonen, welche die Inſurgenten von den Ufern des Stillen Oceans bis zu den äußerſten Grenzen des Staates Jalisco geſchleppt hatten. Don Guerrillero ſetzte ſich auf die Kanone und lud mich ein, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Der tiefe blaue Himmel war jetzt mit zahlloſen Sternen beſä't, die Luft lau; vor der Venta ſangen die um die Nachtfeuer gelagerten Maulthiertreiber ihre naiven Lieder und mit den Tönen der Guitarre miſchte ſich der Schall der Glocken der Maulthiere; die Wachthunde antworteten

mit klagendem Geheul den fernen, unbestimmten Naturlauten, welche der Abendwind heraufstrug. Indem mich der Capitain an diesen einsamen Ort führte, hatte er, wie er sagte, Zeit und Ort günstig geglaubt, um den Bericht seiner kriegerischen Abenteuer wieder aufzunehmen. Ich beeilte mich, zu erwiedern, daß ich ganz seiner Ansicht sei, und also ermuthigt, begann Don Ruperto eine lange Erzählung, die ich, ohne ihn zu unterbrechen, anhörte, neben ihm sitzend auf der verrosteten Kanone, um welche wilde Absinth üppig wucherte und mit seinem scharfen Duft die Luft erfüllte.

1.

El Voladero.

„Die Hinrichtung Hidalgo's und seiner vornehmsten Waffengefährten," begann der Capitain, „schloß gewissermaaßen die erste Periode des Freiheitskampfs. Von diesem Augenblick nahm der Aufstand einen ganz andern Charakter an. Statt der verworrenen Massen betraten einige gut organisirte Banden den in die engsten Grenzen eingeschlossenen Kriegsschauplatz. Unterstützt von einer kleinen Anzahl kriegsgeübter Soldaten, waren die neuen Führer der Insurrection in ihren Bewegungen nicht mehr durch den Aufstand ganzer Bevölkerungen gehemmt. Man hörte auf, Städte zu

plündern, die Felder zu verwüsten, die Heerden wegzutreiben; man ließ dem Handel seinen Aufschwung nehmen und die Partei der Freiheit zählte, Dank der klugen Haltung ihrer neuen Kämpfer, bald unter ihren Anhängern die reichsten Landbesitzer, Kaufleute und Eigenthümer der großen Hacienda's. Diese militairische Stellung der Insurrection war der erste Schritt zur politischen Organisation. Journale wurden gegründet, um unter der mexicanischen Bevölkerung die liberalen Ideen und socialen Grundsätze zu verbreiten, welche in der alten Welt den Sieg davon getragen hatten. Diese war eine der furchtbarsten Waffen, welche seit der Erhebung im Jahre 1810 bis zur Unabhängigkeitserklärung die Herrschaft der Vicekönige erschütterten.

„In Don Ignacio Rayon personificirte sich diese zweite Phase der Insurrection, wie die erste sich im Pfarrer Hidalgo personificirt hatte. Nach der Verhaftung des Pfarrers zu Bajan übernahm Don Ignacio Rayon das Commando der bei Saltillo zurückgebliebenen Banden, welche von den Leuten Hidalgo's, die den Truppen Elizondo's hatten entfliehen können, verstärkt wurden. Obgleich Don Ignacio durch seine im Colleg San Ildefonso erhaltene Erziehung eher für den Gesetzgeber, als für den Feldherrn gebildet war, so erhob er sich doch schnell zur Höhe seines neuen Berufs, und als er sich an der Spitze von viertausend Mann sah, zögerte er nicht, mit seiner kleinen Armee das Feld zu

behaupten. Seine erste Sorge war, sich gegen Zacatecas zurückzuziehen; um diese Stadt zu erreichen, mußte er einen Weg von hundertfunfzig Stunden durch ein dürres, wasserarmes Land und erfüllt mit ihren feindlichen Bewohnern zurücklegen. Darauf mußte er sich der Stadt Zacatecas bemächtigen und diesen wichtigen Ort für die Insurrection in einen militairischen Centralpunkt umwandeln. Dieses große Unternehmen, das General Rayon mit ebensoviel Muth, als bewundernswerther Klugheit glücklich ausführte, gilt noch heute für eine der besten Waffenthaten seiner militairischen Laufbahn, wie des Freiheitskriegs.

„Ich gehörte zu den treuen Parteiführern, welche den General Rayon auf seinem langen und beschwerlichen Marsche von Saltillo nach Zacatecas begleiteten. Nachdem ich, wie sie wissen, den Hauptscenen des bei Bajan so traurig beendeten Drama's beigewohnt hatte, begab ich mich nach Saltillo, wo ich den General Rayon im Begriff fand, seinen Rückzug anzutreten. Am 26. März 1811, fünf Tage nach der Verhaftung Hidalgo's und seiner Gefährten, trat man den Marsch an. Kaum hatten wir Saltillo verlassen, so begannen auch die Scharmützel mit Guerrillas der Spanier. Vier Tage lang hatten wir eine Reihe kleiner Gefechte durchzuführen, die uns keine Ruhe ließen. Als wir endlich den Paß von Pinnones erreichten, wurden wir von der Division des General Ochoa angegriffen. Un-

sere vom Marsche ermüdeten Truppen wollten schon dem ungestümen Angriff des Feindes erliegen, als einer unserer Bandenführer, der General Torres, ihnen zu Hilfe kam. Die Gewalt seines Angriffs war so stark, daß die Spanier ihrerseits sich zur Flucht wandten, unser Gepäck und Geschütz, dessen sie sich bereits bemächtigt und dreihundert ihrer Leute auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Unglücklicherweise waren unsere Wasserschläuche und Fässer im Getümmel zerstoßen und zerschlagen worden und doch hatten wir mehr als hundert Stunden mitten durch wasserlose Wüsten noch zurückzulegen. Mit uns führten wir eine beträchtliche Anzahl Frauen, denn ein Jeder von uns war plötzlich zum Kriegsdienst gezwungen worden und führte die Seinigen mit sich. Sie können sich keine Vorstellung von den gräßlichen Qualen machen, die uns der Durst während dieses langen Marsches, unter einem Himmel, der sich nie mit einer Wolke bedeckte und durch ein dürres Land, welches selbst der Nachtthau nicht erfrischte, erdulden ließ.

Der Wassermangel erstreckte seine furchtbaren Wirkungen nicht blos auf Menschen und Thiere, er machte auch unsere furchtbarsten Waffen nutzlos. Kaum waren unsere Kanonen ein oder zwei Mal geladen und abgeschossen, so waren sie, erhitzt durch die glühende Sonne, zum Dienst unbrauchbar. In diesem Zustande der Schwäche und der Kampfuntüchtigkeit mußten wir demungeachtet erbitterte Kämpfe mit den

spanischen Truppen unausgesetzt aushalten. Glücklicherweise wurde die moralische Kraft unseres Heeres dadurch nicht geschwächt; selbst unsere Frauen gaben uns das Beispiel des Muthes und die Veteranen des Freiheitskampfes haben den Namen einer derselben, der Guanajuatenna, die Frau des verkrüppelten Soldaten, den wir diesen Morgen gesehen, nicht vergessen. Ich bin zum Beispiel in Verlegenheit, wie ich Ihnen das seltsame Auskunftsmittel deutlich machen soll, auf welches die Guanajuatenna an einem unglücklichen Tage, wo unsern Artilleristen das Wasser mangelte, verfiel, um ihre glühend gewordenen Kanonen zu erfrischen. Es genüge Ihnen zu wissen, daß die Guanajuatenna, unterstützt von dem guten Willen ihrer Gefährtinnen, an jenem Tage unsere Armee aus einer sehr unangenehmen Lage befreite und durch ihren glücklichen, wenn nicht sogar heroischen Einfall, unsere Batterien in Stand setzte, in wenig Minuten die feindlichen Kanonen zum Schweigen zu bringen. Die Guanajuatenna war es auch, welche später, um die Spanier über die geringe Zahl unserer Streiter zu täuschen, den Gedanken hatte, alle ihre Gefährtinnen in Schlachtordnung aufzustellen, mit einer Kanone in Front dieses Bataillons in Unterröcken. Getäuscht durch diese Kriegslist, ließ uns der Feind, ohne uns zu beunruhigen, eine vortheilhafte Stellung einnehmen, welche Zacatecas beherrschte.

Glänzende Waffenthaten unterbrachen jedoch diese

Reihe von Scharmützeln und entschädigten uns für die unbedeutenden Gefechte, welche die ersten Tage unseres Rückzugs ausgefüllt hatten. Nach dem Gefechte, in welchem das sonderbare Mittel der Guanajuatenna unsern Waffen den Sieg verschafft hatte, machten wir in einem Orte, genannt Las Animas, Halt. Unser Lager bot an diesem Tage einen traurigen Anblick dar. Lechzend vor Durst und Ermattung lagen wir auf einem mit gefallenen Pferden und Maulthieren bedeckten Boden hingestreckt. Ein düsteres Schweigen herrschte unter unsern Zelten, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen von dem Angstgeschrei unserer Verwundeten, die, vom Durst gequält, um einen Tropfen Wasser baten, um ihren von Fiebergluth ausgetrockneten Gaumen zu erquicken. Einige Soldaten schlichen, gleich Gespenstern, unter diesen Liegenden umher, von denen die Einen halb todt, die Andern schon verschieden waren. Die Wachen hatten fast die Kraft nicht mehr, ihre Musketen zu tragen. Ich selbst war dem Tode nahe und saugte, um den Durst zu löschen, mit meinen Lippen am Handgriff meines Säbels. Nicht weit von mir lag die Frau, welcher Albino Conde die Sorge für seinen Sohn anvertraut hatte und die ich in meinen Dienst genommen hatte, um den letzten Willen meines ehemaligen Kameraden zu erfüllen. Sie betete weinend ihren Rosenkranz und flehte zu allen Heiligen des Paradieses, eine mit Regen gefüllte Wolke über uns auszuschütten.

Unglücklicherweise waren die Heiligen nicht in der Laune, uns dieſen Abend zu erhören, denn die Sonne ging in ungetrübtem Glanze unter. Ich dagegen bat zu Gott, daß einige Marodeurs von meiner Truppe, die zur Aufſuchung verborgener Quellen ſich entfernt hatten, auf ihrem Zuge glücklich ſein und vor Allem ihren Capitain nicht vergeſſen möchten. Gott war gnädiger, als die von der armen Frau neben mir angerufenen Heiligen. Er erhörte mich; denn bald ſah ich mit leiſen Schritten einen meiner Marodeurs heranſchleichen. Es war derſelbe Mann, den ich Ihnen gezeigt habe, der Gefährte der Guanajuatenna. Zu jener Zeit hatte er ſeinen Namen Valdivia noch nicht mit dem Curenno vertauſcht. Er war auch noch nicht ſo furchtbar entſtellt, wie Sie ihn heute geſehen haben; eine Tanne war nicht kräftiger und gerader als ſein Körper. Sie ſind im Stande geweſen, ſeine herculiſche Stärke zu ermeſſen, ich werde von ihr nicht ſprechen, ſondern Ihnen nur noch ſagen, daß ſein Geiſt und ſein Muth der phyſiſchen Kraft gleich kamen. Aus jeder noch ſo kritiſchen Lage wußte Valdivia immer ſich mit Geſchick herauszufinden.

„Herr Capitain,“ ſagte er, indem er geheimnißvoll zu mir trat, eingehüllt in den Mantel eines ſpaniſchen Dragoners, den er auf einem Schlachtfelde aufgerafft hatte; „ich bringe Ihnen einen Schlauch mit einigen

Kupfern-Wasser für Sie, das Kind und seine Mutter; aber ich möchte, daß uns Niemand sähe."

„Wasser!" schrie ich, zu bewegt in diesem Augenblicke, um den klugen Weisungen Valdivia's nachzuleben.

„Still doch!" erwiederte er, „wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so warten Sie mit dem Trinken, bis die Nacht gekommen und wenn Sie getrunken haben, will ich Ihnen sagen, wo Wasser in Ueberfluß zu haben ist und werde Ihnen einen Vorschlag machen, der Ihnen gefallen soll."

„Ich streckte gierig die Hand aus, um den Schlauch zu fassen.

„Gieb, um Gotteswillen!" rief ich, „der Durst verzehrt mich! wie kann ich bis zur Nacht warten?"

„In zehn Minuten ist es dunkel. Bei besserer Ueberlegung behalte ich lieber den Schlauch. Ich habe keine Lust, Sie von den wüthenden Soldaten im Kampfe um den Schlauch ermordet zu sehen. Unterdessen lassen Sie Ihr Pferd satteln und kommen Sie zu mir unter jener Mesquito, wo das meinige gesattelt steht. Wir müssen sofort aufsitzen; wir haben noch hundert Reiter; lassen Sie ihnen den Befehl zugehen, uns in der Ebene zu erwarten. Den Wachen sagen wir, daß wir Wasser holen wollen und man wird uns passiren lassen, ohne den General zu fragen."

Valdivia ging, trotz meiner Bitten, und nahm den

Schlauch mit. Ich eilte, seine Anweisungen auszuführen und mit Einbruch der Nacht erwarteten uns unsere Reiter am bestimmten Orte. Ich nahm mein Pferd am Zügel, führte die Frau und das Kind mit mir und fand bald Valdivia. Statt einiger Tropfen Wasser, wie er versprochen, gab er mir einen ganz gefüllten Schlauch. Ich mußte mir Gewalt anthun, um seinen Inhalt nicht ganz für mich zu nehmen, so sehr quälte mich der Durst; doch ließ ich für die Frau und den kleinen Albino noch eine hinreichende Quantität, und als der Schlauch geleert war, sagte ich zu Valdivia:

„Nun, laß sehen, was hast Du mir vorzuschlagen?“

„Nehmen Sie,“ sagte er, „Ihre hundert Reiter, um eine Hacienda, zwei Stunden von hier, zu stürmen, wo Wasser im Ueberfluß ist und die durch eine spanische Abtheilung besetzt ist.“

„Laß uns gehen!“ rief ich; „aber wenn es so ist, warum benachrichtigen wir nicht den General davon, damit er uns tausend Mann mitgiebt?“

„Warum?“ erwiederte Valdivia, „weil der General nicht mehr Herr seiner Truppen ist und ein Befehl, den er in diesem Augenblicke gäbe, den Ausbruch dieses Complotts beschleunigen würde, das die Armee den Spaniern überliefern soll. Ja, Herr Capitain, wenn wir nicht sofort die Hacienda von San Eustaquio erstürmen, wohin ich mich allein geschlichen und diesen Schlauch gefüllt habe, so hat der General Rayon

morgen keinen einzigen Soldaten mehr. Es ist ein Verräther unter uns, und das ist kein anderer, als der General Ponce!“

„Als Valdivia diese Worte gesprochen, so ließ sich an einem der äußersten Enden des Lagers ein großer Tumult vernehmen, der bald immer bedeutender wurde. Man sah von allen Seiten Fackeln hin und her tragen und in ihrem Lichte Gruppen von Soldaten, deren Geschrei bis zu uns drang. Im Scheine der Fackeln sahen wir auch den General Rayon aus seinem Zelte treten und allein, mit unbedecktem Haupte, gegen die Wüthenden vorschreiten; aber seine so gewöhnlich geachtete Stimme schien nicht gehört zu werden.

„Ich hatte mich um einen Tag getäuscht,“ nahm Valdivia wieder das Wort; „doch der General wird die Unzufriedenen bis zu Sonnenaufgang wohl im Zaume halten. Lassen Sie uns gehen, es ist keine Zeit zu verlieren, wir müssen noch diese Nacht zurückkehren und dem General verkündigen können, daß seine Truppen morgen Wasser haben werden.“

„Der Tumult dauerte immer noch fort, wenn auch weniger geräuschvoll, und die Stimme des Generals, die bis zu uns drang, dämpfte mehr und mehr das Geschrei der aufrührerischen Soldaten. Ich bestieg mein Pferd und forderte Valdivia auf, mir zu folgen.

„Zuvor,“ antwortete er mir, „muß ich eine feindliche Schildwache, die ich in meine Gewalt gebracht

habe, zu Ihnen führen.“ Und ohne sich die Mühe zu geben, mir seine räthselhaften Worte zu erklären, entfernte sich Valdivia.

„Bald sah ich ihn wiederkommen, unter seinem Arme eine schwarze, sich bewegende Masse tragend. Als er mir näher kam sah, ich, daß diese Masse ein Mensch war, in der Kleidung eines spanischen Lanziers. Valdivia legte den Menschen auf die Erde, löſ'te die Stricke auf und ließ ihn hinter sich auf sein Pferd steigen. Um zu dem Brunnen der Hacienda zu gelangen, hatte mein kräftiger Gefährte das kürzeste Mittel ergriffen und die bei der Cisterne aufgestellte Schildwache geknebelt und als Führer bei unserer nächtlichen Excursion mit sich gebracht. Valdivia brauchte mir nicht erst zu sagen, auf welcher Weise er diesen kühnen Handstreich ausgeführt; seine nervigen Arme gaben mir eine genügendere Erklärung, als es seine Worte hätten thun können. Da während der kurzen Abwesenheit Valdivia's das Lager wieder ruhig geworden war, so blieb uns nichts übrig, als die so glücklich begonnene Unternehmung kühn fortzuführen. Ohne Aufenthalt eilten wir dem Orte zu, wo uns die Reiter erwarteten, und an der Spitze dieser kleinen Truppe rückten wir gegen die Hacienda vor, wobei wir unsere erschöpften Pferde tüchtig spornen mußten. Während des Rittes erkundigten wir uns bei dem Gefangenen über die Stellung und die Stärke der spanischen Garnison, welche die Ha-

cienda von San Salvador besetzt hielt. Der Langier behauptete, sie bestehe ungefähr aus 500 Mann, unter dem Befehlen des Commandanten Larrainzar, eines stolzen, rohen und von seinen Soldaten verabscheuten Mannes. Auch erhielten wir noch andere Nachrichten über die Stellung der Truppen und über die weniger bewachten Punkte des Ortes.

„Demungeachtet konnten wir nur mit großer Schwierigkeit die zwei bis drei Stunden zurücklegen, welche unser Lager von der Hacienda trennten, denn die Wege waren furchtbar und unsere Pferde völlig erschöpft. Sie werden leicht einsehen, warum der Weg so beschwerlich war. Unfern von der Stadt Zacebacas, welche der General Mayon zu erreichen suchte, obgleich er wußte, daß sie vom Feinde nicht besetzt sei, theilte sich die Sierra Madre in zwei Aeste. Der erstere, derselbe, in dem wir uns jetzt befinden, dehnt sich von Norden nach Süden in paralleler Richtung mit den Ufern des stillen Oceans aus, der andere läuft von Norden nach Osten, der Krümmung des mexicanischen Meerbusens folgend. Auf einem der höchsten Punkte dieses letztern Gebirgszweiges lag die Hacienda, die wir einnehmen wollten, auf einer der äußersten Spitzen einer ziemlich bedeutenden Hochebene der Cordilleren.

„Mit Hülfe der Dunkelheit einer mondlosen Nacht, gelangten wir unbemerkt bis in die Nähe der Hacienda und machten in einiger Entfernung von dem Gebäude

unter großen Bäumen Halt. Ich trennte mich von meiner Truppe, um zu recognoscieren. So viel ich sehen konnte, bildete die Hacienda ein großes, massives Parallelogramm, von Strebepfeilern unterstützt und nur auf der der Sierra zugewendeten Seite mit einigen wenigen Fenstern, oder vielmehr Schießscharten versehen, an denen dicke Eisenstäbe angebracht waren. Eine hohe, breite und mit Zinnen versehene Mauer erhob sich an einer der Seiten dieses Parallelogramms und umfaßte den Hof, die Ställe, Scheunen und Wagenschuppen. In diesem Hofe lag die spanische Garnison. An dem Winkel der Hacienda, demjenigen entgegengesetzt, wo ich mich eben befand, erhob sich über dem terrassenförmigen Dache ein viereckiger Glockenthurm in drei Stockwerken und bezeichnete die Lage der Capelle. Die hintern Seiten der Hacienda waren durch einen tiefen Abgrund besonders gut beschützt. Längs dieses Abgrunds dehnte sich eine Felsenwand hin, deren Fuß das Auge nicht ergründen konnte. In der Gegend war der Ort unter dem Namen Boladero bekannt.

„Ich hatte alle Seiten des Gebäudes, mit Ausnahme dieser letzteren, untersucht; ich weiß nicht, welche Scrupel des militairischen Ehrgefühls mich antrieb, meine Recognoscirung längs der Schlucht hin fortzusetzen, welche die Rückseite der Hacienda beschützte. Zwischen den Mauern und dem Abgrunde lag ein kleiner, kaum sechs Fuß breiter Fußsteig; am Tage wäre

ein Ritt auf demſelben nicht gefährlich geweſen, des Nachts aber war es ein gewagtes Unternehmen. Die Mauern des Pachthofes hatten eine breite Baſis, auf welcher der Fußſteig fortlief, und es war nicht leicht, ſelbſt für einen ſo geſchickten Reiter, wie ich, in der Finſterniß einen ſolchen Ritt zu wagen, nur zwei Schritte von einer tiefen Schlucht getrennt. Demungeachtet zögerte ich nicht, meinen Willen durchzuſetzen.

„Schon hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, als mein Pferd plötzlich wieherte. Ein furchtbares Entſetzen ergriff mich bei dieſem Wiehern; ich war an einer Stelle angekommen, wo der Fußſteig nur für die vier Beine eines Pferdes breit genug war; ein Umkehren war nicht möglich.

„Holla!“ rief ich mit lauter Stimme, auf die Gefahr hin, mich zu verrathen, was weniger gefährlich war, als auf einem ſolchen Wege einen Reiter mir gegenüber zu begegnen; „ein Chriſt wandelt längs der Schlucht; geht nicht weiter vor.“

„Es war zu ſpät; eben kam ein Mann zu Pferde um einen der Strebepfeiler herum, welche hier und da dieſen verwünſchten Weg noch verengten. Ich ſchwankte auf meinem Sattel und meine Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt.

„Um Gottes Willen, kehrt um!“ rief ich, entſetzt vor der gräßlichen Gefahr, der wir Beide entgegengingen.

„Unmöglich!“ antwortete der Reiter mit heiserer Stimme.

„Ich empfahl meine Seele Gott, umzukehren, oder das Pferd zurückzutreiben, ja selbst abzusteigen — das alles war unmöglich und hieß einem sicheren Tode entgegengehen. Von zwei Reitern, die sich auf diesem verhängnißvollen Pfade begegneten, und wären es Vater und Sohn gewesen, mußte der eine eine Beute des Abgrunds werden. Einige Secunden verginge, und wir, der unbekannte Reiter und ich, standen noch immer feindlich gegenüber; unsere Pferde waren einander so nahe, daß ihre Nasen an einander stießen. Ein düsteres Schweigen herrschte zwischen uns; über uns erhob sich schroff die glatte Mauer der Hacienda; auf der anderen Seite öffnete sich, drei Schritte von der Mauer, der Abgrund. Nur eine Hoffnung belebte mich, daß mein Gegner ein Feind des Vaterlandes sein könnte.

„Seid Ihr für Mexico und die Insurgenten?“ rief ich, bereit, auf den Unbekannten loszustürzen, wenn seine Antwort verneinend ausfallen sollte.

„Mexico und die Insurgenten, das ist mein Wahlspruch!“ erwiederte der Reiter; „ich bin der Oberst Garduno.“

„Und ich der Capitain Castannos!“

„Wir kannten uns seit langer Zeit und hätte uns die eigenthümliche Lage nicht so verwirrt, wir hätten nicht nöthig gehabt, unsere Namen auszutauschen. Der

Oberst war seit zwei Tagen mit einem Detachement ausgerückt und wir glaubten ihn gefangen oder erschossen, denn wir hatten ihn nicht wieder ins Lager kommen sehen.

„Ei, Oberst," sagte ich, „es thut mir leid, daß Ihr kein Spanier seid, denn Ihr fühlt wohl, daß Einer dem Andern hier weichen muß."

„Unsere Pferde hatten die Zügel auf dem Halse und ich griff in meine Satteltaschen, um meine Pistolen herauszuziehen.

„Das fühl ich so gut," erwiederte der Oberst mit einer entsetzlichen Ruhe, „daß ich Eurem Pferde schon das Gehirn zerschmettert hätte, wenn ich nicht fürchten müßte, das meinige werde mich, von dem Schusse erschreckt, mit Euch in den Abgrund stürzen."

„Ich bemerkte in der That, daß der Oberst seine Pistolen bereits in der Hand hielt. Wir beobachteten Beide das tiefste Stillschweigen. Unsere Pferde fühlten die Gefahr, wie wir, und blieben unbeweglich, als wären ihre Füße in den Boden verwachsen. Meine Aufregung war völlig verschwunden.

„Was sollen wir thun?" fragte ich den Obersten.

„Das Loos werfen, wer sich in den Abgrund stürzen soll."

„Das war in der That das einzige Mittel, unserem Zustande ein Ende zu machen.

„Wir werden aber demungeachtet mit einiger Vorsicht dabei zu Werke gehen müssen,“ nahm der Oberst wieder das Wort. „Derjenige, welchen das Loos trifft, wird rücklings zurückweichen. Er hat dabei immer noch einige Aussicht auf Rettung, wenn sie auch nur schwach ist; für den Gewinnenden ist es aber von großem Vortheil.“

„Euch liegt also nichts am Leben?“ rief ich, entsetzt über die Ruhe, mit welcher der Oberst diesen Vorschlag machte.

„Mehr vielleicht, als Euch,“ antwortete heftig der Oberst; „denn ich habe eine tödtliche Beleidigung zu rächen. Aber die Zeit vergeht.“

„Gefällt es Euch, die letzte Lotterie zu beginnen, bei welcher einer von uns thätig sein wird?“

„Wie sollten wir aber das Loos ziehen? Mit dem „nassen Finger“, wie die Kinder, oder mit „unten oder oben“, wie die Schüler? Beides war unausführbar. Eine über den Kopf unserer erschreckten Pferde ausgestreckte Hand konnte uns Beiden den Tod bringen und zum Werfen eines Geldstückes war die Nacht zu finster. Der Oberst fiel auf ein Mittel, an das ich nicht gedacht hatte.

„Hört! Herr Capitain,“ sagte er zu mir, als ich ihm meine Verlegenheit kundgegeben hatte. „Ich weiß ein anderes Mittel. Der Schrecken, den unsere Pferde

empfinden, entreißt ihnen von Zeit zu Zeit ein lautes Schnaufen. Derjenige von uns, deſſen Pferd von jetzt an ſchnaufen wird...“

„Gewinnt!“ rief ich.

„Nein, er verliert. Ich weiß, Ihr ſeid ein Campaſino und könnt mit Eurem Pferde machen, was Ihr wollt. Ich aber, der ich im vorigen Jahre noch Student der Theologie war, beſitze Eure Reitergeſchicklichkeit nicht; Ihr könntet Euer Pferd wohl zum Schnaufen bringen, es daran zu verhindern iſt eine andere Sache.“

„Wir warteten ſchweigend und voll Angſt, bis eines unſerer beiden Pferde ein Schnaufen hören laſſen würde. Die Stille währte eine Minute, ein Jahrhundert für uns. Mein Pferd wieherte zuerſt. Der Oberſt that ſeine Freude durch kein äußeres Zeichen kund, wahrſcheinlich aber dankte er Gott aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens.

„Ihr werdet mir eine Minute gewähren, um meine Seele Gott zu empfehlen,“ ſagte ich zum Oberſten mit erloſchener Stimme.

„Sind Euch fünf Minuten genug?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Der Oberſt zog ſeine Uhr. Ich richtete zum Himmel, der mit funkelnden Sternen bedeckt war, die ich zum letzten Male zu ſchauen glaubte, ein inbrünſtiges Gebet.

„Es iſt geſchehen,“ rief der Oberſt.

„Ich antwortete nicht; mit zitternder Hand nahm ich die Zügel meines Pferdes auf.

„Noch eine Minute,“ ſagte ich zum Oberſten, „denn ich bedarf meiner vollen Kaltblütigkeit, um das entſetzliche Manöver auszuführen, das ich beginnen will.“

„Zugeſtanden!“ antwortete Gardunno.

„Meine Erziehung hatte ich, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, auf dem Lande erhalten. Meine Kindheit und einen Theil meiner erſten Jugend hatte ich faſt immer zu Pferde zugebracht und ich darf, ohne mir zu ſchmeicheln, wohl behaupten, daß, wenn irgend Jemand in der Welt dieſe Aufgabe der Reitkunſt zu vollführen im Stande geweſen, ich wohl am erſten dazu befähigt war. Durch eine faſt übernatürliche Anſtrengung erlangte ich meine Kaltblütigkeit wieder. Ich hatte ja zu oft ſchon dem Tode getrotzt, als daß er mich hätte länger erſchrecken ſollen. Von dieſem Augenblicke an begann ich wieder zu hoffen.

„Als mein Pferd zum erſten Male, ſeit meiner Begegnung mit dem Oberſt, den Zügel wieder feſter angezogen fühlte, bemerkte ich, daß es unter mir zitterte. Ich ſetzte mich feſter in meinen Steigbügel, um dem Thiere die Ueberzeugung zu geben, daß ſein Herr nicht mehr ängſtlich ſei. Ich hielt es mit den Zügeln und den Beinen, wie es jeder gute Reiter bei einem gefährlichen Wege thut, und mit dem Zügel, dem Körper

und den Sporen gelang es mir, es einige Schritte zurückweichen zu lassen. Schon war sein Kopf weiter entfernt von dem des Pferdes, welches der Oberst ritt, der mir Muth zurief. Sobald dies geschehen, ließ ich das arme zitternde Thier, das mir, trotz seines Schreckens, gehorchte, ein wenig ruhen, dann begann ich dasselbe Manöver wieder. Plötzlich fühlte ich seine Hinterfüße unter mir weichen; ein eiskalter Schauer überlief meinen ganzen Körper, ich schloß die Augen, als wenn ich in den Abgrund herabsinken sollte und gab meinem Körper einen heftigen Stoß nach der Mauer der Hacienda, deren Fläche mir keinen Halt darbot, um meinen Sturz zu verhindern. Diese plötzliche Bewegung und die verzweifelte Anstrengung des Pferdes retteten mir das Leben. Seine Füße, die unter ihm zusammenzubrechen schienen, hatten wieder festen Halt gefaßt.

„Es war mir gelungen, einen breiteren Raum zwischen dem Abgrunde und der Mauer zu gewinnen. Einige Zoll mehr hätten mir eine Schwenkung möglich gemacht, aber der Versuch dazu wäre hier tödtlich gewesen, und ich ließ davon ab. Ich wollte meine rückgängige Bewegung wieder beginnen; zweimal erhob sich das Pferd auf seine Hinterfüße, sank aber immer wieder auf dieselbe Stelle zurück, so sehr ich es auch durch Zuruf, mit dem Zügel und den Sporen zu ermuthigen suchte. Endlich weigerte sich das Thier hartnäckig, einen Schritt weiter zurück zu thun. Demungeachtet

sank mein Muth noch nicht, denn ich wollte nicht sterben. Plötzlich erschien mir, wie ein Lichtstrahl, noch eine, die letzte Hoffnung der Rettung; ich beschloß, sie zu versuchen. In dem Kniebund meines Stiefels war ein scharfes, spitziges Messer; ich zog es aus seiner Scheide. Mit der linken Hand begann ich den Hals meines Pferdes zu streicheln, während ich ihm zugleich freundlich zuredete. Das arme Thier beantwortete meine Liebkosungen durch ein klagendes Wiehern, dann glitt, um es nicht zu erschrecken, meine Hand über den Bogen seines kräftigen Halses hin, bis sie an die Stelle kam, wo der letzte Rückenwirbel sich am Scheibel anschließt. Das gekitzelte Pferd erzitterte, aber ich beruhigte es mit der Stimme. Als ich unter meinem Finger gewissermaaßen das Leben im Gehirn pulsiren fühlte, neigte ich mich nach der Seite der Mauer, meine Füße verließen leise den Steigbügel und mit einem kräftigen Drucke stieß ich die scharfe Klinge meines Messers in dem Sitze des Lebens ein. Wie vom Blitz getroffen brach das Thier, ohne eine Bewegung zu machen, zusammen, und ich, die Knie fast bis zum Kinn heraufgezogen, saß auf seinem Leichnam. Ich war gerettet; ich stieß ein Triumphgeschrei aus, auf welches der Oberst freudig antwortete, und das der Abgrund grellend wiederholte, als zürne er, daß ihm seine Beute entschlüpft sei. Ich verließ den Sattel, setzte mich zwischen die Mauer und den Leichnam meines Pferdes und stieß, angelehnt an einen der

Sterbepfeiler, den Leichnam des armen Thieres zurück, der in den Abgrund rollte. Jetzt erhob ich mich und in einigen Sprüngen war ich wieder in der Ebene; fiel aber ohnmächtig auf den Boden nieder, überwältigt von dem Schrecken, den ich so lange in mir unterdrückt hatte. Als ich die Augen wieder öffnete, war der Oberst bei mir."

2.

Die Hacienda von San-Eustaquio.

„Nachdem er mir Glück gewünscht hatte zu meiner Geschicklichkeit und zu meiner Kaltblütigkeit, fragte mich Garbunno, durch welchen Zufall ich in dieser Stunde der Nacht allein in der Nähe eines Gebäudes sei, in welchem eine spanische Garnison läge. Ich theilte ihm des Project mit, das mich mit meinen Leuten hergeführt hatte.

„Wieviel Soldaten haben Sie bei sich?" fragte er mich.

„Gegen Hundert, entschlossen zu trinken oder zu sterben."

„Bei dieser Nachricht sah ich die Augen des Offiziers von einer wilden Freude aufleuchten.

„Sie haben auch großen Durst?“ fragte ich.

„Nach Rache,“ antwortete der Offizier, „und deshalb irre ich, obgleich mein Detachement fast gänzlich vernichtet ist, Tag und Nacht in dieser Gegend umher, um eine Gelegenheit zur Rache zu finden.“

„Weshalb denn, Oberst?“

„Wegen einer Schmach, die ich nicht überlebe, wenn ich sie nicht in Blut abwaschen, oder wenigstens Schmach für Schmach zurückgeben kann. Ich habe noch ungefähr funfzig Leute bei mir,“ fuhr der Oberst fort, der sich nicht weiter erklären zu wollen schien; „sie sollen sich mit den Ihrigen vereinigen.“

„Ich bezeichnete dem Oberst den Ort, wo er uns finden könnte und eilte zu meiner Truppe zurück, die mich mit Ungeduld erwartete. Kaum hatte ich Valdivia mein Abenteuer erzählt, als der Oberst, wie er gesagt hatte, zu mir stieß. Wir erfuhren von ihm, daß er schon am vorigen Tage fruchtlos die Hacienda angegriffen habe, aber mit beträchtlichem Verluste zurückgeworfen worden sei. Wir berathschlagten uns jetzt und der Oberst begann ein strenges Verhör mit dem spanischen Gefangenen. Darauf gab er Befehl zum Vorrücken und als wir in der Nähe der Hacienda waren, fragte er den Gefangenen:

„Glaubst Du, daß im Thurme eine Schildwache steht?“

„Es ist stets eine des Nachts darin,“ antwortete

dieser zu; „aber vielleicht ist sie auf ihrem Posten eingeschlafen, da Niemand sie überwachen kann.“

„Während der Spanier noch sprach, ließ sich rund um die Hacienda der Wachtruf vernehmen: „Alerta — centinella!“ Die Wachtposten riefen sich an. Wir horchten aufmerksam auf die verschiedenen Stimmen, die sich antworteten und in der Ferne erstarben. Kein Ruf drang aus dem Glockenthurme hervor. Die Schildwacht war also eingeschlafen.

„Ach, hätten wir nur eine einzige Kanone hier!“ rief Valdivia. „Während funfzig Männer, mit Hilfe ihrer Lazos, die Terrassen des Gebäudes ersteigen, könnten wir das Thor zusammenschießen und nähmen dann diese Hunde von Gachupinos*) zwischen zwei Feuer.“

„Wir haben nicht weit von hier, unterm Gesträuch, eine Kanone zurückgelassen,“ sagte der Oberst; „aber sie kann keine Dienste thun, denn die Lafette ist zerbrochen: es ist ein nutzloses Stück Kupfer.“

„Haben Sie auch Munition?“ fragte ich meinerseits.

„Neben der Kanone liegt der mit Pulver gefüllte Karren,“ erwiederte Garbunno; „aber ich sage Ihnen, es ist wie eine Flinte ohne Batterie.“

---

*) Gachupinos, Männer, welche Schuhe tragen. So nannten die Indianer die ersten spanischen Eroberer.

„Ich warf einen Blick auf die nervigen Arme Valdivia's und dieser verstand mich.

„Ich nehme einige Männer mit mir und hole sie,“ sagte Valdivia. „Meine Herren, diesen Abend trinken wir nach Bequemlichkeit.“

„Mit diesen Worten wollte Valdivia davon gehen.

„Ihr wollt doch nicht allein gehen?“ sagte ich zu ihm.

„Meiner Treu! Wenn die Kanone nicht schwerer ist, als ein Pferd mit seinem Reiter, so kann ich sie ohne Hilfe herbringen.“

„Die ist weit schwerer,“ erwiederte der Oberst; „zehn Mann, welche wissen, wo die Kanone ist, sollen Euch begleiten.“

„Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die Männer wieder. Sie hatten Stricke um den Kanonenlauf gebunden und ihre Pferde vorgespannt, die sie auf einem ungleichen Boden fortzogen. Wenn die Kanone durch ein Bodenhinderniß stecken blieb, so beugte sich Valdivia nieder, hob sie auf und die Kanone wurde weiter geschleppt. Jetzt stellte ich meine Leute ungefähr zweihundert Schritte von der Hacienda auf.

„Nun, ihr Kinder,“ sagte ich zu ihnen, „wir haben zwei Mittel des Angriffs: Das eine besteht darin, uns, wie die Indianer, mit einem Kriegsgeschrei auf die Hacienda zu werfen; das andere, die Hacienda zu er-

klettern, während wir das Thor einschießen. Der Gefangene wird mit euch klettern und euch bei Todesstrafe als treuer Führer dienen. Während wir über die Bresche stürmen, bringt ihr über die Terrassen ein. Aber dieses zweite Mittel kann nur dann angenommen werden, wenn sich funfzig Leute finden, die tapfer, gewandt und entschlossen genug sind, um eine Mauer zu ersteigen, die über einem Abgrunde schwebt, dessen Tiefe man nicht ermessen kann. Uebrigens," fügte ich hinzu, „ist man in einer gewissen Höhe, so beachtet man den Fall nicht."

„Ich gehe voran," rief der Oberst, „der meine Anrede gehört hatte, „und vielleicht sind wir so glücklich, als Lohn für unsere Kühnheit, den Commandanten in unsere Hand zu bekommen."

„Sie sind sehr erbittert auf ihn, wie es scheint?" sagte ich zum Oberst.

„Er ist mein Todfeind."

„Das Beispiel des Obersten ermuthigte die Guerillero's, und bald konnte er unter denen, die sich anboten, die Kräftigsten und Gewandtesten zu seiner Begleitung wählen. Am wenigsten begeistert für dieses Unternehmen war augenscheinlich der spanische Gefangene, dem das Erkletttern einer fünfundzwanzig Fuß hohen Mauer, die sich steil über einem Abgrund erhob, nicht besonders gefallen mochte.

„Die funfzig von dem Oberst ausgewählten Män-

ner trafen ihre Vorbereitung. Das maſſive Gebäude war in ziemlich kleinen Zwiſchenräumen mit Almöas (einer Art Zinne) verziert, welche den Adel des Beſitzers andeuteten. Jeder Soldat hatte ſeinen Lazo bei ſich, an welchem ein eiſerner Ring zur Bildung der Schleife diente. In einer Minute hing an jeder dieſer Zinne ein Strick, deſſen äußerſtes Ende den vorſtehenden Stein umſchlungen hatte. Ehe das Signal zum Aufklettern gegeben war, kamen wir, Gardunno und ich, überein, daß die Soldaten des Oberſten erſt dann die feindliche Garniſon angreifen ſollten, wenn ſie den dritten Kanonenſchuß gehört hätten; drei Kugeln ſchienen uns mehr als hinreichend, das Thor des Pachthofes zu zerſchmettern. Als dies geſchehen, ergriff der Oberſt, mit ſeiner gewohnten Ruhe, zuerſt den herabhängenden Strick, der ihm als Leiter dienen ſollte, gab ihn dem Gefangenen in die Hand und befahl ihm, darauf zu ſteigen. Sobald der Spanier einige Fuß über dem Boden ſchwebte, nahm Don Gardunno ſeinen Dolch zwiſchen die Zähne und kletterte aufwärts. Die Guerillero's folgten ſeinem Beiſpiel und bald ſahen wir funfzig Menſchen mit den Händen am Seile, die Füße gegen die Mauer geſtemmt, über dem Abgrunde ſchweben, die eben ſo viel Dämonen glichen, welche dem Abgrunde entſtiegen zu ſein ſchienen.

„Wenn auch an ſich gefährlich, denn ein plötzlicher Schwindel oder das Reißen des Strickes konnte einen

Menſchen in die Ewigkeit befördern, war doch dieſes Aufſteigen leichter, als der Angriff, mit dem ich beauftragt war. Die im Glockenthurm aufgeſtellte Schildwacht konnte, wenn ſie auch gewacht hätte, die von der Mauer verborgene Kletterer nicht ſehen; aber der Poſten, den wir gewählt hatten, bot andere Gefahren. Wir mußten bald die ſchützende Hülle der Bäume verlaſſen, welche unſere Gegenwart vor den Augen der Wachen verbarg, und beſchwert mit einer Kanone, die mit Menſchenhänden fortgeſchleppt werden mußte, in das offene Feld hinaustreten. Glücklicherweiſe beendeten wir ungehindert unſern Marſch und, als wir den letzten Mann auf der Terraſſe den Hacienda ankommen ſahen, gedachten wir, Valdivia und ich, die von uns übernommene Rolle auszuführen.

Schon unter den Bäumen hatte ich Befehl gegeben, die Kanone zu laden. Diejenigen, welche ſie herbeigeſchleppt hatten, ſpannten von Neuem ihre Pferde vor und wir rückten aus. Kaum aber hatten wir einige Schritte gethan, ſo machte eine der auf den innern Gängen aufgeſtellten Wachen Lärm und ſchoß ihren Carabiner gegen uns ab. Die Kugel traf Niemanden und wir verdoppelten unſere Bemühung, die Kanone bis zu dem Orte zu ſchleppen, wo wir das Eingangsthor vermutheten. Bald pfiffen andere Kugeln an unſeren Köpfen vorbei und und wir hörten in den Höfen der

Hacienda die Trommeln rühren und das Blasen der Signalhörner. Wir mußten die Hoffnung aufgeben, die Garnison zu überraschen und ich ließ von Glied zu Glied meinen Reitern den Befehl weiter geben, ein Kriegsgeschrei zu erheben mit immer veränderten Stimmen. Durch diese List schienen fünfhundert Menschen fast zu gleicher Zeit zu schreien. Der Kanonendonner erweckte das Echo.

„Bald war die Mauer mit spanischen Soldaten besetzt und das Gewehrfeuer begann in schneller Folge und wurde für uns auch tödtlich; doch minderte sich die Kampflust unserer Soldaten deshalb keineswegs. Wir beantworteten das feindliche Feuer. Die Reiter, welche die Kanone schleppten, verdoppelten ihre Anstrengungen; aber als wir uns um die Ecke der Mauer wendeten, um längs desjenigen Theils, welche die vordere Seite der Hacienda umgab, und wo das Hauptthor lag, hinzugehen, fanden wir einen tiefen und breiten Graben. Ohne eine fliegende Brücke war es nicht möglich, dieses unerwartete Hinderniß mit der Kanone zu überwinden.

„Wir müssen einen Theil der Mauer niederwerfen," sagte Valdivia zu mir. „Die Steine werden weniger Widerstand leisten, als eine mit Eisen beschlagene Thür."

„Das ist wahr!" rief ich, und sprang vom Pferde, um die Kanone, ehe sie gelöst wurde, zu richten; aber indem ich dies thun wollte, stieß ich auf ein neues Hin-

verniß. In Folge der Höhe der Mauer und der Unebenheit des Bodens konnten die Kugel nur einen Theil der Erderhöhung treffen, auf welchen die Mauer ſtand. Alle unſere Anſtrengungen waren vergebens. Wie konnte man eine Kanone ohne Lafette erheben oder niedriger richten? Aber noch immer ſank ein Hagel von Kugeln auf uns herab. Die Lage wurde verzweifelt. Ohne Leitern konnten wir die von einem gut unterhaltenen Feuer vertheidigten Mauern nicht erſteigen, und die funfzig Männer, welche ihren Angriff mit dem unſrigen vereinigen ſollten, liefen Gefahr, ohne Gewinn für uns, erſchlagen oder gefangen zu werden.

„Was fehlt noch, damit die Kugel in die Mitte der Mauer trifft?“ fragte mich Valdivia.

„Ziemlich anderthalb Fuß,“ antwortete ich, indem ich von Neuem den Boden maß und mit dem Auge vier Linien zog.

„Und wenn ſie eine Lafette von dieſer Höhe hätten, könnten Sie dann eine Breche legen?“

„Gewiß.“

„Nun, dann mag mein Rücken als Lafette dienen,“ erwiederte Valdivia.

„Ihr ſcherzt!“

„Nein, ich ſpreche im Ernſt.“

„Jedermann kannte die außerordentliche Kraft Valdivia's, aber Niemand erwartete einen ſolchen Vorſchlag.

Valdivia ſprach wirklich im Ernſt, denn er kniete nieder, ſtützte ſeine beiden Hände auf den Boden und bot ſeinen breiten Rücken dar, um den Kanonenlauf zu tragen.

„Verſuchen wir es!“ ſagte er. „Ich habe gelobt, daß wir heute Abend zu trinken haben ſollen und daß ich die Armee des Generals retten wollte. Auf! an's Werk!“

„Sechs Männer hatten die größte Mühe, die Kanone zur gewünſchten Höhe aufzuheben; doch gelang es ihnen endlich, ſie auf den Rücken Valdivia's in's Gleichgewicht zu bringen. Der Herkules trug die ungeheure Laſt, ohne zu wanken. Einige um die Kanone und unter den Leib des unerſchrockenen Soldaten befeſtigte Stricke dienten dazu, ſie wie eine Caronade am Bord des Schiffes feſt zu legen.

„Lade das Stück bis an die Mündung!“ rief Valdivia.

„Die Kugeln flogen noch immer in Maſſe um uns her und einer der Männer, welche den Kanonenlauf füllten, ſank todt neben dem in eine Lafette umgewandelten Soldaten hin. Demungeachtet gelang es, die Ladung zu Stande zu bringen.

„Rückt Euch ein wenig,“ ſagte ich zu Valdivia; „ſo iſt es recht, jetzt haltet feſt!“

„Die lebende Lafette blieb unbeweglich, als wäre ſie aus Eiſen gegoſſen. Ich nahm die Lunde aus den Händen eines Soldaten und hielt ſie an's Zündloch.

Der Schuß ging los; ein weites Loch wurde in der Mauer geöffnet.

„Nun?“ rief Valdivia, indem er sich auf seinen Händen etwas erhob, um sich von der Wirkung der Kugel zu überzeugen.

„Es geht gut, Freund; die Kugel hat mitten hinein getroffen.“

„Valdivia nahm seine Stellung wieder ein; man lud das Stück von Neuem; der zweite Schuß donnerte gegen die Mauer, aus der sich Massen von Staub erhoben.

„Auch diesmal erhob sich Valdivia ein wenig. — O, es war ein herrlicher Anblick, diesen Mann, der die Kraft von zwanzig Männern in sich vereinigte, nach jedem Schusse sich halb aufrichten und mit ihm die ungeheure Last erheben zu sehen, die an seinem Leib befestigt war. Mit geschwollenen Stirnadern und glühendem Gesicht blickte Valdivia nach der Mauer und beobachtete die Wirkung der Kugel, die er leitete. Meine tapfern Soldaten, die bisher vor Durst geheult hatten, schrien jetzt vor Verwunderung.

„Noch einen Schuß!“ rief der Athlet, „aber richtet ihn mehr links.“

„Ich that, was Valdivia befahl. Die Kanone wurde zum dritten Mal geladen und zum dritten Mal

donnerte der Schuß. Diesmal glaubte ich einen dumpfen Schmerzensruf Valdivia's gehört zu haben; er machte eine Anstrengung, um sich ein wenig aufzurichten, vermochte es aber nicht. Ich löſ'te jetzt die Kanone von dem Rücken des Soldaten. Valdivia ſtieß einen Seufzer der Erleichterung aus und wollte ſich aufrichten; vergeblich! ſeine Füße verweigerten ihm den Dienſt, und dieſer ſo ſtarke und kräftige Mann ſank in ſich ſelbſt zuſammen.

„Doch ohne zu ahnen, daß dieſes Wunder von Kraft, daß dieſe nervigten Armen, welche uns eine Kriegsmaſchine erſetzt hatten, für immer gelähmt ſeien, eilte ich zur Breche, die wir gemacht hatten. Währenddem waren die funfzig Männer unter dem Befehl des Oberſten aus ihrem Verſteck hervorgebrochen, und das Geſchrei, das ſie erhoben, machte für uns eine günſtige Diverſion. In einem Augenblicke begann ein furchtbares Gemetzel in den Reihen der Spanier. Meine Soldaten hatten durch die Breſche den mitten im Hof der Hacienda befindlichen Brunnen erblickt und keine menſchliche Macht konnte dem Ungeſtüm ihres Angriffs widerſtehen. Bald war in dem Hofe der Hacienda nur ein furchtbares, wüthendes Getümmel zu erblicken. Die Finſterniß verbarg den überraſchten Spaniern unſere kleinere Anzahl, während wir ihre Stärke ſo ziemlich kannten. Von allen Seiten ertönte das Geſchrei:

„Hurrah! Mexico! Freiheit!“ Zuweilen hörte ich auch den Oberſten rufen: „Den Commandanten! den Commandanten! fangt ihn lebendig, aber verletzt ihn nicht.“

„Jetzt vermißte ich die Abweſenheit Valdivia's, deſſen gewaltiger Arm uns ſo nützlich geweſen wäre. Während ich vergebliche Anſtrengungen machte, bis zum Commandanten vorzudringen, den ich an ſeiner Uniform erkannte, ſah ich eine weiße Schleife einen Augenblick lang über ihn ſchweben und über ſeinem Kopf niederfallen; ich ſah ihn wanken und fallen, dann ſah und hörte ich nichts mehr: ein Kolbenſchlag, den ich auf den Hinterkopf erhielt, warf mich bewußtlos auf den Boden nieder. Als ich wieder zu mir kam, war der Hof der Hacienda ſtill; der heldenmüthige Valdivia lag neben mir. Brennende Fackeln, die ſo gehalten wurden, daß ſie einen weiten Kreis erleuchteten, warfen ein helles Licht auf alle Gegenſtände und in der Mitte des erleuchteten Kreiſes war man auf einem freien Raume beſchäftigt, vier Pfähle einzurammen.

„Wo bin ich?“ rief ich, indem ich Valdivia erkannte.

„Je nun, in Eurem Eigenthum,“ antwortete er. „Wir ſind Sieger, wie ich es verſprochen habe. Freilich...“

„Und was geht dort vor?“ unterbrach ich ihn.

„Man bereitet eine Rache, die der Oberſt Gardunno nehmen will,“ antwortete Valdivia.

Als die vier Pfähle in gleicher Entfernung von einander eingerammt waren, führte man einen Mann herbei, den man seiner Uniform beraubt hatte. Er war bleich, seine Augen stier; ich erkannte den spanischen Commandanten, den ich im Gefecht hatte fallen sehen.

„Commandant," sagte der Oberst, der in den erhellten Kreis trat, „Sie haben willkürlich, mit den Waffen in der Hand, den gefangenen Feind mit Schmach bedeckt und werden dieselbe Schmach erdulden."

„Auf einen Wink Garbunno's legte man den Commandanten auf den Bauch nieder; seine Füße und Hände wurden an die Pfählen befestigt; und die Geißelung begann. Ich wandte den Kopf weg, um das traurige Schauspiel nicht zu sehen, das mir hinreichend die Art der Schmach erklärte, welche der Oberst selbst auf Befehl des spanischen Commandanten erlitten hatte.

„Gehen Sie jetzt," nahm der Oberst wieder das Wort, als die Execution vorüber war, „und entehren Sie nicht mehr Ihren Namen durch Verletzung der Kriegsgesetze."

„Der Commandant entfernte sich unter dem Hohngelächter der Soldaten mit Thränen der Wuth in den Augen.

„Und Ihr, tapferer Kamerad," sagte ich zu dem vor mir liegenden Valdiva, „was ist Euch begegnet?"

„Ich habe mein Verſprechen erfüllt,“ erwiederte ruhig der Soldat. „Ein Eilbote, den ich an den General Rayon geſchickt habe, wird ihn von unſerem Siege unterrichten; ſeine Armee wird nicht zum Feinde übergehen und der Krieg wird unter ſeinem Befehle fortdauern. Ich freilich,“ fuhr er fort, „bin ziemlich nutzlos geworden, denn meine Glieder ſind faſt zerbrochen.“

„Der Herkules hatte, ohne zu wanken, den Rückſchlag der Kanone zwei Mal ausgehalten; der dritte Schuß hatte ihn endlich erſchöpft. Demungeachtet hatte die Kraft des Pulvers nur die Rückenwirbel lähmen, nicht völlig zerbrechen können, und deshalb war Valdivia nicht todt.

„Dank der heldenmüthigen Hingebung dieſes Mannes, der ſeitdem den Beinamen Curenno (Lafette) erhalten hatte, konnte der General Rayon ſeinen Marſch nach Zacatecas fortſetzen. Demungeachtet waren damit die Hinderniſſe noch nicht alle überwunden, welche heimlicher Verrath ſeinem Vorrücken entgegenſetzten. Der General Ponce, der Anſtifter der Soldaten-Emeute, erinnerte ſich, daß Rayon am Abend zuvor ſchwach geweſen war, einen Vertrag mit den Aufſtändiſchen zu ſchließen. Um die Meuterer zur Ruhe zu bringen, hatte Rayon ihnen in der That verſprochen, am folgenden Morgen, ihren Wünſchen gemäß, die Waffen nie-

derzulegen und die Amneſtie des Vicekönigs anzunehmen. Ponce forderte die Erfüllung dieſes Verſprechens; und obgleich dieſe Forderung faſt allgemeinen Unwillen erregte, ſo gelang es ihm doch, ungefähr zweihundert Mann abtrünnig zu machen, mit denen er einige Tage nachher zum Feinde überging. Dieſer Abfall, dem bald andere folgten, verringerte die kleine Armee Rayons bedeutend. Doch auch ſo geſchwächt, gelang es dem General, die Umgegend von Zacatecas zu erreichen. Ein Guerrillo-führer, deſſen Name von der Geſchichte aufbewahrt worden iſt, Sotomajor, war von dem Obergeneral nach den Minen von Fresnillo geſchickt worden und bemächtigte ſich, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, dieſer Stellung. Fresnillo liegt ganz in der Nähe Zacatecas. Der General Torres ſeinerſeits war bis zum Lager von Grillo, einem Berge, welcher ſich dicht bei Zacatecas erhebt, vorgedrungen. Dieſes Lager enthielt die Hauptmacht der Spanier, welche die Stadt vertheidigten; um es anzugreifen, hatte aber Torres weder Lebensmittel, noch Artillerie. Er entſchloß ſich, vom Feinde zu nehmen, was ihm fehlte, und durch einen jener kühnen Handſtreiche, die nur durch den glücklichen Erfolg Geltung gewinnen, bemächtigte er ſich des Lagers, in welchem, neben ungeheuren Vorräthen aller Art, ſechshundert Flinten und fünfhundert Silberbarren gefunden wurden. Zacatecas konnte jetzt nicht mehr widerſtehen: ſechzehn-

hundert Mann räumten die Stadt, und am 15. August 1811, also zwanzig Tage nach seinem Abmarsch von Saltillo, sah sich Rayon im Besitz einer der wichtigsten Plätze Mexico's.

„Die Einnahme des Lagers Grillo und von Zacatecas erfüllten die spanische Regierung mit Schrecken und die bis dahin ganz unbekannten Namen Rayon und Cortes wurden plötzlich glorreich berühmt. Die feindlichen Generale fingen jetzt an, mit den beiden Insurgentenführern zu unterhandeln. Leider schien der Rückzug von Saltillo nach Zacatecas und die Einnahme der letzteren Stadt die geistige Energie und das Kriegsgeschick des Generals Rayon vollkommen erschöpft zu haben. Von dieser Zeit an beging er eine lange Reihe von Fehlern und unterlag, mit seltenen Ausnahmen, bei jedem Zusammentreffen mit den spanischen Truppen. Dies brachte Rayon dazu, an seinem Glücke zu zweifeln. Bei dem geringsten Unglück, im Beginn einer Schlacht, glaubte sich der mexicanische General schon geschlagen und wich zurück, ohne zu versuchen, den momentan verlorenen Vortheil wieder zu gewinnen. Diese wiederholten Niederlagen mußten natürlich den seinem Namen kaum gewonnenen Glanz und Ruhm verdunkeln, und seit der Einnahme von Zitacuaro war Rayon für den Fortschritt der Unabhängigkeit nur noch ein Hinderniß. Da ihm auch noch die nothwendige Seelengröße abging,

um ſelbſt noch einen Poſten zu verlaſſen, den er nicht mehr ausfüllen konnte, wandte er ſeine ganze günſtige Thätigkeit an, glücklichere und geſchicktere Generäle zu unterdrücken. Seine Anmaaßungen, das Obercommando zu behalten, deſſen Gewicht ihn doch erdrückte, wurden der Sache der Freiheit ſelbſt nachtheilig und verbreiteten unter den Führern der Inſurgenten zahlreiche Keime der Zwietracht. Zum Glück für die mexikaniſche Sache erhob ſich, fern von Rayon, eine neue militairiſche Größe. Der General Morelos wird gewiß in der Geſchichte den erſten Rang unter denjenigen Generälen behaupten, welche die neue mexicaniſche Fahne erhielten.

„Die Geſchichte Cureno's war die des Generales Rayon und hat mich an eine der ſonderbarſten Epiſoden dieſes Krieges erinnert.“

Die Nacht war immer dunkler geworden, die Wachtfeuer der Maulthiertreiber waren erloſchen und die feierlichen Stimmen der Einſamkeit waren an die Stelle des verworrenen Geräuſches getreten, die, eine Stunde zuvor, der Abendwind uns zugeführt hatte. Es war Zeit, unſer Nachtlager aufzuſuchen und uns durch einige Stunden Schlaf für die morgende Reiſe zu ſtärken. Ehe wir aber in die Venta zurückgingen, ſuchte ich mich über einen Zweifel aufzuklären, den die Erzählung des Capitains nicht gelöſ't hatte.

„Und Cureno?“ fragte ich Don Ruperto. „Hat ſein Vaterland nicht wenigſtens ſich ſeiner erinnert? lebt

ſein Name nicht im Gedächtniß der Mexicaner neben dem des Generals, den ſeine heroiſche Hingebung gerettet hat?“

„Ach,“ antwortete Don Ruperto, „einige Zeilen, welche die Geſchichtsſchreiber des Unabhängigkeitskriegs dem Andenken des alten Soldaten gewidmet haben, ſind ſeine einzige Belohnung geweſen, und wenn das Geſchlecht ſeiner Kampfgenoſſen, deren edelſtes Vorbild er war, ausgeſtorben ſein wird, wird kein Menſch in Mexico leben, der erzählen könnte, was der General Rayon dem Valdivia Curenno verdankte.“

Die bisher mitgetheilten Skizzen, denen ſpäter ähnliche folgen ſollen, mögen den hier nachfolgenden zur Einleitung und gleichſam als Schlüſſel dienen, um den aus dem allgemeinen Parteikampf hervorgegangenen ſtaatlichen Verfall und gänzliche Zerrüttung, ſowie die zunehmende Rechtsunſicherheit, wechſelnde Gewaltherrſchaft und rohe Grauſamkeit erklärlich zu machen, welche als natürliche Folge ſo troſtloſer politiſcher Zuſtände den Charakter des Volks verderbte und entſittlichte, ihren Weg mit Mord, Raub und Brand bezeichnete, und deren tiefe Spuren, auch als Geſetz und Ordnung allmälig

wieder Fuß faßten, nicht ſo leicht wieder zu verwiſchen waren, als daß nicht auch in den hier folgenden Darſtellungen aus einer ſpätern und friedlichern Zeit, noch immer jene Gräuel der Anarchie und moraliſchen Auflöſung ſich widerſpiegeln ſollten.

II.

Mexicanische

Revolutionsnovellen.

I.

Remigio Vasquez.

1.

Ein den Städten Mexico's eigenthümlicher Reiz beſteht in der vollkommenen Geradheit ihrer Straßen, deren majeſtätiſche Perſpective faſt immer durch die bläuliche Fernſicht der Umgegend begrenzt iſt. Beſonders in Mexico ſelbſt wurden meine Blicke unaufhörlich von den prächtigen Hügelketten, welche den Horizont auf allen Seiten begrenzen, gefeſſelt. Im Weſten war es das ſtille Meer, im Oſten der atlantiſche Ocean, deren Murmeln ich in weiter Ferne hinter den Bergen zu hören glaubte. Das erſtere dieſer beiden Meere erinnerte mich an eine der abenteuerlichſten Epochen meines Lebens, und ich konnte nie vergeſſen, daß das zweite die Ufer Frankreichs beſpült. Daher konnte ich denn auch dieſe Hügel nicht betrachten, ohne von

einem heftigen Sehnen und einer gewiſſen Traurigkeit ergriffen zu werden, die häufig in eine Art fieberhafter Unruhe ausarteten. In einer ſolchen Gemüthsſtimmung mußte mir jeder Vorwand, Mexico zu verlaſſen, erwünſcht ſcheinen. Ich konnte es nicht erwarten, mich der mit Centnerſchwere auf mir laſtenden Unthätigkeit zu entreißen, und mich auf's neue den Zufällen und dem raſtloſen Wechſel des Wanderlebens in die Arme zu werfen, welche das wirkſamſte Heilmittel gegen das Heimweh ſind. Ein ſonderbarer Zufall trieb mich früher aus der Stadt, als ich es erwartete.

Eines Abends, als ich nach Hauſe kam, wurde mir gemeldet, daß während meiner Abweſenheit ein Fremder nach mir gefragt hatte. Es handelte ſich, wie er geſagt, um eine Sache, von welcher Leben oder Tod abhing; allein auf die Bitte um Angabe ſeines Namens hatte der unbekannte Beſucher ſich beharrlich geweigert, zu antworten. Indeß hatte er, jedoch wahrſcheinlich ohne ſeinen Willen, die Bemerkung fallen laſſen, daß er im Meson de Regina wohnte; dann hatte er ſich, augenſcheinlich unzufrieden, mich nicht anzutreffen, entfernt, und verſprochen, am folgenden Tage wiederzukommen. Das mir von den Hausleuten beſchriebene ſeltſame Aeußere des Fremden, ſeine zahlreichen Fragen über mich, die ängſtliche Sorgfalt, welche er beobachtet hatte, um über den Falten ſeiner himmelblauen Manga nichts weiter ſehen zu laſſen, als ſeine

von einem breitkrämpigen Hute beſchatteten Augen: Alles trug dazu bei, dem unbekannten Beſuche einen geheimnißvollen Charakter zu verleihen, der meine Einbildungskraft in nicht geringen Aufruhr bringen mußte. Als ich mich in meinem Zimmer allein befand, forſchte ich vergebens in meinen Erinnerungen, und erwartete ungeduldig den Anbruch des neuen Tages, der mir die Löſung des Räthſels bringen ſollte; allein der Vormittag verging, und der Abend rückte heran, ohne daß der Fremde wiedergekommen war. Ich entſchloß mich nun, ſelbſt nach dem Meson de Regina zu gehen, und nachdem ich mir nochmals eine genaue Beſchreibung des Unbekannten hatte geben laſſen, machte ich mich, noch ungeduldiger, als am vorigen Tage, auf den Weg nach dem genannten Gaſthofe.

Obgleich das Meson de Regina mitten in einer der Hauptſtraßen von Mexico lag, ſo zeichnete es ſich doch von den in unbedeutenderen Straßen befindlichen Gaſthäuſern durch nichts, als die größere Anzahl von Reiſenden aus, welche jeden Augenblick ankamen oder abreiſ'ten. Im Uebrigen zeigte es den nämlichen Anblick von Unordnung und Dürftigkeit, den nämlichen Mangel an aller Bequemlichkeit. Ich rief den huesped. In jedem anderen Lande würde es mir leicht geworden ſein, den Namen des Unbekannten, deſſen Aeußeres ich bis in die kleinſten Details beſchreiben konnte, zu erfah-

ren; aber ich hatte es mit einem mexicanischen Gastwirthe zu thun.

„Glaubet Ihr,“ sagte der huesped zu mir, „daß es mein Amt ist, mich nach den Namen der in meinem Hause einkehrenden Leute zu erkundigen? Ich habe an ganz andere Sachen zu denken; der Mann, von welchem Ihr sprecht, ist übrigens vor kaum einer halben Stunde nach Cuatitlan abgereis't, wie ich von seinem Diener habe sagen hören, und wenn Euch daran gelegen ist, zu erfahren, wer er ist, so könnt Ihr ihn mit leichter Mühe einholen.“

„Von welcher Farbe sind ihre Pferde?“

„Das eine ist ein Eisenschimmel, das andere eine Isabelle.“

Eine Promenade von einigen Stunden vor dem Abendessen konnte meiner Gesundheit nur zuträglich sein; indeß wollte ich, ehe ich die Verfolgung meines geheimnißvollen Besuches unternahm, noch einmal nach meiner Wohnung zurückkehren, um meinen Diener, Cecilio, nochmals genau auszufragen. Dieser junge Mensch war schon seit einigen Jahren in meinem Dienste, und sein bausbäckiges Gesicht, sowie seine scheinheilige und naive Physiognomie erinnerten mich unwillkürlich an die Figur des Ambrosio von Lamela im Gil Blas. Wie sich erwarten ließ, erhielt ich auch diesmal nur sehr unvollständige Nachweisungen von ihm.

Ich war daher genöthigt, Cecilio wieder zu entlaſſen, indem ich ihn zugleich von meiner Abſicht, unverzüglich nach Cuatitlan zu reiſen, in Kenntniß ſetzte, und ihm Befehl gab, auf der Stelle unſere Pferde zu ſatteln. Cecilio ſuchte mir zu beweiſen, daß es in einer ſo kitzlichen Angelegenheit vielleicht paſſender wäre, daß ich allein reiſ'te, ich gab ihm jedoch meinen unabänderlichen Willen in einem Tone zu erkennen, der jede fernere Einwendung ausſchloß, und er entfernte ſich. Da von einer Excurſion außerhalb der Stadt die Rede war, ſo kleidete ich mich in das mexicaniſche Nationalkoſtüm, und ging ſodann hinab in den Hof. Mit einiger Verwunderung bemerkte ich, daß mein zarape hinter dem Satttel meines Pferdes aufgebunden war; in den Satteltaſchen fand ich ein Paar Piſtolen, und eine mit einer unmäßig langen Eiſenſpitze verſehene Lanze, die ich, am rechten Steigbügel befeſtigt, auf der Reiſe gewöhnlich bei mir führte, ließ ihr ſcharlachrothes Fähnchen luſtig im Winde flattern. Ein Säbel hing an Cecilio's Sattelknopfe, und ein wohlverſehenes Felleiſen lag auf der Croupe ſeines Pferdes. Ich fragte meinen Diener nach dem Grunde dieſer Anordnungen für eine lange Reiſe, während doch nur von einem kurzen Spazierritt die Rede war, und Cecilio antwortete mir darauf, daß es in der Umgegend Mexico's von Dieben und Straßenräubern wimmele.

Wir brachen auf. Die Reiſenden, welche ich ver-

folgte, konnten höchſtens eine Stunde Vorſprung haben, und die nicht gewöhnliche Farbe ihrer Pferde mußte es mir leicht machen, ſie auf der Landſtraße zu erkennen. Ich durfte mir ſchmeicheln, ſie mit geringer Anſtrengung in zwei Stunden einzuholen, und dies war im ſchlimmſten Falle die Zeit, welche zwei friſche Pferde bedurften, um den ſechs Meilen langen Weg von Mexico nach Cuatitlan zurückzulegen. Ich trat daher meinen Ritt in der Hoffnung an, mit Sonnenuntergang wieder zu Haus zu ſein. Indeß zwang mich der Unterſchied zwiſchen dem Gange meines Pferdes und dem meines Dieners, ein Unterſchied, den ich nicht hinlänglich in Anſchlag gebracht hatte, ſehr bald, die Schnelligkeit meines Rittes zu mäßigen. Schon waren die zwei Stunden faſt verſtrichen, ohne daß ich den Mann, welchen ich ſuchte, auf der Straße bemerkt, und ohne daß ich ſogar den Kirchthurm von Cuatitlan erblickt hatte. Ich begann zu fürchten, daß mich der Wirth in Mexico durch falſche Nachweiſungen habe irre führen wollen; indeſſen begegneten wir einigen nach der Stadt zurückkehrenden Maulthiertreibern, die mir auf meine Fragen antworteten, daß ſie in der That zwei Reiter geſehen hätten, deren Pferde ein Eiſenſchimmel und eine Iſabelle geweſen wären. Kurz darauf erreichten wir Cuatitlan, und man konnte mir den Gaſthof bezeichnen, wo die fraglichen Reiter wahrſcheinlich abgeſtiegen waren. Ich hatte alſo nur wenig Zeit verloren,

und ich ſollte endlich den geheimnißvollen Mann kennen lernen, der meine Neugierde ſo heftig erregt hatte. Der mir bezeichnete Gaſthof war bald gefunden, und während ich vom Pferde ſtieg, fragte ich den huesped mit dem Selbſtvertrauen eines Mannes, der ſeiner Sache gewiß iſt, nach den Fremden.

„Sind Eure Pferde ermüdet?“ entgegnete mir der Wirth, als ich zu Ende war.

„Nein.“

„Das freut mich um Euretwillen, denn die beiden Reiter haben ſich nur einige Augenblicke bei mir aufgehalten, um etwas zu ſich zu nehmen, und es dürfte nur friſchen Pferden möglich ſein, ſie einzuholen.“

Und der Wirth, der ſich für die unterwegs befindlichen Reiſenden womöglich noch weniger intereſſirte, als für die, welche er beherbergte, verließ mich mit der ſeinem Stande eigenen Höflichkeit. Ich ſchwang mich wieder in den Sattel und ſagte zu mir ſelbſt: die nächſte Viertelſtunde wird mich für das ſpöttiſche Mißtrauen entſchädigen, welches mein Diener Cecilio nicht hinreichend zu verbergen wußte. Zu meinem großen Aerger verging indeß die Zeit, der Tag neigte ſich ſeinem Ende zu, und die Dunkelheit begann allmälig immer dichter zu werden. Endlich wurde es völlig Nacht, und ich würde dieſe beharrliche Verfolgung aufgegeben ha-

ben, wenn ſich zu meiner Neugierde nicht auch ein gewiſſer eigenſinniger Stolz geſellt hätte.

Eine tiefe Stille hatte ſich über die Landſchaft verbreitet, durch die unſer Weg führte. Zuweilen hielt ich an, da ich das Geräuſch von Pferdetritten vor mir zu hören glaubte, und ſetzte dann meine Verfolgung mit erneutem Eifer fort, bis ich mich durch das Verſtummen jedes Geräuſches überzeugte, daß ich mich geirrt hatte. Demungeachtet richtete mich die Gewißheit, den Reiſenden auf der Spur zu ſein, wieder auf, denn von Mexico bis zu der Stelle, wo wir uns im Augenblicke befanden, führte kein Seitenweg von der Straße ab, und ich hatte daher alle Wahrſcheinlichkeit für mich. Indeß mußte ich nach ſechsſtündigem Ritte darauf denken, einige Zeit Halt zu machen, denn unſere Pferde, die einen Weg von zwölf Meilen in faſt ununterbrochenem ſcharfen Trabe zurückgelegt hatten, waren der Ruhe bedürftig. Ueberdies war es hohe Zeit, uns nach einem Nachtlager umzuſehen, denn in Mexico iſt zum Einkehren in einem Gaſthauſe zweierlei erforderlich: erſtens, daß der Gaſthof den Reiſenden convenirt, und zweitens, daß die Stunde und die Reiſenden ſelbſt dem Gaſtwirthe conveniren. Glücklicherweiſe ſah ich bald darauf das Licht eines einſamen Hauſes in der Ferne ſchimmern, daß wir nach wenigen Minuten erreichten. Der Wirth ſagte uns, daß vor einer halben Stunde zwei Reiter vorübergekommen ſeien, aber die Dunkel-

heit habe ihm nicht erlaubt, die Farbe ihrer Pferde zu erkennen. Da faſt mit Gewißheit anzunehmen war, daß die beiden Reiſenden in geringer Entfernung ebenfalls Halt gemacht hatten, um die Nacht unter Dach und Fach zuzubringen, ſo gab ich die Hoffnung noch nicht auf, ſie einzuholen, und beſchloß, unſeren Pferden Ruhe zu gönnen. Wenn ich am folgenden Morgen bei guter Zeit wieder aufbrach, ſo konnte ich die verlorene Zeit ohne Mühe einbringen. Leider aber erwachte Cecilio ungewöhnlich ſpät, und es war daher ſchon heller Tag, als wir uns wieder auf den Weg machten. Ich war jetzt zu weit gegangen, um meinen Plan wieder aufzugeben, und überdies freute ich mich, daß ich nun doch ein beſtimmtes Ziel vor mir hatte. Cecilio war allerdings nicht ganz meiner Anſicht, und mit einer Art von Verzweiflung erinnerte er mich jeden Augenblick an die Zahl der Meilen, die wir bereits zurückgelegt hatten. Indeß ſchien es wirklich, als ob die Reiſenden, wiewohl ſie von Allen, die uns begegneten, und die ich deshalb befragte, geſehen worden waren, mir gerade in dem Augenblicke, wenn ich mir ſchmeichelte, ſie einzuholen, wie durch Zauberei aus den Händen ſchlüpften. Ich hatte bereits den ſteinigen Engpaß der Cannada paſſirt, die Hacienda von San-Franzisco lag weit hinter mir; alle uns begegnenden rancheros hatte ich ausgeforſcht, mich in allen gewöhnlichen Haltorten erkundigt, und jedesmal zur Antwort

erhalten, daß zwei Reiter, deren Pferde ein Eisenschimmel und eine Isabelle waren, nur einen geringen Vorsprung vor mir haben konnten.

„Diese beiden Reisenden müssen sicherlich den Teufel im Leibe haben," sagte Cecilio in traurigem Tone zu mir; „oder es sind zwei große Verbrecher, da sie es so sorgfältig vermeiden, sich irgendwo einige Zeit aufzuhalten."

Ohne auf das Lamento meines Dieners etwas zu erwiedern, setzte ich meinen Weg fort, denn ich wollte durchaus in dem begonnenen Schnelligkeitskampfe Sieger bleiben, und eine gewisse Wuth spornte mich jetzt noch mehr an, als meine Neugierde. Zum zweiten Male, seit unserer Abreise von Mexico, verschwand die Sonne hinter den sich vor uns aufthürmenden Bergen, und noch hatte ich nicht die geringste Aussicht, den gestrigen Spatzierritt, der sich unvermuthet in eine Reise verwandelt hatte, zu beendigen. Unseren abgetriebenen Pferden begannen allmälig die Kräfte zu schwinden, und ich gestehe, daß ich nicht wenig erfreut war, als ich beim letzten Schimmer des scheidenden Tages das rothe Ziegeldach der Hacienda von Arroyo-Zarco erblickte.

2.

Die Hacienda von Arroyo-Zarco ist ein imposantes und weitläufiges Gebäude, das fast am Ein-

gange der weiten und fruchtbaren Ebenen des Bajio liegt. Jedoch iſt die Umgegend der Hacienda ſelbſt weit entfernt, den heiteren Anblick darzubieten, durch den ſich das genannte Thal auszeichnet. Es iſt eine unfruchtbare Fläche, auf der ſich hier und da einige kahle, einzelnſtehende Hügel erheben; zwei oder drei von dieſen liegen in geringer Entfernung hinter Arroyo-Zarco und ein kleiner Bach mit bläulichem Waſſer, der in der Nähe dieſer Hügel entſpringt, hat der Hacienda ihren Namen Arroyo-Zarco (blauer Bach) gegeben. Durch einen großen viereckigen Hof, auf deſſen vier Seiten ſteinerne Bogengänge angebracht ſind, gelangt man nach dem Wohnhauſe des Beſitzers; die für die Reiſenden beſtimmten Zimmer gehen nach dieſen Gallerien. In den zwei oder drei daran ſtoßenden Höfen befinden ſich die Pferdeſtälle, welche hinlänglichen Raum bieten, um ein ganzes Cavallerieregiment zu beherbergen. Dies war auf ſechs Meilen in der Runde das einzige Nachtquartier, und ich durfte hoffen, die beiden Reiſenden endlich hier zu finden, wenn anders ich nicht falſch berichtet worden war.

„Wir haben ſeit geſtern zweiunddreißig Meilen zurückgelegt, Sennor,“ ſagte Cecilio, indem er ſeufzend den Zaum meines Pferdes ergriff, „und wenn Ihr Eure Verfolgung noch länger fortſetzen wollt, ſo dürfte es wohl rathſam ſein, daß ich nach Mexico zu-

rückkehrte, damit man sich wegen unsers langen Ausbleibens nicht beunruhige."

„Es ist die Pflicht eines guten Dieners, seinen Herrn überallhin zu begleiten," erwiederte ich ihm, und ging ohne Weiteres auf den Stallknecht zu, um ihn über die vor uns angekommenen Reisenden auszufragen. Ich erfuhr von ihm, daß im Laufe des Nachmittags etwa vierzig Reiter in der Hacienda abgestiegen waren, und ich mußte mich, in Ermangelung eines genaueren Nachweises, mit der höflichen Einladung begnügen, die Ställe persönlich in Augenschein zu nehmen. Dies hätte ich sogleich von selbst thun können, ohne erst dazu aufgefordert zu werden, und ich begab mich unverzüglich nach den betreffenden Höfen. Eine beträchtliche Anzahl Pferde zermalmte in den hölzernen Krippen ihre Maisration mit einem Eifer, der von ihrem treu vollbrachten Tagewerke Zeugniß gab, und ich war hocherfreut, als ich unter ihnen einen Eisenschimmel und eine Isabelle entdeckte, welche als treue Gefährten neben einander standen. Dies war doch wenigstens der Anfang eines glücklichen Erfolges, zu dessen Vervollständigung ich leider die Nothwendigkeit einsah, einige sechzig Reisende zu befragen, denn dies war ungefähr die Anzahl der in den Ställen befindlichen Pferde. Das Unternehmen war in der That kaum ausführbar; auf der einen Seite war es vielleicht nicht ohne Gefahr, auf der andern aber ganz gewiß lächerlich.

Als ich in den Eingangshof zurückkehrte, um in meinem Zimmer ein wenig auszuruhen, und dabei zugleich auf ein Mittel zu denken, wie ich meinen Zweck erreichen könnte, fuhr ein mit acht Maulthieren bespannter, und von drei mit Säbeln und Musketen bewaffneten Reitern begleiteter Wagen, der mit einer Menge Betten und Matratzen in sorgfältig zusammengeschnürten Ballen bepackt war, geräuschvoll in die Hacienda ein. Die Ankunft eines Wagens ist in den Gasthäusern Mexico's stets ein wichtiges Ereigniß, denn sie verkündet vornehme Reisende, oder vielleicht sogar die Begleitung von Damen, denen die Einsamkeit und die Aufregung der Reise, wenn sie sonst jung sind, einen ganz besonderen Reiz verleihen. Während die beiden Kutscher und die drei Reiter mit lauter Stimme nach dem huesped riefen, und der Hof sich mit Neugierigen füllte, stieg einer der Reiter vom Pferde, und öffnete ehrerbietig den Kutschenschlag. Ein ältlicher Mann stieg zuerst aus; ihm folgte ein jüngerer, und noch ehe Jemand Zeit gehabt hatte, ihr die Hand zu reichen, sprang eine junge Dame hinter ihnen aus dem Wagen; sie trug das von einigen reichen rancheras angenommene Reisekostüm, eine Kleidung, in welcher sie nöthigenfalls auch zu Pferde reisen konnte. Sie hielt einen breitkrämpigen Männerhut in der Hand, und ihre reich mit Sammet und Silbertressen verzierte manga verbarg weder ihren feinen, schlanken Wuchs, noch ihre

bloßen, von der Sonne etwas gebräunten Arme. Ihr entblößtes Haupt trug einen prachtvollen, schwarzen Haarschmuck zur Schau, und ihre nicht weniger schwarzen und glänzenden Augen blickten mit der den Mexicanerinnen eigenen Keckheit nach allen Seiten umher. Es war augenscheinlich, daß dieser Blick Jemanden unter der neugierigen Menge suchte; da er jedoch, wie es schien, nur bekannten Gesichtern in dem Hofe der Hacienda begegnete, so wurde er sogleich wieder von dem Schleier ihrer langen Wimpern verdeckt.

Da inzwischen die Nacht hereingebrochen war, hatte sich die junge Dame in eines der Gastzimmer begeben, als ein neuer Reisender in der Hacienda ankam. Dies war ein großer und schön gewachsener junger Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren. Obgleich er ärmlich gekleidet war, so trug er doch sein abgenutztes Kostüm mit einer gewissen Anmuth, und ein feiner, schwarzer Schnurrbart erhöhte noch den edlen Anstand seiner äußeren Erscheinung. Seine zugleich traurige und stolze Miene zeichnete sich durch einen eigenthümlichen Ausdruck von Schlauheit und Sanftmuth aus. An den Hals gehängt trug er eine kleine Mandoline, und an seinem Sattelknopfe hing ein stark verrosteter alter Degen. Außer dem magern Pferde, das er ritt, führte er ein zweites am Zügel, welches vollständig gesattelt und gezäumt war. Ich fühlte mich sogleich zu dem jungen Manne mit

dem melancholiſchen Geſicht hingezogen. Das verhungerte Anſehen der Pferde und des Reiters verrieth deutlich die gemeinſchaftlich ertragenen Entbehrungen, Mangel an Nahrung während eines anhaltenden Rittes und ruheloſe Nächte. Wie die übrigen Reiſenden rief der junge Mann den huesped; aber anſtatt laut mit ihm zu ſprechen, beugte er ſich vom Pferde zu ihm herab, und ſagte ihm etwas in's Ohr. Anſtatt aller Antwort ſchüttelte der huesped verneinend den Kopf; eine Wolke überflog die Stirn, und eine flüchtige Röthe die Wangen des Unbekannten, der einen langen ſchmerzlichen Blick auf die abgeſpannte Equipage warf, dann ſein Pferd herumdrehte und die Hacienda verließ.

Es wurde indeß Zeit, die Angelegenheiten Anderer zu vergeſſen, und mich mit den eigenen zu beſchäftigen. Cecilio's Freude, als ich ihm erzählte, daß ich die beiden Pferde unſerer Reiſenden im Stalle entdeckt habe, verwandelte ſich in eine ſtille Verzweiflung, als ich ihm meinen Entſchluß mittheilte. Da ich unmöglich ſechzig Reiſende nach einander befragen konnte, ſo gab ich ihm den Befehl, gegen Mitternacht unſere Pferde zu ſatteln, und ſich dann im Hofe an der Ausgangsthür auf die Wache zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe war es nicht möglich, daß ein Reiſender das Haus verließ, ohne daß mein Diener es ſah. Nachdem dieſer Punkt geordnet war, überließ ich Cecilio den traurigen Betrachtungen, welche die Ausſicht auf eine unter freiem Himmel zugebrachte

Nacht in ihm weckte, und begab mich in die Küche der Herberge, die, wie gewöhnlich, den Reisenden als Speisesaal diente.

Hier saßen Menschen aus allen Klassen: Kaufleute, Militairs, Arriero's und Bediente an mehreren Tischen, welche dem Ofen gegenüberstanden. Ich nahm ebenfalls Platz, und während ich mein Abendbrot verzehrte, horchte ich auf das, was um mich her gesprochen wurde. Indessen schenkte ich den Unterhaltungen, welche, wie gewöhnlich, nur Geschichten von Dieben, Gewittern, ausgetretenen Strömen und dergleichen zum Gegenstande hatten, nur eine zerstreute Aufmerksamkeit. Verdrießlich darüber, daß ich nichts hörte, was auf den Gegenstand, an dem mir so viel gelegen war, Bezug hatte, erkundigte ich mich mit lauter Stimme bei der Wirthin nach den Reisenden, denen die beiden Pferde gehörten, die ich im Stalle entdeckt hatte. Ich war anfangs glücklicher als ich gehofft, denn ich erfuhr, daß eine der beiden Personen Sennor Don Thomas Verdugo sei, welcher ungefähr eine Stunde vor mir angekommen war, aber da er sehr eilig gewesen, sich nur die Zeit genommen hatte, die Pferde zu wechseln, und unter Zurücklassung der seinigen, die er bei seiner nächsten Reise abholen wollte, seinen Weg fortgesetzt hatte.

„Obgleich es mir sonderbar scheint, daß Ihr mit ihm zu thun habt," setzte die Wirthin hinzu, „so kann ich Euch doch sagen, daß er sich zwei Tage in Celaya

aufhalten wird, wo er gewöhnlich in der Meson de Guadeloupe wohnt.“

Alle meine weiteren Fragen blieben erfolglos, denn die Wirthin beobachtete eine hartnäckige Zurückhaltung, und ich verließ die Küche sehr mißvergnügt, daß ich noch vierzig Stunden zurücklegen mußte, ehe ich den geheimnißvollen Reisenden erreichen konnte, zugleich aber froh, seinen Namen erfahren zu haben, und nun wenigstens ein Ziel meiner Reise zu kennen. Nachdem ich meinem Diener Contreordre gegeben, und, da es noch früh an der Zeit war, der Schlummer auf einem steinernen Lager nur einen im höchsten Grade ermüdeten Menschen heimzusuchen pflegt, so setzte ich mich, ihn zu erwarten, vor die Thür der Hacienda, in einiger Entfernung von der Straße.

Der Mond beleuchtete die Gegend, welche schon so traurig und schweigsam war, wie um Mitternacht, und die Berge begannen sich in ihren nächtlichen Nebelmantel zu hüllen. Die Ebene war mit den von der kühlen Nachtluft condensirten Ausdünstungen überzogen, und glichen, aus der Ferne der hellen Oberfläche eines stillen Sees; aus diesem Dunste erhoben sich wie Wasserpflanzen die Aloestauden, welche auf dem steinigen Boden wuchsen. Mitten in dieser traurigen Einsamkeit, auf diesem unwirthlichen Boden, wo tausend Gefahren den Reisenden, und besonders den Ausländer, umgeben, erschien mir mein Unternehmen zum ersten Male

als das, was es wirklich war: als eine gefährliche Unbesonnenheit. Zum ersten Male seit meiner Abreise von Mexico wurde mir bange, und in einem muthlosen Augenblick faßte ich den Entschluß, wieder umzukehren, welcher nicht in Erfüllung gehen sollte. Als ich wieder in's Haus gehen wollte, und noch einen Blick auf die mich umgebende traurige Landschaft warf, war es mir, als hörte ich durch die Stille die entfernten Töne einer Guitarre zittern. Es waren ohne Zweifel im Freien campirende Maulthiertreiber, welche das Gebäude meinen Blicken verbarg, oder ein Knecht, der sich in einem Stalle mit Musik die Zeit vertrieb. Unbeweglich horchte ich aufmerksam auf die unbestimmten, und von der Entfernung gebrochenen Töne, und bemerkte nach und nach, daß eine ziemlich wohllautende Stimme sich mit ihnen vereinigte. In der immer zunehmenden Stille hörte ich bald, daß der Gesang ein Fragment aus dem spanischen Romancero war; aber eine seltsame Laune hatte diesen heroischen Versen als Refrain eine damals in Mexico gebräuchliche Volksredensart zugesetzt. Am Fuße eines der bemeldeten Berge, welche die Hacienda umgaben, erblickte ich jetzt ein Feuer, das wie ein Pharus die Dunkelheit durchzitterte, und vor dem die schwarze Silhouette des Sängers sich abzeichnete. Neben ihm weideten zwei Pferde, welche mit einem langen Stricke zusammengebunden waren, die wenigen Grashalme ab, die der steinige Boden hervor-

brachte. Ich ging leiſe näher, um den Unbekannten nicht zu unterbrechen; aber demungeachtet verrieth mich das Geräuſch meiner Schritte; die Muſik ſchwieg ſogleich, der Unbekannte ſprang auf, und ich hörte das Klirren eines Degens, welcher aus der Scheide gezogen wird. Das Abenteuer ſchien weniger angenehm zu werden, als ich erwartet hatte. Ich blieb ſtehen, ging aber ſogleich ohne Furcht wieder vorwärts, denn ich hatte beim Scheine des Feuers den jungen Reiſenden erkannt, deſſen kurze Erſcheinung im Hofe der Hacienda ich nicht vergeſſen, und den ich nicht erwartet hätte, in ſolcher Nähe wiederzufinden.

„Wer da?“ rief er in deutlichem ſpaniſchen Dialekt.

„Ein Freund,“ antwortete ich; „aber ſteckt Euren Degen ein, ich bin allein und ohne Waffen.“

Der Mond beleuchtete die Gegenſtände um mich her deutlich genug, daß der Spanier ſich ſogleich von der Wahrheit meiner Verſicherung überzeugen konnte, und erfüllte daher ohne Weigerung meine Aufforderung.

„Verzeiht meine Unbeſcheidenheit, Sennor Caballero,“ ſprach ich weiter, indem ich in den erleuchteten Kreis trat; „ich muß es offen geſtehen, daß mich nur ein Gefühl von Neugierde zu Euch führt. Wenn ich mich nicht irre, ſo ſeid Ihr, wie ich, ein Fremder in dieſem Lande, und deshalb ſeid Ihr mir faſt ein Freund.“

Trotz dieſer freundlichen Worte, behielten die Züge des Spaniers einen Ausdruck von ſtolzem Mißtrauen.

Er setzte sich jedoch wieder nieder, und lud mich durch eine höfliche Geberde ein, das Nämliche zu thun. Ich that es, ohne weitere Umstände.

„Es ist wahr, ich bin ein Spanier,“ erwiederte er stolz; „aber ist nicht der Spanier in ganz Amerika zu Haus? Es ist an mir, Euch um Verzeihung zu bitten, daß ich Euch im ersten Augenblicke für einen Kundschafter gehalten habe, abgeschickt von . . . “

Er brach plötzlich ab.

„Vom wem?“ fragte ich.

„Seid mir willkommen,“ fuhr er fort, ohne auf meine Frage zu antworten. Eine Cigarre, die ich ihm anbot, war der Lohn für diesen Willkommen, und wir fingen an zu rauchen, mit dem ganzen Ernst indianischer Krieger, die um das Berathungsfeuer sitzen, während wir im tiefen Schweigen einander betrachteten. Beim Scheine des Mondes und des Feuers war es leicht zu sehen, wie ich schon bemerkt hatte, daß die härtesten Entbehrungen auf der Stirn des Spaniers ihre unauslöschlichen Spuren zurückgelassen hatten, ohne jedoch den edlen Ausdruck in seinem männlichen Gesichte zu beinträchtigen.

„Seid Ihr vielleicht,“ fragte ich ihn, „der Dichter des Liedes, das ich so unbescheiden gewesen bin, zu unterbrechen, und dessen Originalität mir, ich muß es gestehen, aufgefallen ist?“

„Nein, ich habe es nur nach einer Melodie ge-

stungen, die ich für gewisse Verhältnisse, deren Erzählung zu weitläufig sein würde, componirt habe."

Diese Antworten erhielten Verschweigungen, welche meinen Muthmaaßungen ein weites Feld öffneten. Ich beschloß daher, das Vertrauen des jungen Spaniers dadurch zu gewinnen, daß ich ihm die Veranlassung zu meiner Reise, und die unangenehmen Täuschungen erzählte, die ich erlebt, seitdem ich Mexico verlassen hatte.

„Unsere Lage hat einige Aehnlichkeit miteinander," entgegnete er, als ich geendigt hatte. „Wie Ihr, verfolge ich einen Gegenstand ohne Namen, aber ich will wünschen, daß Euch der Himmel die Prüfungen erspart, mit denen ich heimgesucht worden bin!"

„Spreche," sagte ich zu ihm, „ich liebe die Erzählungen unter dem Himmelsgewölbe, während der Nacht und bei einem solchen Feuer, wie das Eurige."

„Es sei," erwiederte er. „Ich beginne damit, Euch zu sagen, daß ich aus Biscaya und überdies Edelmann bin, nicht durch das Vorrecht, welches alle meine Landsleute adelt, sondern durch meine Abkunft von einer langen Ahnenreihe, welche Lope Chouria (den weißen Wolf) als das Oberhaupt ihres alten Geschlechts anerkannte. Mein Name ist Don Jaime de Villalobos, aber hier führe ich einen andern, um diesen nicht zu profaniren. Zuerst meine Mutter, nach ihr der Name meiner Vorfahren, und dann mein Vaterland, das ist die Reihenfolge meiner Zuneigungen und meiner Verehrung. Ihr

wißt jetzt, wer ich bin, Sennor Caballero, und ich will Euch nun auch erzählen, was ich gethan habe.“

Es lag in dieser Vorrede eine Art Arroganz des Cid Campeador, die mir nicht mißfiel; sie glich einer noch unbekannt gebliebenen Strophe des Romancero, dessen Verse der biscayische Edelmann vor einigen Minuten sang. Er sprach in einfacherem Tone weiter:

„Leider war ich ebenso arm, als adelig; mehr als einmal in meiner Kindheit bin ich in der Nacht von dem kalten Winde geweckt worden, der fast ungehindert, durch die Gemächer des verfallenen Schlosses pfiff, das ich mit meiner Mutter bewohnte. Zum Ersatz sandte mir der Himmel den Hunger, über den ich die Kälte vergaß. So erreichte ich das Jünglingsalter. Meine Herkunft verbot mir jede Handarbeit, jede untergeordnete Anstellung, und meine alternde Mutter zu verlassen, um Dienste in der Armee zu nehmen, wäre mir nicht möglich gewesen. Indessen konnte ich in dem Bürgerkriege, der in den baskischen Provinzen ausbrach, nicht unthätig bleiben. Don Carlos vergaß es oft, wie Ihr vielleicht wißt, seine Soldaten und seine Offizier zu bezahlen, und Alles, was ich in seinen Diensten gewann, war die Ehre, daß ich noch jetzt Gläubiger Seiner Hoheit bin. Bei meiner Rückkehr unter das mütterliche Dach hatte ich den Schmerz, es noch verfallener zu sehen, als jemals, und noch mehr den Kummer zu errathen, der das Herz meiner Mutter zerriß, denn ich sah,

wie sie täglich mehr von der doppelten Last des Alters und des Mangels niedergedrückt wurde. Eines Abends bat uns ein herumziehender Krämer um ein Nachtlager, und da er nur dieses verlangte, konnte ich seinen Wunsch erfüllen. Durch seine wandernde Lebensweise kam er zur Kenntniß aller Neuigkeiten, und so erfuhr ich von ihm, daß einer meiner Landsleute eine reiche Heirath in Neuspanien gemacht hatte.“

„— Wie leicht,“ setzte er hinzu, „könnte ein junger Edelmann, wie Ihr, ebenso glücklich sein in dem Lande des Goldes und Silbers, wo die Wünsche aller Frauen in dem Sprüchlein enthalten sind:

„Camisas de Britanna,
Y maridos de Espanna.“*)

„In meiner Lage konnte meine einzige Hoffnung nur auf eine reiche Heirath gerichtet sein, und ich beschloß daher, es darauf zu wagen. Ich brachte meine Mutter dahin, diese Ansicht zu theilen. Eine Abschlagszahlung auf meinen rückständigen Sold, setzte mich in den Stand, meine Ueberfahrt auf einem Schiffe zu bezahlen, welches von Bilbao absegelte, und ich verließ den heimathlichen Boden, voll Hoffnung, meiner Mutter bei meiner Rückkehr ein Vermögen zu Füßen legen zu können, daß nur um ihretwillen das Ziel meines Strebens

*) Hemden von englischer Leinwand,
Und Ehemänner aus Spanien.

nur: Vor einem Jahre landete ich in Veracruz. Ich besuchte fleißig die Kirchen, als die einzigen Orte, wo die Veracruzanas sich zeigen; aber keine einzige würdigte mich ihrer Aufmerksamkeit. Des Abends in den einsamen Straßen, wartete ich vergebens manche lange Stunde: es zeigte sich Niemand. Ich sah ein, daß ich die größte Gefahr lief, mich auf diese Weise jede Nacht zu erkälten, wenn ich meine Anwesenheit nicht bemerklich machte. Ich wollte mich der Musik dazu bedienen, und kaufte mir diese Mandoline. Zum Unglück war ich, obgleich ein ziemlich guter Musiker, doch nicht Dichter genug, um den Text zu einer Serenade dichten zu können, und es blieb mir nichts übrig, als so gut es gehen wollte, jenen Spruch, der mich nach Neuspanien geführt hatte, an ein Lied aus dem Romancero, dessen ich mich erinnerte, anzuhängen. Und dieses Lied ist es, welches Ihr unterbrochen habt."

Nach diesen Worten fuhr der Spanier fort, zu rauchen, wie ein Mensch, der gewissenhaft eine Verbindlichkeit erfüllt hat, und schwieg.

„Und Ihr habt noch nichts gefunden?" fragte ich, überrascht von diesem ebenso schnellen, als unerwarteten Ende der Geschichte Don Jaime's.

„Dies ist allerdings nicht die Schuld einer Art von Duenna, welche seit länger, als vierzig Jahren, englische Leinwand trug, aber bis jetzt sich genöthigt gesehen hatte, es dabei bewenden zu lassen. Ich hatte, wie Ihr

einsehen werdet, mein väterliches Schloß verlaſſen, um eine junge, ſchöne und reiche Frau zu finden. Wäre die Donna reich geweſen, ſo würde ich, aus Liebe zu meiner Mutter, ſie geheirathet haben, aber ſie hatte nichts, war nicht mehr jung und niemals ſchön geweſen.“

„Ach, Sennor Don Jaime! Ihr kommt um ein halbes Jahrhundert zu ſpät. Vor funfzig Jahren wäre alle Wahrſcheinlichkeit zu Gunſten eines Cavaliers mit Eurem Geſicht und Eurer Figur geweſen. Aber ich fürchte, daß dieſe Zeiten jetzt vorüber ſind.“

Ein unmerkliches Lächeln umſpielte die Lippen des Biscayers, und ich wußte nicht, ob ich es als Zeichen ſeiner Dankbarkeit für mein Compliment, oder ſeines Zweifels gegen meine Behauptung aufnehmen ſollte. Nach einer Pauſe fuhr ich fort:

„Da ich heute einmal der Unbeſcheidene, und Ihr der Nachſichtige ſeid, ſo erlaubt mir, Sennor Jaime, noch die eine Frage: Wo habt Ihr dieſen Abend geſpeiſt?“

Bei dieſen Worten verdüſterte ſich die Stirn des Spaniers. Ich fürchtete, die Rechte einer noch zu neuen Bekanntſchaft gemißbraucht zu haben; aber von einem gerechten Stolze unterſtützt, fühlte ſich der Biscayer, ein zu guter Edelmann, um ſich ſeiner Armuth zu ſchämen.

„Hier,“ antwortete er lächelnd, „und ich habe die Ehre, Euch einen Theil meines Abendeſſens anzubieten.“

Zugleich reichte er mir eine Cigaretta.

„Wie? das iſt Euer Abendeſſen?“

„Eine einzige Cigaretta wäre eine zu dürftige Mahlzeit für den letzten Sprößling der Grafen von Biscaya; ich habe, wenn Ihr erlaubt, mehr als ein Dutzend conſumirt, und das iſt eine ganz gute Mahlzeit.“

Dieſes letzte Geſtändniß, ſchien die Reſignation des armen Edelmanns erſchöpft zu haben, denn er ſchwieg einige Augenblicke und ſagte dann, mit einer ungezwungenen Würde, und als wollte er ſich von einem zudringlichen Gaſte befreien:

„Sennor Caballero, ich habe Euch das zugeſtanden, worüber ich allein in dieſer Welt zu verfügen habe: die Gaſtfreundſchaft an meinem Feuer. Benutzet ſie nach Belieben, wenn es Euch gefällt; aber nach einem mühevollen Tage iſt der Augenblick gekommen, wo ich der Ruhe bedarf. Gott beſchütze Euch!“

Indem er dies ſagte, warf er noch einige trockne Aeſte in die Flamme, ſtreckte ſich auf ſeinen Mantel aus, den er ſich über das Geſicht zog, und blieb dann unbeweglich liegen. Unwillkürlich warf ich einen Blick um mich her. Glücklicher, als ihr Herr, und halb verborgen von dem kalten Nebel der Nacht, erlabten ſich die beiden Pferde wenigſtens an dem dürftigen Graſe, das auf dem ſteinigen Boden wuchs. Ich beugte mich mit wehmüthigem Herzen, und mit einer Art von Ehr-

furcht, vor diesem tiefen, und doch mit so edlem Stolze ertragenen Mangel.

„Sennor Don Jaime," sagte ich mit bewegter Stimme, „ich habe Euch noch zu danken für Eure Artigkeit, und Euch einen Vorschlag zu machen, durch dessen Annahme Ihr mich, bei meiner Seele und bei meiner Ehre! glücklich und stolz machen werdet: wollt Ihr, was mich gar nichts kostet, jetzt auch mein Zimmer in der Venta mit mir theilen?"

Der junge Mann fuhr auf, und richtete sich auf seinem Lager empor; seine Augen blitzten in dem bleichen Gesicht. Er schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, dann aber reichte er mir die Hand und erwiederte:

„Ich nehme es an, Ihr leistet mir dadurch einen Dienst, den ich nie vergessen werde. Ich kann Euch jetzt gestehen: ich habe den huesped vergebens um ein Nachtlager gebeten, das ich zu arm bin, zu bezahlen, das ich aber für diese Nacht, nur für diese einzige Nacht, mit meinem Blute erkauft haben würde."

Diese Antwort war ein neues Geheimniß für mich; aber Don Jaime wurde mein Gast und diese Eigenschaft verbot mir jede weitere Frage. Wir nahmen die beiden Pferde an den Zügeln, und ohne weiter ein Wort miteinander zu wechseln, schlugen wir den Weg nach der Venta ein.

3.

Sobald ich meinen neuen Gefährten ins Zimmer geführt hatte, entfernte ich mich wieder, unter dem Vorwande, nachzusehen, ob die Pferde gut untergebracht worden seien; aber zugleich gab ich Cecilio Befehl, ein Abendessen für zwei Personen aus der Küche zu holen. Der Biscayer entschloß sich, nach einigen Einwendungen, seinen Antheil davon anzunehmen. Ich hatte mich schon vorher hinlänglich gesättigt, und berührte die Speisen nur aus Höflichkeit, während mein Gast ihnen wacker zusprach, indem er zugleich sein Befremden über meine Mäßigkeit äußerte.

„Dies ist meine erste Reise in dieser Gegend," erwiederte ich ihm, „und ich habe mich an diese höfliche Küche noch nicht gewöhnen können."

Und während Cecilio, der hinter uns stand, die Augen weit aufriß, als er mich versichern hörte, daß ich ein Neuling im Reisen sei, konnte ich mich nicht enthalten, die Heldenthaten eines durch vierundzwanzigstündiges Fasten geweckten Appetits an meinem jungen Gaste zu bewundern.

„Jetzt," sagte ich zu ihm, als Teller und Schüsseln geleert waren, „werdet Ihr hoffentlich meinem Beispiele folgen, wenn Euch nicht etwa die Nachbarschaft einer jungen, schönen Reisenden, deren Zimmer an dieses hier stößt, am Schlafen hindert."

Mit diesen Worten streckte ich mich, auf meinen am Boden liegenden Mantel.

„Es sei,“ erwiederte der Spanier; „aber vielleicht ist es Euch nicht unangenehm, ehe Ihr einschlafet, ein Liedchen auf der Mandoline zu hören.“

„Ihr seid hier zu Haus, aber Ihr werdet es nicht übel nehmen, wenn ich einschlafen sollte, während ich Euch zuhöre.“

Trotz des kalten und harten Lagers, auf welchem ich gezwungen war, den Schlummer zu suchen, hörte ich bald nur noch ein verwirrtes Summen von unbestimmten Tönen, dann nichts mehr. Plötzlich erwachte ich von dem Gefühl einer heftigen Kälte. Das an der Wand befestigte, lange, schmächtige Licht verbreitete seinen letzten, rauchenden Schein im Zimmer, indem ich mich allein sah; der Spanier war verschwunden, und durch die halb offenstehende Thür zog die kalte Nachtluft herein, die mich geweckt hatte. Ich horchte. Die tiefste Stille war auf das letzte Gemurmel in der weiten Hacienda gefolgt, und nur in der Ferne hörte man das Krähen eines Hahnes. Erstaunt über das plötzliche Verschwinden meines Gefährten, stand ich auf, um die Thür zu schließen, und warf ganz zufällig einen Blick in den Hof. Mitten in der Dunkelheit, glaubte ich zwei schwarze Silhouetten zu erkennen, die zur Hälfte von einem Pfeiler verborgen wurden. Die eine war der biscayische Edelmann, dessen Stimme ihn verrieth,

obgleich er leiſe ſprach; die andere war mir unbekannt, aber aus den ſanfteren, helleren Tönen, die, obgleich von der Klugheit verhüllt, wie eine zarte, weiche Melodie die Stille der Nacht durchzitterten, konnte ich errathen, daß es ein weibliches Weſen war. Ich hatte genug geſehen, und zog die Thür an mich, aber bei dem Knarren der verroſteten Bänder verſchwand eine leichte Geſtalt, im Schatten eines entfernten Pfeilers. Der Bravo kam raſch auf mich zu und ſagte zu mir:

„Entſchuldiget Euch nicht; Ihr habt, ohne es zu wollen, ein Geheimniß belauſcht, das Ihr früher oder ſpäter erfahren haben würdet; es iſt alſo beſſer, ich theile es Euch jetzt ſchon mit. Ich ſprach überdies von Euch; denn ſeid Ihr es nicht, dem ich einen der glücklichſten Augenblicke meines Lebens zu danken habe? werde ich nicht ſelbſt noch dieſe Nacht einen neuen Beweis Eurer Freundſchaft, die ſchon ſo großen Werth für mich hat, in Anſpruch zu nehmen haben?“

Don Jaime theilte mir jetzt in wenig Worten den kurzen Auszug eines Romans mit, der vor ſechs Monaten in Mexico, im Schatten der Alameda, begonnen hatte. Es war ein Liebesverhältniß, dem die Verſchiedenheit der Vermögensverhältniſſe Hinderniſſe in den Weg legte; es waren Fluchtverſuche, die durch eine unaufhörliche Wachſamkeit vereitelt worden waren, bis der Vater des Mädchens, das der junge Mann, nur um ſeiner Schönheit willen, und ehe er ſeinen Reichthum

ahmte, geliebt hatte, mit ihm nach einer der Haciendas geflohen war, die er im Innern des Landes besaß. Um einen neuen Entführungsplan auszuführen, hatte Don Jaime noch ein zweites Pferd bei sich; aber im letzten Nachtquartier, nämlich in der Venta Arroyo-Zarco, waren alle Mittel des armen, jungen Mannes, der dem Wagen in einiger Entfernung folgte, erschöpft, und er hatte keine Aufnahme im Wirthshause gefunden. Durch unser zufälliges Zusammentreffen, war dieses Hinderniß gehoben worden, und jetzt war Alles bereit, um Granada zu erreichen. Dort wollte Don Jaime, die Tochter des Hacendero einer entfernten Verwandten übergeben, die sie in einem Kloster verbergen sollte, bis die Verfolgungen aufgehört haben, und die Verbindung zugestanden sein würde, und dann wollten Beide nach Spanien reisen. Zum Unglück aber zeigte sich ein neues Hinderniß. Wie wollten sie aus dem Hause kommen, ohne den Verdacht des Wirths zu erregen, und wie wollten sie ihre Flucht verbergen und doch den Schein retten? Don Jaime hatte geglaubt, daß ich sie begleiten könnte, indem ich meinen Bedienten, dessen gesatteltes Pferd wir mitnehmen sollten, in der Venta zurückließ; Donna Luzecita (dies war der Name der jungen Dame) konnte leicht für Cecilio gelten, und wenn der Wirth uns eben so fortreiten sah, wie wir gekommen waren, konnte er keinen Argwohn schöpfen.

Es lag eine solche Beredtsamkeit in dem bittenden

Blicke des Biscayers, daß ich im Begriff stand, mich auf gut Glück in dieses neue Abenteuer zu stürzen, aber die Ueberlegung hielt mich zurück, und ich verweigerte die von mir verlangte Theilnahme. Mit einem Seufzer verließ Don Jaime das Zimmer. Nach einigen Minuten kam er in Begleitung der jungen Reisenden zurück. Ein repozo, sorgfältig nach der mexicanischen Mode drappirt, verhüllte ihren Kopf und Ihr Gesicht. Die Falten des seidenen Schleiers ließen nichts, als einen schmalen Streifen dunkler Haare, eine von der Schaam geröthete Stirn, und unter den schwarzen Brauen ein Paar züchtig niedergeschlagene Augen sehen.

„Wie vielen Dank würde ich Euch schuldig sein, Sennor Caballero," sagte sie mit der harmonischen Stimme, deren Töne schon vor einigen Minuten mein Ohr erfreut hatten, „wenn Ihr uns einen Beistand leisten wolltet, dessen Verweigerung, ich gestehe es mit Erröthen, an unserm unabänderlichen Entschlusse nichts ändern würde."

Ich fühlte, wie meine Abneigung gegen eine Theilnahme an ihrem Plane durch diese einfachen Worte und durch den Blick, der sie begleitete, verändert wurde; ich stammelte einige Gemeinplätze von Klugheit und Pflicht.

„Eure Begleitung kann ein großes Unglück abhalten," setzte der junge Mann hinzu; „denn ich liebe sie so

sehr, daß ich sie eher tödten, als sie mir entreißen lassen würde.“

Stolz und dankbar zugleich für diesen Ausdruck der innigen Liebe, die sie eingeflößt hatte, schlug die junge Dame die bis jetzt gesenkten Augen auf, und blickte den Spanier mit dem Ausdruck eines Feuers an, das die creolische Lebhaftigkeit nicht lange zu unterdrücken vermag. So war es, wie sie geliebt sein wollte. Dann reichte sie mir eine der schönen Hände, die der Himmel allein für die Mexicanerinnen geschaffen zu haben scheint, und sagte:

„Ihr williget ein, nicht wahr?“

Die Augenblicke waren kostbar, es war Mitternacht vorüber, und ich fühlte mich nicht stark genug zu einer neuen Weigerung. In einem Augenblick waren unsere Sättel und unser Gepäck in den Stall gebracht um die Pferde aufzuzäumen, ohne Verdacht zu erregen. In den Ställen herrschte die tiefste Finsterniß, und nur beim Scheine der Cigarren konnten wir unsere Thiere herausfinden. Im Hofe lagen die beiden Kutscher, welche zu dem Wagen gehörten, schlafend neben ihren Maulthieren.

„Heda! Freund!“ sagte der Eine gähnend zu mir, „ist es schon Zeit zum Aufbruch?“

„Ich habe einen weiten Weg vor mir,“ antwortete ich ihm; „Ihr könnt noch ruhig schlafen, der Hahn hat noch nicht gekräht.“

Das Schnarchen des auf einen Augenblick geweckten Kutschers vermischte sich bald wieder mit dem nächtlichen Geräusche in den Ställen, und wir konnten, umhertappend, ohne weitere Störung unser Geschäft beendigen. Wir richteten das zweite Pferd so gut als möglich für die junge Dame zu. Nur noch eine Formalität war zu besorgen: Cecilio mußte von der Rolle unterrichtet werden, die er in unserer Abwesenheit spielen sollte. Ich ging daher nach der Kammer, in welcher er schlief. Die Nacht war für ihn schon reich an Ueberraschungen aller Art gewesen, und die, welche ihn noch erwartete, sollte nicht weniger schmerzlich für ihn sein, als die übrigen. Der arme Bursche lag in einem Todtenschlafe, aus dem ich ihn nicht ohne Mühe weckte.

„Höre mich an," sagte ich zu Cecilio, als er im Stande war, mich zu verstehen; „Du schläfst jetzt ruhig fort bis um zehn Uhr, wenn es Dir möglich ist, oder Du bleibst wenigstens so lange unsichtbar in Deiner Kammer. Die wichtigsten Gründe machen es nöthig, daß kein Mensch in der Venta Deine Abwesenheit vor der genannten Stunde ahnet. Dann schleichst Du Dich unbemerkt aus dem Hause, was Dir um so leichter werden wird, als ich Dein Pferd mitnehme und Du zu Fuß fortgehen mußt. Du verfolgst dann die Straße nach Celaya, nöthigenfalls den ganzen Tag, bis Du mich findest."

„Ich werde die Befehle Eurer Seinoria ausfüh-

nen," antwortete Cecilio, traurig den Kopf senkend, als wäre er erdrückt von diesem neuen Ungemach.

Meine beiden Gefährten saßen schon zu Pferde, als ich wieder zu ihnen kam. Don Jaime schien von der Kälte der Nacht zu zittern, und seine schöne Begleiterin, deren Kopf in den seidenen Schleier gehüllt war, und die ihre manga umgewendet über die Schultern geworfen hatte, war für die Augen eines Gleichgiltigen vollkommen unkenntlich gemacht; aber das heftige Wogen ihres Busens und ihr mit Mühe unterdrücktes Schluchzen verriethen eine große Unruhe. Ich errieth, was in ihr vorging, und ich konnte mich nicht enthalten, einen traurigen Blick nach der Thür des Zimmers zu werfen, in welchem ihr Vater schlief. In diesem feierlichen Augenblicke erwachte der castilianische Edelmuth in dem Herzen des jungen Mannes.

„Luzecita," sagte er mit bebender Stimme zu ihr, „noch ist es Zeit, zu bleiben; es ist Euer Vater, den Ihr verlaßt."

Durch die Stimme des Geliebten an das Gefühl erinnert, welches ihr ganzes Wesen beherrschte, erbebte das junge Mädchen; die ganze Welt verschwand vor ihren Blicken; sie ergriff Jaime's Hand, zog sie mit der liebenden Unterwürfigkeit einer orientalischen Sclavin an ihre Lippen, und sagte mit einer sanften und festen Stimme:

„Ich habe keinen Vater mehr... fort!"

Bei diesem höchsten Ausbruch der Liebe, welche gleich dem Feuer die Luft umher reinigt, verschwanden meine letzten Bedenklichkeiten. Wir ritten schweigend durch den Hof. Der Wirth lag schlafend auf dem Fußboden hinter der Thür; ich berührte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, mit meiner Lanze, und er sprang auf mit der maschinenmäßigen Schnelligkeit eines Menschen, welcher daran gewöhnt ist, zu jeder Stunde geweckt zu werden.

„Ihr wollt schon fort?“ fragte er, nachdem ich ihm die Bezahlung für das Nachtlager eingehändigt hatte. „Und auch dieser Herr mit seinen beiden Pferden?“

„Ja,“ antwortete ich; „dieser Herr, mein Bedienter und ich werden vor Tagesanbruch in der Hacienda San Francisco erwartet.“

„Glückliche Reise,“ sagte er, indem er die Thür öffnete, die er sogleich wieder hinter uns verschloß. Wir verfolgten einige Minuten lang die Straße nach Mexico, um der Lüge, die ich dem Wirthe aufgeheftet hatte, zu entsprechen; dann aber schlugen wir die entgegengesetzte Richtung nach Celaya ein, indem wir einen Bogen machten, um nicht wieder bei der Venta vorüberzukommmen. Ein feuchter, kalter Nebel bedeckte in der Ferne das Land; der Nachtwind zerriß von Zeit zu Zeit diese beweglichen Dünste, und man konnte dann den mit einem weißen Reifmantel bedeckten Boden sehen.

In einiger Entfernung, aber vom Nebel verhüllt, erblickten wir bald einen ungewissen Schein, gleich dem Flimmern eines vor der Tageshelle verlöschenden Sternes; es war das von dem Spanier verlassene Feuer. Unsere Pferde trabten rasch im Nebel fort, den sie einathmeten, und in dicken Wirbeln wieder von sich bliesen. Obgleich ich die fieberhafte Ungeduld meiner Begleiter theilte, konnte ich mich doch eines Gefühles von Bedauern nicht erwehren, indem ich die ungewisse Zukunft, der sie sich blind entgegenstürzten, mit den Dünsten vergliech, die unsern Augen den Horizont und den Weg verhüllten. In Kurzem hatten wir die Venta weit hinter uns, und mäßigten jetzt unsere Geschwindigkeit. Ein grauer Schimmer begann die Gegenstände um uns her erkennbarer zu machen, und gegen Osten, hinter den noch mit Nebel bedeckten Bergen, kündigte ein weißer Streifen den Beginn des Tages an.

„Wir wollen hier einige Minuten anhalten," sagte ich zu dem Biscayer, „um die Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen, während ich absteige, um zu horchen, ob wir verfolgt werden."

Wir hatten ohngefähr acht Stunden Weges im tiefsten Schweigen zurückgelegt, denn der Fall gehörte zu denen, wo das zu volle Herz dem Munde einen Zügel auflegt. Das Ohr auf die Erde gelegt, horchte ich ängstlich, ob eine unterirdische Pulsation mir den Galopp entfernter Reiter verrieth; aber kein Geräusch

kein Echo ließ sich unter der Erde vernehmen, und die Gegend mußte in einem weiten Umkreise um uns her menschenleer sein. Ich fühlte in mir, daß die Ruhe der Aufregung eines weiten Rittes folgte; ich setzte mich daher auf den Rasen, und forderte meine Begleiter auf, meinem Beispiele zu folgen. Diese vorübergehende Sicherheit weckte bei ihnen eine laute Aeußerung der Gefühle, welche diese Flucht mit verhängtem Zügel so viele Stunden lang bei ihnen unterdrückt hatte. Wie der Reif, welcher sichtbar verschwand, sowie die ersten Strahlen der Sonne die Grashalme beleuchteten, so wich die Unruhe bei ihnen dem Vertrauen und dem freudigen Entzücken, das die Morgenluft, die Jugend und die Liebe zu gleicher Zeit in ihre Herzen goß. Kaum hatte der Fuß des jungen Mädchens den Boden berührt, so gehorchte sie dem unwiderstehlichen Triebe ihres amerikanischen Charakters und die ganze Welt vergessend, umschlang sie in einer feurigen Umarmung den jungen Mann, der jetzt ihr die ganze Welt ersetzte. Die traurige, bleiche Stirn des Spaniers schien einen Augenblick unter ihren innigen Liebkosungen von Entzücken zu strahlen; dann aber, mochte es nun Schwäche oder heftige Aufregung sein, sah ich ihn erbleichen, wanken und die Augen schließen. Donna Luz stieß einen lauten Angstschrei aus.

„Seid unbesorgt," sagte ich zu ihr, „das Glück tödtet nicht."

Ich legte den besinnungslosen Jaime sanft auf den Rasen, und Donna Luz, die sich neben ihm auf die Knie niederließ, bedeckte ihn mit Thränen und Küssen. Ein so süßes Heilmittel brachte den jungen Mann bald wieder zur Besinnung. Er that einige Schritte auf mich zu, während seine Geliebte das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, und sich mit dem seltsamen Gemisch von Liebe und Schaamhaftigkeit, das ihrer Schönheit einen so großen Reiz verlieh, abwendete.

„Ihr begleitet uns jetzt nicht weiter," sagte Jaime zu mir; „Ihr habt ohnehin schon zu viel für uns gethan, und ich habe Eure Freundschaft zu sehr gemißbraucht. Aber ehe wir uns trennen, bitte ich Euch noch um eine einzige Gefälligkeit, welche darin besteht, Euren Mantel gegen den meinigen zu vertauschen, da der Eurige mir mehr Sicherheit gewähren wird."

Ich willigte in den gewünschten Tausch.

„Ihr gewinnt zwar nicht bei dem Handel," fuhr Don Jaime lächelnd fort; „da Ihr aber noch nicht wißt, wohin Ihr gehet, so kann Euch der Zufall auch wohl nach Guanajuato führen, wo ich mich vierzehn Tage in einem Gasthofe aufhalten werde, und wo es Euch daher leicht sein wird, mich zu finden. Ich werde mich außerordentlich glücklich schätzen, Euch dann noch einmal den Dank aussprechen zu können, zu dem ich mich Euch lebenslang verpflichtet fühle."

Der Augenblick der Trennung war gekommen.

Wir halfen Donna Luz auf ihr Pferd, und Jai[illegible] schwang sich auf das seinige. Dann knüpfte er die a[illegible] seinem Sattelknopf hängende Mandoline los, und ga[illegible] sie mir mit den Worten:

„Nehmt sie von mir an, die lange, mehr d[illegible] Hoffnung, mein einziger Reichthum gewesen ist. Jetz[illegible] da mir der Himmel die Wirklichkeit für die Hoffnung gegeben hat, behaltet sie zum Andenken an mich.“

Eine Thräne zitterte in seinen Wimpern. Er drückte mir nochmals die Hand; Donna Luz belohnte mich überreichlich durch ein dankbares Lächeln und Beide ritten fort. Ich folgte ihnen mit den Blicken, und unwillkürlich dachte ich an das Unglück, das nur zu oft in dem Raume zwischen dem Rande des Bechers und den Lippen liegt. Nach einigen Augenblicken waren sie im Morgennebel verschwunden.

4.

Als ich mich allein mitten in der einsamen Ebene von Cazadero sah, fühlte ich mich in den ersten Augenblicken ziemlich verlegen. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen, und ich überlegte, ob ich nicht wieder nach der Hacienda von Arroyo-Zarco zurückkehren sollte; aber die Sonne beleuchtet so freundlich die Gegend, die Morgenluft war so wohlthätig, daß die Unschlüssigkeit und die Muthlosigkeit verschwan-

hen, wie die Nebel von den Hügeln, die ihre blaue Färbung wieder angenommen hatten. Ich setzte mein Pferd in Bewegung. Zwei Stunden war ich nur noch von der Venta de la Soledad entfernt, wo ich Cecilio erwarten wollte. Als der Wirth mich mit einer Guitarre über der Schulter ankommen sah, hielt er mich für einen reisenden Musiker, der eben zur rechten Zeit kam, um ihm etwas vorzuspielen, und sprach mit mir von seiner Liebe zur Musik, wie ein Mann, der nichts mehr wünschte, als mich zu hören. Ich mußte seine Zudringlichkeit durch eine förmliche Weigerung zurückweisen, und zog mich in das abgelegenste Zimmer der Venta zurück. Erst mit Einbruch der Nacht kam Cecilio an. Er hatte mir nichts Neues mitzutheilen. Gegen Mittag, als es ihm gelungen war, sich unbemerkt fortzuschleichen, war Alles ruhig in der Hacienda gewesen. Diese Nachricht beruhigte mich über das Schicksal der Flüchtlinge, und von jeder Besorgniß über diesen Punkt befreit, entschloß ich mich, in der Venta zu übernachten. Der arme Cecilio, welcher zehn Stunden Weges zu Fuß zurückgelegt hatte, konnte kaum aufrecht erhalten, und ich selbst bedurfte neuer Kräfte, um am nächsten Tage eine Verfolgung fortzusetzen, die sich weit über meine Erwartung zu verlängern drohte.

Am Morgen waren wir bei guter Zeit zu Roße und galoppirten auf der Straße nach Celaya fort,

wo wir Don Tomas zu finden hofften. Es war eine Tour von zwei Tagereisen, und diese beiden Tagereisen waren ungefähr von den nämlichen Widerwärtigkeiten bezeichnet, die wir schon während des ersten Theiles dieser sonderbaren Excursion zu ertragen gehabt hatten. In allen Wirthshäusern, in denen wir anhielten, war Don Tomas vor einigen Stunden gewesen. Endlich erreichte ich Celaya und stieg in der Mèson de Guadaloupe ab, in dem Augenblick, als Cecilio mir bemerklich machte, daß wir seit unserer Abreise von Mexico einen Weg von siebzig Stunden zurückgelegt hätten, jedoch mit dem tröstlichen Gedanken, daß wir nach den eingezogenen Erkundigungen endlich das Ziel unseres abenteuerlichen Rittes erreicht hätten.

Aber in Celaya, wie in Arroyo-Zarco, verfehlte ich Don Tomas um eine halbe Stunde. Er war von hier aus nach Irapuato gegangen, und es blieb uns daher nichts übrig, als ihm dahin zu folgen. Allein in dem einzigen Wirthshause dieses Fleckens hatte ihn kein Mensch gesehen. Man kannte ihn jedoch, denn der Wirth sagte mir, Don Tomas sei Besitzer und Bewohner eines einzelnen Hauses am Cerro del Gigante oder dem Riesenberge.

„Wo liegt der Cerro del Gigante?“ fragte ich, nicht ohne die Antwort zu fürchten, daß er noch hundert Meilen entfernt sei.

„Es ist der höchste Berg der Sierra, an welcher

Guanajuato liegt," erwiederte der Wirth; „wenn Ihr morgen mit Tagesanbruch abreiset, könnt Ihr Abends dort sein."

Irapuato liegt neunzig Stunden von Mexico, und um Guanajuato zu erreichen, hatte ich ohngefähr zwanzig Stunden zurückzulegen. Ich erinnerte mich, daß Guanajuato die Stadt war, wohin der biscayische Edelmann Donna Luz bringen wollte. Außer der Gewißheit, Don Tomas zu finden, hatte ich also die Hoffnung, das Schicksal eines Mannes zu erfahren, für den ich mich schon, wie für einen alten Freund, interessirte. Dieser doppelte Grund bestimmte mich.

„Wohlan," sagte ich zu Cecilio, „dieses mal wollen wir Don Tomas in seinem eigenen Hause erwarten, welches zu erreichen er so große Eile zu haben scheint."

Die Straße nach Guanajuato schlängelt sich in einem unendlich langen Thale fort, welches Cannada de Marfil heißt, und erst einige Stunden vor Sonnenuntergang erreichte ich die Stadt, deren steile Straßen ich ohne Aufenthalt durchritt, um so schnell als möglich nach Cerro del Gigante zu kommen. Der Weg, den ich jenseits der Stadt zu verfolgen hatte, war von vielen Schluchten und Anhöhen durchschnitten und ich bereute es bald, mich in die Defileen gewagt zu haben, da die Sonne sich zum Untergange neigte und ich nur noch eine kurze Zeit Tag hatte, um unbekannte Wege zu passiren. Je weiter wir vorwärts kamen, desto wil-

der wurde die Gegend; das Geräusch der Waldbäche, welche schäumend an die Felsenstücke schlugen, das Krächzen der Raben über unseren Köpfen, das waren die einzigen Lebenszeichen in dieser Einsamkeit.

„Diese Gegend sieht mir ein wenig mördergrubenartig aus, Senhor,“ sagte Cecilio in ängstlichem Tone zu mir, indem er sich mir näherte, als wir einen Augenblick Halt machten, „und das Geringste, was uns begegnen kann, ist, daß wir uns für die ganze Nacht in diesem Labyrinth von Bergen verirren, wo mich schon anfängt zu frieren.“

Ich fühlte ebenfalls die kühle Temperatur, welche in diesen Thälern zu herrschen begann, und warf die Manga über meine Schulter, die mir der Biscayer für meinen Zarape gegeben hatte. Uebrigens theilte ich auch die Furcht meines Dieners, aber ich hielt es nicht für rathsam, meine Unruhe zu äußern, sondern ritt immer fort, da ich auch überzeugt war, auf dem richtigen Wege zu sein, obgleich die Dämmerung immer mehr zunahm. Steinige Schluchten, steile, nackte Felsen zogen sich vor uns hin oder erhoben sich über unseren Köpfen. Schon warfen die Berge lange Schatten in die Thäler; der Nebel stieg in leichten Flocken aus den Gründen empor, in denen die Bergströme rauschten, bis zu den Berggipfeln, welche von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet wurden; die Spitze des Riesenberges, der mir schon längst so nahe geschie-

nen hatte, zeigte sich immer noch in der nämlichen Entfernung in Purpurroth schimmernd, und die übrigen Berge mit ernster Majestät überragend, gleich einem Hüter der unbekannten Schätze, welche in den Eingeweiden der Sierra verborgen sind.

„Ihr kennt das Sprüchwort, Senor,“ sagte Cecilio: „Mancher geht aus, um Wolle zu holen und kommt geschoren wieder nach Haus. Es sagt mir eine geheime Stimme, daß wir uns in eine unangenehme Geschichte verwickelt haben. Wer wird am Ende dieser Don Tomas sein, den Jedermann an der ganzen Straße kennt und dessen wir doch nie habhaft werden können? Ohne Zweifel ein Bandenanführer, der seine guten Gründe hat, sich zu verbergen, und ich fürchte,“ fuhr er mit leiserer Stimme fort, „daß diese Schluchten gar nicht so einsam sind, als sie scheinen. Jesus Maria! blitzt dort oben zwischen den Bäumen nicht der Lauf eines Gewehres?“

Ich blickte unwillkürlich in der Richtung auf, in welcher Cecilio die Hand ausstreckte, aber nur der Wind bewegte das dichte Gebüsch, welches den Rand der Schlucht krönte, und das ich nur noch undeutlich durch den Nebel sehen konnte. Ich zwang mich, über die Angst meines Dieners zu lachen, aber in dem nämlichen Augenblicke glaubte ich, in dem uns umgebenden Schweigen einen knackenden Ton zu hören, als würde der Hahn eines Gewehres gespannt. In dem Thale, in

welchem wir uns befanden und deſſen Boden mit herabgeſtürzten Felsſtücken bedeckt war, konnten unſere Pferde nur langſam vorwärts kommen, obgleich wir ſie nach Möglichkeit antrieben. Plötzlich hörte ich einen ſcharfen Pfiff und ein Knall durchtönte das Thal, dem ein Ton folgte, als ob eine Kugel an einen Felſen ſchlägt.

„Verdammt, ich habe ihn gefehlt!“ rief in dieſem Augenblicke eine Stimme, welche von dem obern Rande des Felſenabhanges zu kommen ſchien.

Meine erſte Bewegung war, die Augen zu ſchließen, indem ich einen zweiten Schuß erwartete. Ein Augenblick verging in der fürchterlichſten Angſt, während noch die letzten Stimmen des Echo's den Knall wiederholten; dann blickte ich auf, um zu ſehen, woher der Schuß gekommen war, aber die Höhen waren in Nebel gehüllt und ich konnte nichts unterſcheiden. Das zerriſſene Fähnchen meiner Lanze bewies mir nur, daß die Kugel zwei Fuß von meinem Kopfe vorübergegangen war und daß ich dem Schützen wirklich zum Zielpunkt gedient hatte.

„Es iſt wahrhaftig auf mich abgeſehen geweſen,“ ſagte ich zu Cecilio; „vorwärts! wir wollen Jeder auf einem andern Wege den Berg hinaufklettern, um den Schurken zu faſſen, der noch überdem wüthend darüber iſt, daß er mich gefehlt hat.“

„Zuerſt iſt es noch durch nichts erwieſen, daß auf

Euch geschossen worden ist, Sennor," erwiederte Cecilio, dem dieser Befehl nicht sehr angenehm zu sein schien, „und dann werde ich Euch auch nicht verlassen, denn es ist die Pflicht eines treuen Dieners, stets an der Seite seines Herrn zu bleiben."

Ich war schneller, als er, auf der Höhe, aber so weit ich mich auch umblickte, so sah ich doch nichts, als die entfernten, in blauen Duft gehüllten Berge, einige Felder, auf denen die Maisstengel sich traurig wiegten, und dunklere Stellen, welche die Schluchten der Sierra andeuteten; überall eine einsame, melancholische Gegend, die von den Schatten der Dämmerung verschleiert war. Die Klugheit rieth mir, meinen Weg auf der Höhe fortzusetzen und ich ritt vorwärts, denn es war nicht mehr Zeit zum Umkehren. Es währte nicht lange, so bemerkte ich in der Ferne ein ziemlich großes Gebäude; aber kein Rauch stieg vom Dache empor und das Haus schien unbewohnt zu sein. Es war ohne Zweifel ein verlassenes Hammerwerk, und je näher ich kam, desto mehr wurde ich durch den schlechten Zustand der Mauern und durch die Oeffnungen im Dache in dieser Vermuthung bestärkt. In dem Augenblicke jedoch, als Cecilio vom Pferde stieg, um sich zu überzeugen, ob wirklich kein Mensch im Hause war, kam auf einem Seitenwege ein Reiter, mit einem Schießgewehr in der Hand, herangesprengt. Als er mich erblickte, hielt er sein Pferd plötzlich an und betrachtete mich einige Sekunden mit einem Ausdruck

von Abscheu und Furcht; dann aber lachte er laut auf und sagte:

„Ihr seid also nicht Remigio Vasquez?“

„Meines Wissens nicht,“ antwortete ich.

„Dann muß ich Euch tausendmal um Verzeihung bitten, Sennor Caballero, denn ich glaubte, auf Remigio Vasquez zu schießen.“

Der Schurke brach abermals in Lachen aus und sagte dann im Tone des Verdrusses:

„Caramba! einen Menschen auf zwanzig Schritt zu fehlen, und doch hatte ich Euch so gut auf's Korn genommen! Ihr habt nur einer raschen Bewegung, die Ihr machtet, zu danken, daß Ihr noch am Leben seid. Aber Ihr könnt versichert sein, daß es mir höchst unangenehm ist.“

„Mich gefehlt zu haben, ohne Zweifel? Doch genug davon, um so mehr, da Zeit und Ort von der Art sind, daß ich mich leicht versucht fühlen könnte, das Wiedervergeltungsrecht auf zwei Schritte auszuüben.“

„Wofür denn?“ entgegnete er in ernsterem Tone. „Ich hielt Euch für meinen Feind und habe mich geirrt; ich habe auf Euch geschossen und habe Euch gefehlt; das compensirt sich vollkommen und ich habe nicht das Geringste gegen Euch.“

Der Unbekannte schien von der Kraft seines Beweises so fest überzeugt zu sein, daß ich mich nicht ent-

halten konnte, zu lächeln, indem ich ihn fragte, wie weit ich noch habe bis zum Cerro del Gigante.

„Mit einer guten Büchse könnte man in gerader Linie bis hin schießen, aber bei den Krümmungen des Weges könnt Ihr die Entfernung noch auf zwei Stunden rechnen, und da es dunkel wird und der Weg schwer zu finden ist, so biete ich Euch ein Unterkommen unter meinem Dache an, um Euch zu beweisen, daß ich keine Feindschaft gegen Euch hege.“

Die schlechte Beschaffenheit des Hauses versprach mir nicht viel von dieser Gastfreundschaft; aber es schien mir, daß das Anerbieten gut gemeint war, und ich gehörte überdies zu den Reisenden, welche nicht sehr mit Gepäck beladen sind und mit denen die Diebe auf der Straße gewöhnlich nur ein Gruß wechseln. Ich nahm daher keinen Anstand, die Einladung anzunehmen und stieg vom Pferde. Der Unbekannte führte mich in ein großes Gemach, dessen Decke mehrere Öffenheiten zeigte, und während er Cecilio beistand, die Pferde abzusatteln, sah ich aus den Werkzeugen, die überall im Zimmer umherlagen, daß ich mich in einer der metallurgischen Werkstätten (haciendas de beneficio) befand, in denen das in den Bergwerken gewonnene Silber die letzte Bearbeitung erhält. Mein neuer Wirth kam bald zurück, und nachdem er ein Licht angezündet hatte, forderte er mich auf, zu thun, als ob ich zu Haus sei. Die Armuth schien in diesem verfallenen

Gebäude ihre Wohnung aufgeschlagen zu haben, und ich konnte mich nicht enthalten, mit einem gewissen Mißbehagen zu bemerken, daß nichts auf eine Anstalt selbst zu dem einfachsten Abendessen zu deuten schien. Ich setzte mich meinem Wirthe gegenüber und suchte mich in Geduld zu fassen, indem ich ihn nach dem Gebrauch der verschiedenen Werkzeuge fragte, die ich noch nie vorher gesehen hatte; aber die Zeit verging und nichts gab mir Hoffnung, daß es zu Tisch gehen werde, weshalb ich mich endlich entschloß, die Sache ohne Weiteres zur Sprache zu bringen.

„Ich habe großen Hunger," sagte ich.

„Ich ebenfalls," erwiederte er ruhig, aber ohne aufzustehen.

Ich fürchtete, nicht deutlich genug gewesen zu sein.

„Um welche Stunde eßt Ihr gewöhnlich zu Abend? Mir ist jede Zeit recht, wenn ich so hungrig bin, wie jetzt."

„Mir ist ebenfalls jede Zeit zum Essen recht, aber diesen Abend esse ich gar nicht."

Diese Antwort erschreckte mich; indessen hatte Cecilio zum Glück auf's Gerathewohl sich mit einigen Ellen getrockneten Fleisches versehen*). Ich konnte also

*) In mehreren Gegenden Mexico's wird das Fleisch in lange Streifen geschnitten, welche man dann an der Sonne trocknet und wie Band oder Leinwand nach der Elle verkauft.

die Rollen tauschen und dem sonderbaren Wirthe, dem mich das Schicksal zugeführt hatte, ein frugales Abendbrot anbieten, was derselbe auch ohne Umstände annahm.

„Es scheint mir klar," sagte ich zu ihm, nachdem unser bescheidenes Mahl beendigt war, „daß es einen gewissen Remigio Vasquez in der Welt giebt, der nicht Euer Freund ist; was hat er Euch denn gethan?"

„Bis jetzt noch nichts, und ich schoß heute nur aus bloßer Vorsorge auf ihn, das heißt, auf Euch, und um ihn abzuhalten, mir zu schaden."

Hierauf begann Florencio Planillas (dies war der Name meines Wirthes) sich ausführlich über sein eigenes Geschäft zu äußern. Er war einer der hartnäckigsten Bergwerksunternehmer, die während ihres ganzen Lebens mit immer neuen Illusionen zu kämpfen haben und dennoch, gleich den unglücklichen Spielern, fortwährend glauben, der folgende Tag werde sie zu Millionairen machen, ohne daß die empfindlichen Lehren der Erfahrung sie von ihrer Verblendung heilen können. Er hatte früher eine reiche Silbermine besessen, dann eine blühende Hacienda der Beneficio; er hatte die Ader in borasca*) verfallen sehen und der Mangel an Kapita-

*) Mit dem Worte borasca bezeichnet man in den mexicanischen Bergwerken den Augenblick, wo sie keine Ausbeute mehr geben.

lien hatte ihn gezwungen, die Thätigkeit seiner metallurgischen Werkstätten zu unterbrechen. Nach dem in Mexico in Bezug auf Verjährung herrschenden Gebrauche konnte die auf solche Weise verlassene Hütte das Eigenthum eines Jeden werden, welcher die Veraemung des Besitzers bei der Behörde anzeigte. Diese Denunciation, welche beständig über dem Haupte meines Wirthes schwebte, war für ihn eine fortwährende Drohung, die ihn Tag und Nacht ängstigte. Sein unruhiger Geist sah überall einen Nebenbuhler, der im Begriff stand, ihn um das Seinige zu bringen, und vor Kurzem hatte ihm ein Unbekannter hinterbracht, daß ein gewisser Remigio Vasquez in der Stadt Guanajuato angekommen sei, mit der erklärten Absicht, die Unterbrechung der Arbeiten in Planilla's Hütte zu benutzen, um diese an sich zu bringen. Es wäre ein harter Schlag für den armen Mann gewesen, wenn er um eine Besitzung gekommen wäre, die ihn früher bereichert hatte und von der er sich in Zukunft noch große Vortheile versprach. Es war einer der Fälle, in denen die Mexicaner gewöhnt sind, ihre Zuflucht zu ihrem Dolche zu nehmen und Florencio hatte daher Remigio Vasquez den Tod geschworen.

„Ich habe ihn noch niemals gesehen," so schloß er seine Erzählung; „aber er ist mir so genau beschrieben worden, daß ich ihn gewiß nicht verfehlen werde. Ich hatte ihn den ganzen Tag vergebens in Guanajuato ge-

sucht, als ich diesen Abend auf dem Heimwege, durch die Dämmerung und eine entfernte Aehnlichkeit, besonders durch die Farbe Eures Mantels getäuscht, glaubte, er sei es, welcher die Verwegenheit so weit trieb, die Localität in Augenschein zu nehmen, und erst als ich Euch näher sah, erkannte ich meinen Irrthum. Ich wiederhole es Euch, daß ich Euch deshalb nicht zürne, weil ich Euch gefehlt habe. El cuchillo ni suena ni truena*), wie mein Freund Tomas Verduzco sagt."

„Verdugo wollt Ihr sagen?" unterbrach ich ihn.

„Ihr kennt ihn?" rief Florencio lachend. „Der Scherz ist nicht übel; aber Ihr wendet ihn gegen ihn an, wie ich glaube."

„Welchen Scherz?"

„Hombre! wißt Ihr nicht, daß sein wirklicher Name Verduzco ist, und daß man ihn nur Verdugo**) nennt, weil es ihm zuweilen begegnet, daß er sich in seinen eigenen Angelegenheiten selbst Recht verschafft?"

Die Aufklärung über den Charakter des Mannes, den ich so hartnäckig verfolgte, war mir, ich gestehe es, nichts weniger als angenehm; aber es war mir lieb, etwas Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen, und ich erkundigte mich daher bei meinem Wirthe, wie viel

*) Das Messer macht weder Geräusch noch Knall.

**) Verdugo heißt der Henker, oder, in einer erweiterten Bedeutung, ein scharfer Dolch.

Male es Don Tomas wohl schon begegnet sei, diesen fürchterlichen Beinamen zu verdienen.

„Das sind Dinge," antwortete Florencio, „über die man nicht gern eine genaue Rechnung zu führen pflegt, und vielleicht weiß er es selbst nicht; aber Ihr werdet Don Tomas nach dem, was ich Euch von ihm gesagt habe, vielleicht falsch beurtheilen. Sennor Verduzco ist kein Egoist; er ermordet seinen Nebenmenschen nicht immer für seine eigene Rechnung, und wenn man ihm solide Gründe (diese Worte betonte er ganz besonders) angiebt, so findet man ihn immer zu Dienstleistungen bereit. Er hat es mir noch diesen Morgen hier gesagt."

„Alle Wetter," rief ich, „dieser Don Tomas ist ein höchst achtungswerther Mann, und ich kann es kaum erwarten, seine Bekanntschaft zu machen."

Trotz dieser dreisten Prahlerei war mein Wunsch, Don Tomas zu finden, wie durch Zauberei verschwunden, und da ich schon zu weit gegangen, um jetzt wieder umkehren zu können, schickte ich die heißesten Wünsche zum Himmel, ihn am Cerro del Gigante, sei es auch nur um eine Minute, wieder zu verfehlen. Die Nacht verging ohne einen weiteren Vorfall, als daß ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sah, meinem Wirthe einen Zipfel meiner Manga zu leihen, damit er sich vor der Kälte schützen konnte, welche durch die durch-

brochene Decke eindrang. Am Morgen nahm ich Abschied von ihm, und sagte ihm ganz ernsthaft meinen Dank für eine Gastfreundschaft, welche sich darauf beschränkt hatte, daß er drei Viertel meines Abendessens verzehrt und die Hälfte meines Mantels benutzt hatte. Allerdings hätte der Schurke einige Stunden früher mich bei einem Haare erschossen.

Ich trat meine Reise nach dem Cerro del Gigante wieder an. Mit meiner Lanze bewaffnet, deren zerrissenes Fähnchen von der überstandenen Gefahr zeugte, von Cecilio begleitet und mit der Guitarre des biscayischen Edelmanns geschmückt, hatte ich viel Aehnlichkeit mit dem irrenden Ritter von La Mancha, dem sein Schildknappe folgt, und der auf irgend ein gefahrvolles Abenteuer auszieht. Das meinige war von ziemlich kitzlicher Art, denn es war jetzt kein Zweifel mehr, daß ich auf der Spur eines mexicanischen Bravo war, dem ich seit sechs Tagen vergebens nachjagte. Indessen hatte meine Verfolgung doch einen meine persönliche Sicherheit betreffenden Zweck. Ich war überzeugt, daß ich mit Don Tomas persönlich nichts zu thun hatte; aber es konnte eine gefährliche Verwechselung im Spiel sein. Die Bravi in Mexico, wie in allen Ländern, wo dieses fürchterliche Gewerbe noch betrieben wird, fangen mit dem Morden an, unbekümmert, ob sie später ihren Irrthum einsehen, oder doppelte Bezahlung erhalten. Es war demnach von Wichtigkeit, meine Identität in

den Augen eines Menschen dieses Schlages klar zu beweisen und jedem unangenehmen Quiproquo vorzubeugen. Besonders dieser Grund bestimmte mich, entschlossen meinen Weg nach dem Cerro del Gigante fortzusetzen, und so erreichte ich bald ein ziemlich hübsches Haus, das am Fuße des Berges lag, vor dessen Thür ein von Sicomoren beschatteter Bach vorübermurmelte. Mein Wirth der letzten Nacht hatte mir die Wohnung des Bravo zu deutlich beschrieben, als daß ich sie verkennen konnte. Ich wendete mich an einen Diener, der am Eingange des Hofes ein ausgezeichnet schönes Pferd putzte, und fragte ihn mit der schicklichen Höflichkeit, ob Sennor Verduzco zu sprechen sei.

„Nein, Sennor Caballero," antwortete mir der Diener. „Er war gestern Abend kaum angekommen, so wurde er wegen einer wichtigen Sache nach Guanajuato gerufen, von wo er wahrscheinlich erst in drei Tagen zurückkommen, und auch dann vielleicht auf der Stelle wieder abreisen wird."

„Und wohin wird er dann reisen?"

„Das weiß ich nicht," war die trockene Antwort.

Ich fragte nicht weiter und warf mein Pferd herum.

5.

Sobald ich wieder in die Stadt kam, erkundigte ich mich nach dem bescheidensten der drei oder vier Gasthöfe, die es in Guanajuato giebt, überzeugt, daß der Biscayer bei seiner Ankunft diesen vorgezogen hatte. Meine Vermuthung bestätigte sich, denn fast der erste Mensch, der mir im Hofe der Venta, in der ich einkehrte, in die Augen fiel, war Don Jaime de Villalobos. Er war im Begriff, auszugehen, als ich ihm ganz unerwartet in den Weg kam, und ich hatte kaum Zeit, vom Pferde zu steigen, so schloß er mich, nach Landessitte, schon in die Arme. Ich erkundigte mich sogleich mit Theilnahme nach dem, was ihm nach unserer Trennung begegnet war, und erfuhr, daß er ohngefähr vier Tage früher, als ich, in Guanajuato angekommen sei, und daß er sich auf dem Gipfel seiner süßesten Wünsche befinde. Ein Priester, von der Verwandten seiner Geliebten gewonnen, hatte das Paar ohne Schwierigkeit verbunden, und seitdem erwartete die junge Frau in einem Kloster, an dessen Sprachgitter er sie täglich sehen konnte, den Augenblick, wo die Schritte Don Jaime's ihnen erlauben würden, Mexico zu verlassen. Ein einziger Umstand machte ihnen jedoch noch Sorge: er glaubte den Abend vorher einem der Diener, welche den Vater seiner jungen Frau nach

der Venta von Arroyo-Zarco begleitet hatten, auf der Straße begegnet zu haben.

„Da ich aber," sagte er scherzend zu mir, „überall nichts als Verräther und Kundschafter zu sehen glaube, so ist es wahrscheinlicher, daß ich mich geirrt habe, und daß man mich in einer ganz andern Gegend sucht, als wo ich mich befinde. Und habt Ihr endlich," setzte er hinzu, „Euern Don Tomas Verdugo eingeholt?"

„Nein," erwiederte ich, „und ich bin entschlossen, ihm Gleiches mit Gleichen zu vergelten, denn das, was ich über ihn erfahren, läßt mich jetzt eben so sehr wünschen, ihm auszuweichen, als ich ihm früher mit Eifer nachgesetzt habe."

Ich erzählte hierauf Don Jaime mein Abenteuer in der Schlucht mit Florencio Planillas, und schloß mit den Worten:

„Euer Mantel hätte mir fast einen bösen Streich gespielt, denn es scheint, daß er Aehnlichkeit mit demjenigen hat, den Florencio's Denunciant, Remigio Vasquez, trägt."

Bei diesem Namen erbleichte Don Jaime und rief aus:

„Wie, er hat Euch für Remigio Vasquez erschießen wollen? man beschuldigt diesen einer Denunciation, an welche zu denken er weit entfernt ist? Ach, meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht!"

„Wie so?“

„Remigio Vasquez ist der Name, den ich hier angenommen habe.“

Diese Erklärung erschreckte mich. Einige Stunden hatten hingereicht, einen Mann zu Don Jaime's Feinde zu machen, den er nie gesehen hatte, und vielleicht war in diesem Augenblicke die Rache eines erzürnten Vaters den fürchterlichsten Händen übergeben, den Händen des Bravo. Indessen theilte ich dem Biscayer nicht alle meine Gedanken mit, sondern rieth ihm nur, einige Tage lang nicht auszugehen; allein der spanische Edelmann hatte seinen ganzen Muth wieder erlangt.

„Nein,“ antwortete er mir, „Luzecita erwartet mich im Kloster, und ich würde sie in die quälendste Unruhe stürzen, wenn ich ihre Erwartung täuschen wollte. Ueberdies kann Niemand seinem Schicksal entgehen.“

Unser Gespräch dauerte noch eine Zeit lang fort, und da es anfing, eine traurige Wendung zu nehmen, so versuchte ich es, über unsere gegenwärtige Lage zu scherzen.

„Ich werde vorsichtiger sein, als Ihr,“ sagte ich; „ich werde in den tiefsten Schacht hinabsteigen, und ich müßte viel Unglück haben, wenn mich der fürchterliche Verdugo achthundert Fuß tief unter der Erde fände.“

Wir trennten uns; Don Jaime ging nach dem Kloster, in welchem er erwartet wurde, und ich wollte

eines der nächsten Bergwerke in der Nähe der Stadt besuchen. Als ich über den Marktplatz ging, ehe ich die Stadt verließ, glaubte ich an der Thür einer Pulqueria das bekannte Gesicht Florencio Planillas' zu sehen. Da es mir lieb war, ihn über die Absichten seines Feindes, Remigio Vasquez, oder richtiger gesagt, Don Jaime's, aufklären zu können, ging ich auf ihn zu, trotz des Abscheues, den mir die mexicanischen Schänken einflößten, in denen das gemeine Volk, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, sich an dem ekelhaften Getränk des gegohrnen pulque*) labt. Sei es nun, daß Florencio mich nicht bemerkt hatte, oder daß er mich nicht kennen wollte, er verschwand sogleich im Innern des Hauses. Ohne Zweifel hing das Leben Don Jaime's von dem Gespräch zwischen mir und Florencio ab, und es war daher kein Schwanken von meiner Seite möglich. Ich stieg über einige zerlumpte Säufer, welche total betrunken quer vor der Thür lagen, und trat in die Pulqueria. Es war eines der materischesten Häuser dieser Art, die ich jemals gesehen hatte; die Wände waren mit den schaudervollsten Gemälden bedeckt: mit lächerlichen oder fürchterlichen Menschengestalten, mit Scenen der Trunkenheit, des Mor-

*) Dies ist Aloesaft, welcher anfangs süß wie Honigwasser ist, aber durch die Gährung sauer, übelriechend und berauschend wird.

des oder der Liebe, mit Riesen und Zwergen, Alles mit den seltsamsten Devisen untermischt, und darüber der unentbehrliche Wahlspruch: „hoy se paga, mannana se fia“ (heute für Geld, morgen umsonst). Offene Gefäße, mit der milchfarbenen, ekelhaft riechenden Flüssigkeit gefüllt, standen auf den Ecken des Schänktisches, und der Wirth schöpfte unaufhörlich mit einer ausgehöhlten Calebasse daraus, um die Gäste zu bedienen. Unter diesen erblickte ich sehr bald Florencio.

„Ach, Sennor, Caballero,“ sagte er, indem er mit dem Glase in der Hand auf mich zukam, „wollt Ihr mir erlauben...?“

„Ich bin nicht durstig, aber ich habe Euch eine gute Nachricht mitzutheilen.“

Ich setzte ihm hierauf auseinander, daß es eine schändliche Lüge sei, indem man ihm einen Mann, dem sogar die Existenz seiner Hacienda unbekannt war, als einen Denuncianten bezeichnet hatte. Nur mit Mühe gelang es mir, seinem von der Trunkenheit umnebelten Verstande den Grund meines Besuchs begreiflich zu machen und ihn über den Biscayer zu enttäuschen.

„Das freut mich außerordentlich,“ sagte er, als er endlich den Sinn meiner Worte gefaßt hatte.

„Wegen des armen Remigio Vasquez?“ entgegnete ich.

„Nein, um meinetwillen,“ gab er mir mit der Aufrichtigkeit eines Berauschten zur Antwort; „aber

wenn es auch meine Absichten ändert, so steht deswegen die Sache Remigio's doch nicht besser, das heißt ... (er stürzte den Rest aus seinem Glase hinunter) das heißt, sie steht vortrefflich ... für ... für ..."

„Für wen?" rief ich ungeduldig.

„Nun, caramba! für unsern intimen Freund, den achtungswerthen Freund Don Tomas Verdugo, wie Ihr ihn gestern nanntet."

Hierauf erzählte er mir ohne Weiteres, daß der Bravo eine beträchtliche Summe erhalten solle, um, wie man ihm gesagt hatte, die Ehre einer erzürnten Familie an Don Jaime zu rächen.

„Und wo ist Don Tomas?" fragte ich. „Ich bin überzeugt, daß ich ihn anderen Sinnes machen werde, wie ich Euch auf andere Gedanken gebracht habe."

„Ich glaube, zu wissen, wo der Gesuchte jetzt ist," antwortete Planillas.

„Nun, auf was wartet Ihr denn? wir wollen ihn doch sogleich aufsuchen."

„Ach, ich möchte sehr gern weit von hier sein, aber ich kann mich nicht entfernen, ohne meine Zeche zu bezahlen, und ich will es Euch nur gestehen, daß ich keinen Ttaco in der Tasche habe."

„Wenn es weiter nichts ist ... rufet den Wirth."

„Es ist wahr," erwiederte Florencio mit frecher Stirn, „gestern Abend habe ich Euch Gastfreundschaft

erzeigt, und wenn Ihr heute meine Zeche bezahlt, so sind wir quitt.“

Der Wirth kam sogleich herbei, und als ich ihn fragte, wieviel Florencio schuldig sei, antwortete er mir auf einen Wink des Letzteren, der mir nicht unbemerkt blieb: „Zwei Piaster.“ Das war ein unverschämter Preis, an welchem der Trinker mehr als einen und einen halben Piaster profitiren mußte; aber die Zeit war kostbar, und ich ließ mich schröpfen, denn es war mir darum zu thun, Don Tomas sobald als möglich aufzufinden. Leider unterstützten die schwankenden Füße meines Führers meine Ungeduld sehr schlecht, und ich war gezwungen, ganz langsam zu gehen. So ging ich durch einen Theil der Stadt, während der Berauschte jedes Haus für das hielt, in welchem Don Tomas sich aufhalten sollte, und jedesmal seinen Irrthum eingestehen mußte. So kamen wir endlich in eine dunkle, feuchte Hausflur, an deren Ende man einen hellen Tagesschein erblickte, der aus einem Garten kam.

„Wißt Ihr auch gewiß, daß Ihr Euch nicht wieder irrt?“ sagte ich ängstlich zu Florencio; „denn die Zeit drängt und das Leben des armen Vasquez ist in Gefahr.“

„Er ist gewiß hier,“ antwortete mein Begleiter, „und ich werde nicht zu spät kommen; denn,“ setzte er, mit den Thränen der Trunkenheit in den Augen, hinzu, „ich würde mich niemals ... niemals zufriedengeben,

wenn dem armen Don Tomas, einem so würdigen Manne, ein Unglück begegnete.“

Nach diesem Ausbruche eines Gefühls, an dem nichts auszusetzen war, als die seltsame Verwechselung des Gegenstandes, drang Florencio rasch in die Hausflur, und ich blieb allein zurück, denn er hatte mir gesagt, daß ich nicht mit ihm hinaufgehen könne. Ich ging in einer leicht zu erklärenden Angst vor dem Hause auf und ab, die Minuten zählend, die mir zu Jahrhunderten wurden, und jeden Augenblick das Erscheinen dieses Don Tomas erwartend, welcher, obgleich immer unsichtbar, doch seit so vielen Tagen nicht aufhörte, meinem Geiste gegenwärtig zu sein. Aber die Zeit verging, ohne daß sich Jemand in der Thür zeigte. So wartete ich fast eine Stunde, und faßte endlich den Entschluß, mich hinein zu wagen. Ich ging durch die dunkle Hausflur, kam in den Garten, und der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war ein auf der Erde liegender Mensch. Es war Niemand anders, als der unglückliche Florencio, der wie ein Bär schnarchte und in der Betäubung seines Rausches die ganze Welt um sich vergaß. Jetzt trat ich den Rückweg an, entschlossen, hinfüro nur auf mich selbst zu rechnen. Es dauerte lange, ehe ich mich in den Straßen der Stadt zurechtfand, und mit Mühe erreichte ich meinen Gasthof, an dessen Thür mich Cecilio erwartete.

„Ach!“ rief er mir entgegen, „es ist ein Unglück

geſchehen! Der junge Herr, den Ihr dieſen Morgen hier trafet, iſt auf der Straße mit Jemandem in Streit gerathen und man hat ihn eben, ohne Zweifel todt, in ſein Zimmer gebracht.“

Dergleichen Vorfälle ſind in Mexico ſo gewöhnlich, daß nicht die geringſte außerordentliche Bewegung im Gaſthofe das traurige Drama verrieth. Ich ſtürzte in das Zimmer Don Jaime's. Der arme Menſch lag allein, ohne Hülfe, ohne Troſt, auf ſeinem ſteinernen Lager unter dem blutigen Mantel, den man ihm über den Kopf geworfen hatte, und ſchien ruhig zu ſchlafen. Die friſche Luft, die ſein Geſicht berührte, als ich ihn emporrichtete, weckte ihn und er ſchlug die ſchon vom Tode verdunkelten Augen auf.

„Ich erkenne Euch,“ ſagte er zu mir; „Ihr ſeid mir zu Hülfe gekommen, als ich hungerte, und Ihr kommt auch jetzt, da ich ſterbe. Habt Dank dafür.“

Zugleich reichte er mir ſeine eiskalte Hand.

„Meine Hand iſt heiß,“ fuhr er fort, „nicht wahr? es iſt ſo kurze Zeit her, daß ſie ſie mir gedrückt hat! Ach Gott, was wird ſie ſagen, wenn ſie mich nicht wiederſieht!“

„Es iſt noch nicht alle Hoffnung verloren,“ entgegnete ich. „Sagt mir, auf welchem Wege ich Donna Luz Nachricht geben kann.“

Der Biscayer flüſterte mir einen Namen in's Ohr, den ich in mein Gedächtniß grub.

„Jetzt ist es unnütz," sprach er dann weiter, „sie würde zu spät kommen. Wenn ich todt bin, saget ihr nicht, daß ich für sie gestorben bin ... sagt ihr nur, daß sie mein letzter Gedanke gewesen ist."

Er murmelte noch unzusammenhängende Worte; die Namen seiner Mutter und seines Vaterlandes vermischten sich auf seinen Lippen mit dem Namen der Frau, welche Ursache seines Todes war. Während die äußere Welt sich immer mehr vor seinen Blicken verdunkelte, warfen nur noch die süßen und heiligen Eindrücke der Kinderjahre, die ersten, welche sich in das Herz des Menschen eingraben, und die letzten, welche daraus schwinden, einige Strahlen in das zunehmende Dunkel seiner Gedanken. Plötzlich wendete er sich nach mir um und sagte mit deutlicherer Stimme:

„Ihr geht zu meiner Mutter, nicht wahr? ... möge es in einem Jahre, oder in zehn Jahren geschehen ... Ihr saget ihr, um sie zu trösten, daß ich millionenreich sterbe, aber Ihr verschweiget ihr, daß ich auf einem solchen Bett meinen letzten Seufzer aushauche."

Ich antwortete durch eine bejahende Kopfbewegung, und Jaime verwendete die wenigen Kräfte, die er noch hatte, dazu, um mir zu beschreiben, wo ich seine väterliche Wohnung in der Nähe von Bergara in Biscaya finden werde. Ich versprach ihm noch einmal, sein letzten Wunsch zu erfüllen. Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen des Sterbenden, die aber nur noc

nmal den Namen seiner Mutter flüstern konnten. es war sein letztes Wort. Ich trocknete mit einer e seines Mantels den Schaum von seinem Munde d schloß ihm die von dem kurzen Todeskampfe geöffnen Augen. In diesem Augenblicke fühlte ich, daß ine Schulter berührt wurde. Ich sah mich um und lickte einen Mann, den ich nicht hatte kommen hören; seinem Rocke erkannte ich einen Alcalde.

„Ich glaube, Sennor Caballero," sagte er zu mir, Ihr wohl etwas darum geben würdet, den Tod s jungen Mannes zu rächen; aber seid ruhig, die iz steht Alles."

„Wenn es zu spät ist," sagte ich halblaut.

„Er ist wahrscheinlich ein Freund, ein Verwandter, ein Bruder von Euch?" fuhr der Alcalde fort.

Ich war zu gut mit den mexikanischen Gesetzen nt, um mich von diesem scheinbaren Antheile und iben bethören zu lassen, und ich schwieg daher. *)

„Nun," fuhr er in freundlichem Tone fort, „ich e Eure Erklärung."

*) Einen Todten anerkennen, oder als Kläger gegen der auftreten, ist in Mexico ungefähr das Nämliche; t sich dadurch einem eben so kostspieligen als lächerverfahren aus. Vor nicht gar langer Zeit vernoch in Havanna alle Thüren in einer Straße, ein Mord begangen worden war. In Mexico an sich damit, sich aus dem Staube zu machen.

„Meine Erklärung, Seinor Alcalde,“ erwiederte ich, im Herzen den vor mir liegenden Todten wegen dieser Lüge um Verzeihung bittend, „ist diese: ich erkläre, diesen jungen Mann weder zu kennen, noch je gekannt zu haben.“

Der in seiner Erwartung getäuschte Alcalde entfernte sich, ohne weiter etwas zu sagen.

„Ihr seid zwar ein Fremder, Seinor Caballero,“ sagte der Wirth, welcher dieses Gespräch mit angehört hatte, „aber Ihr seid nicht erst seit gestern in unsrem Lande.“

Ich stellte mich, als verstände ich den Sinn des meiner Erfahrung gemachten Complimentes nicht, und warf noch einen letzten Blick auf den unglücklichen Biscayer. Sein Gesicht hatte den Ausdruck von Heiterkeit angenommen, den man immer an den Todten bemerkt, deren Lebensfaden durch einen Degenstoß rasch zerschnitten worden ist, und ein ruhiges Lächeln schien noch auf seinen Lippen zu schweben. Meine vor wenigen Tagen erst angeknüpfte kurze Bekanntschaft mit Don Jaime de Villalobos war schon beendigt; aber das geheimnißvolle Band, durch welches das Schicksal mich mit Don Tomas verbunden hatte, sollte erst später gelöst werden.

Ein Jahr war vergangen seit dem Tode des Biscayers. Ich hatte Merida verlassen; außer dem Ver-

sprechen, welches ich Don Jaime gegeben, hatte mich eine weniger romantische Veranlassung, eine blos persönliche Angelegenheit nach Spanien gerufen. Der Bürgerkrieg hatte damals sein letztes Stadium erreicht, die Postwagen zwischen Bayonne und Madrid und nach anderen Punkten waren nicht mehr im Gange, aus Furcht vor den carlistischen Banden, welche die baskische Grenze unsicher machten. Ich war in Bilbao, und nur mit großen Kosten konnte ich mir zwei Pferde und einen Führer verschaffen. Dieser Führer, der mich nach Vergara begleiten sollte, von wo ich nach San-Sebastian zu gehen gedachte, war selbst ein ehemaliger Carlist. Es sind ohngefähr zehn Stunden von Bilbao nach Vergara. Auf diesem ganzen Wege hatten die Bewohner der Dörfer, welche die feindliche Invasion fürchteten, schaarenweis ihre Häuser verlassen und der an sich schon gefahrvolle Weg würde mir ohne die Erzählungen meines Führers sehr langweilig geworden sein. Gegen Abend kamen wir in Vergara an, welches ebenfalls zum Theil verlassen war, denn eine Carlistenbande hatte ihre Ankunft daselbst angemeldet. Der Pass meines Führers erlaubte ihm nicht, mich über diese Stadt hinauszubegleiten; eine Stunde weiter würden die Pferde confiscirt worden sein und er selbst konnte verhaftet werden.

„Ich muß Euch hier verlassen," sagte er zu mir, „obgleich mir dies aufrichtig leid thut. Ich kenne

wenn es auch meine Absichten ändert, so steht deswegen die Sache Remigio's doch nicht besser, das heißt ... (er stürzte den Rest aus seinem Glase hinunter) das heißt, sie steht vortrefflich ... für ... für ..."

„Für wen?" rief ich ungeduldig.

„Nun, caramba! für unsern intimen Freund, den achtungswerthen Freund Don Tomas Verdugo, wie Ihr ihn gestern nanntet."

Hierauf erzählte er mir ohne Weiteres, daß der Bravo eine beträchtliche Summe erhalten solle, um, wie man ihm gesagt hatte, die Ehre einer erzürnten Familie an Don Jaime zu rächen.

„Und wo ist Don Tomas?" fragte ich. „Ich bin überzeugt, daß ich ihn anderen Sinnes machen werde, wie ich Euch auf andere Gedanken gebracht habe."

„Ich glaube, zu wissen, wo der Gesuchte jetzt ist," antwortete Planillas.

„Nun, auf was wartet Ihr denn? wir wollen ihn doch sogleich aufsuchen."

„Ach, ich möchte sehr gern weit von hier sein, aber ich kann mich nicht entfernen, ohne meine Zeche zu bezahlen, und ich will es Euch nur gestehen, daß ich keinen Ilaco in der Tasche habe."

„Wenn es weiter nichts ist ..., rufet den Wirth."

„Es ist wahr," erwiederte Florencio mit frecher Stirn, „gestern Abend habe ich Euch Gastfreundschaft

erzeigt, und wenn Ihr heute meine Zeche bezahlt, so sind wir quitt.“

Der Wirth kam sogleich herbei, und als ich ihn fragte, wieviel Florencio schuldig sei, antwortete er mir auf einen Wink des Letzteren, der mir nicht unbemerkt blieb: „Zwei Piaster.“ Das war ein unverschämter Preis, an welchem der Trinker mehr als einen und einen halben Piaster profitiren mußte; aber die Zeit war kostbar, und ich ließ mich schröpfen, denn es war mir darum zu thun, Don Tomas sobald als möglich aufzufinden. Leider unterstützten die schwankenden Füße meines Führers meine Ungeduld sehr schlecht, und ich war gezwungen, ganz langsam zu gehen. So ging ich durch einen Theil der Stadt, während der Berauschte jedes Haus für das hielt, in welchem Don Tomas sich aufhalten sollte, und jedesmal seinen Irrthum eingestehen mußte. So kamen wir endlich in eine dunkle, feuchte Hausflur, an deren Ende man einen hellen Tagesschein erblickte, der aus einem Garten kam.

„Wißt Ihr auch gewiß, daß Ihr Euch nicht wieder irrt?“ sagte ich ängstlich zu Florencio; „denn die Zeit drängt, und das Leben des armen Vasquez ist in Gefahr.“

„Er ist gewiß hier,“ antwortete mein Begleiter, „und ich werde nicht zu spät kommen; denn,“ setzte er, mit den Thränen der Trunkenheit in den Augen, hinzu, „ich würde mich niemals ... niemals zufriedengeben,

wenn dem armen Don Tomas, einem so würdigen Manne, ein Unglück begegnete.“

Nach diesem Ausbruche eines Gefühls, an dem nichts auszusetzen war, als die seltsame Verwechselung des Gegenstandes, drang Florencio rasch in die Hausflur, und ich blieb allein zurück, denn er hatte mir gesagt, daß ich nicht mit ihm hinaufgehen könne. Ich ging in einer leicht zu erklärenden Angst vor dem Hause auf und ab, die Minuten zählend, die mir zu Jahrhunderten wurden, und jeden Augenblick das Erscheinen dieses Don Tomas erwartend, welcher, obgleich immer unsichtbar, doch seit so vielen Tagen nicht aufhörte, meinem Geiste gegenwärtig zu sein. Aber die Zeit verging, ohne daß sich Jemand in der Thür zeigte. So wartete ich fast eine Stunde, und faßte endlich den Entschluß, mich hinein zu wagen. Ich ging durch die dunkle Hausflur, kam in den Garten, und der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war ein auf der Erde liegender Mensch. Es war Niemand anders, als der unglückliche Florencio, der wie ein Bär schnarchte und in der Betäubung seines Rausches die ganze Welt um sich vergaß. Jetzt trat ich den Rückweg an, entschlossen, hinfüro nur auf mich selbst zu rechnen. Es dauerte lange, ehe ich mich in den Straßen der Stadt zurechtfand, und mit Mühe erreichte ich meinen Gasthof, an dessen Thür mich Cecilio erwartete.

„Ach!“ rief er mir entgegen, „es ist ein Unglück

geſchehen! Der junge Herr, den Ihr dieſen Morgen hier trafet, iſt auf der Straße mit Jemandem in Streit gerathen und man hat ihn eben, ohne Zweifel todt, in ſein Zimmer gebracht."

Dergleichen Vorfälle ſind in Mexico ſo gewöhnlich, daß nicht die geringſte außerordentliche Bewegung im Gaſthofe das traurige Drama verrieth. Ich ſtürzte in das Zimmer Don Jaime's. Der arme Menſch lag allein, ohne Hülfe, ohne Troſt, auf ſeinem ſteinernen Lager unter dem blutigen Mantel, den man ihm über den Kopf geworfen hatte, und ſchien ruhig zu ſchlafen. Die friſche Luft, die ſein Geſicht berührte, als ich ihn emporrichtete, weckte ihn und er ſchlug die ſchon vom Tode verdunkelten Augen auf.

„Ich erkenne Euch," ſagte er zu mir; „Ihr ſeid mir zu Hülfe gekommen, als ich hungerte, und Ihr kommt auch jetzt, da ich ſterbe. Habt Dank dafür."

Zugleich reichte er mir ſeine eiskalte Hand.

„Meine Hand iſt heiß," fuhr er fort, „nicht wahr? es iſt ſo kurze Zeit her, daß ſie ſie mir gedrückt hat! Ach Gott, was wird ſie ſagen, wenn ſie mich nicht wiederſieht!"

„Es iſt noch nicht alle Hoffnung verloren," entgegnete ich. „Sagt mir, auf welchem Wege ich Donna Luz Nachricht geben kann."

Der Biscayer flüſterte mir einen Namen in's Ohr, den ich in mein Gedächtniß grub.

„Jetzt ist es unnütz," sprach er dann weiter, „sie würde zu spät kommen. Wenn ich todt bin, saget ihr nicht, daß ich für sie gestorben bin ... sagt ihr nur, daß sie mein letzter Gedanke gewesen ist."

Er murmelte noch unzusammenhängende Worte; die Namen seiner Mutter und seines Vaterlandes vermischten sich auf seinen Lippen mit dem Namen der Frau, welche Ursache seines Todes war. Während die äußere Welt sich immer mehr vor seinen Blicken verdunkelte, warfen nur noch die süßen und heiligen Eindrücke der Kinderjahre, die ersten, welche sich in das Herz des Menschen eingraben, und die letzten, welche daraus schwinden, einige Strahlen in das zunehmende Dunkel seiner Gedanken. Plötzlich wendete er sich nach mir um und sagte mit deutlicherer Stimme:

„Ihr geht zu meiner Mutter, nicht wahr? ... möge es in einem Jahre, oder in zehn Jahren geschehen ... Ihr saget ihr, um sie zu trösten, daß ich millionenreich sterbe, aber Ihr verschweiget ihr, daß ich auf einem solchen Bett meinen letzten Seufzer aushauche."

Ich antwortete durch eine bejahende Kopfbewegung, und Jaime verwendete die wenigen Kräfte, die er noch hatte, dazu, um mir zu beschreiben, wo ich seine väterliche Wohnung in der Nähe von Bergara in Biskaya finden werde. Ich versprach ihm noch einmal, sein letzten Wunsch zu erfüllen. Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen des Sterbenden, die aber nur noch

mal den Namen seiner Mutter flüstern konnten. es war sein letztes Wort. Ich trocknete mit einer e seines Mantels den Schaum von seinem Munde schloß ihm die von dem kurzen Todeskampfe geöff= n Augen. In diesem Augenblicke fühlte ich, daß ne Schulter berührt wurde. Ich sah mich um und ckte einen Mann, den ich nicht hatte kommen hören; einem Rocke erkannte ich einen Alcalde.

„Ich glaube, Sennor Caballero," sagte er zu mir, Ihr wohl etwas darum geben würdet, den Tod jungen Mannes zu rächen; aber seid ruhig, die steht Alles."

„Wenn es zu spät ist," sagte ich halblaut.

„Er ist wahrscheinlich ein Freund, ein Verwandter, in Bruder von Euch?" fuhr der Alcalde fort.

Ich war zu gut mit den mexikanischen Gesetzen t, um mich von diesem scheinbaren Antheile und den bethören zu lassen, und ich schwieg daher. *)

„Nun," fuhr er in freundlichem Tone fort, „ich Eure Erklärung."

*) Einen Todten anerkennen, oder als Kläger gegen der auftreten, ist in Mexico ungefähr das Nämliche; sich dadurch einem eben so kostspieligen als lächer= perfahren aus. Vor nicht gar langer Zeit ver= noch in Havanna alle Thüren in einer Straße, ein Mord begangen worden war. In Mexico n sich damit, sich aus dem Staube zu machen.

„Meine Erklärung, Seinor Alcalde,“ erwiederte ich, im Herzen den vor mir liegenden Todten, wegen dieser Lüge um Verzeihung bittend, „ist diese: ich erkläre, diesen jungen Mann weder zu kennen, noch je gekannt zu haben.“

Der in seiner Erwartung getäuschte Alcalde entfernte sich, ohne weiter etwas zu sagen.

„Ihr seid zwar ein Fremder, Seinor Caballero,“ sagte der Wirth, welcher dieses Gespräch mit angehört hatte, „aber Ihr seid nicht erst seit gestern in unsrem Lande.“

Ich stellte mich, als verstände ich den Sinn des meiner Erfahrung gemachten Complimentes nicht, und warf noch einen letzten Blick auf den unglücklichen Biscayer. Sein Gesicht hatte den Ausdruck von Heiterkeit angenommen, den man immer an den Todten bemerkt, deren Lebensfaden durch einen Degenstoß rasch zerschnitten worden ist, und ein ruhiges Lächeln schien noch auf seinen Lippen zu schweben. Meine vor wenigen Tagen erst angeknüpfte kurze Bekanntschaft mit Don Jaime de Villalobos war schon beendigt, aber das geheimnißvolle Band, durch welches das Schicksal mich mit Don Tomas verbunden hatte, sollte erst später gelöst werden.

Ein Jahr war vergangen seit dem Tode des Biscayers. Ich hatte Mexico verlassen; außer dem Ver-

ſprechen, welches ich Don Jaime gegeben, hätte mich eine weniger romantiſche Veranlaſſung, eine blos perſönliche Angelegenheit nach Spanien gerufen. Der Bürgerkrieg hatte damals ſein letztes Stadium erreicht, die Poſtwagen zwiſchen Bayonne und Madrid und nach anderen Punkten waren nicht mehr im Gange, aus Furcht vor den carliſtiſchen Banden, welche die baskiſche Grenze unſicher machten. Ich war in Bilbao, und nur mit großen Koſten konnte ich mir zwei Pferde und einen Führer verſchaffen. Dieſer Führer, der mich nach Vergara begleiten ſollte, von wo ich nach San-Sebaſtian zu gehen gedachte, war ſelbſt ein ehemaliger Carliſt. Es ſind ohngefähr zehn Stunden von Bilbao nach Vergara. Auf dieſem ganzen Wege hatten die Bewohner der Dörfer, welche die feindliche Invaſion fürchteten, ſchaarenweis ihre Häuſer verlaſſen und der an ſich ſchon gefahrvolle Weg würde mir ohne die Erzählungen meines Führers ſehr langweilig geworden ſein. Gegen Abend kamen wir in Vergara an, welches ebenfalls zum Theil verlaſſen war, denn eine Carliſtenbande hatte ihre Ankunft daſelbſt angemeldet. Der Paß meines Führers erlaubte ihm nicht, mich über dieſe Stadt hinauszubegleiten; eine Stunde weiter würden die Pferde conſiſcirt worden ſein und er ſelbſt konnte verhaftet werden.

„Ich muß Euch hier verlaſſen,“ ſagte er zu mir, „obgleich mir dies aufrichtig leid thut. Ich kenne

meine ehemaligen Kameraden, und ich bitte die heilige Jungfrau, daß ſie Euch nicht in ihre Hände fallen läßt."

„Meine Nationalität ſchützt mich," entgegnete ich ihm, „und dann bin ich weder Carliſt, noch Chriſtino."

„Eure Eigenſchaft als Franzoſe wird Euch in der That manche Widerwärtigkeit erſparen ... denn ... denn ..." Und nachdem der brave Mann lange gezögert hatte, ſetzte er hinzu: „denn ſonſt würdet Ihr wahrſcheinlich auf der Stelle gehängt werden."

Ich ertrug mit einem ziemlichen Heroismus dieſe niederſchlagende Nachricht; ich war überzeugt, daß ich, wenn mein Leben in Gefahr kommen ſollte, ein unverletzliches Aſyl bei der Mutter des armen Don Jaime, der ſelbſt ein carliſtiſcher Offizier geweſen war, finden würde. Mein Führer, welcher den Grund meiner Ruhe nicht kannte, drückte mir die Hand und rief aus:

„Bei Gott! Ihr beſitzet Muth, und ich bitte den Himmel, daß Ihr lieber erſchoſſen, als gehängt werdet."

Der geweſene Carliſt verließ mich. Ich ließ mein Gepäck in den Gaſthof bringen, und nachdem ich mich nach der Lage des Schloſſes la Tronera erkundigt hatte, welches nur eine Viertelſtunde von Bergara entfernt war, machte ich mich zu Fuß dahin auf den Weg. Das Schloß der Villalobos bot, wie ich erwartet hatte, einen traurigen Anblick dar; der Wind heulte um die halbzerfallenen Thürmchen mit einem ſchauerlichen Geräuſche, das wie der ferne Trommelſchlag der Carliſten-

bande in meinen Ohren klang. Ganze Schwärme von Schwalben durchflogen die beschädigten Dächer. Alle Fenster waren verschlossen; indessen deuteten verlassene Gerüste, welche sich an einigen Stellen des Gebäudes erhoben, auf unterbrochene Reparaturen. Die Einsamkeit und das Schweigen, welche überall herrschten, ängstigten mich... Das Schloß schien verlassen. Indessen klopfte ich an die Thür, welche nach einigen Augenblicken von einer schwarz gekleideten Frauensperson geöffnet wurde. Ich bat sie, ihrer Gebieterin zu sagen, daß ein aus Amerika kommender Fremder ihr seine Aufwartung zu machen und ihr wichtige Nachrichten mitzutheilen wünsche.

„Ach,“ antwortete mir die Frau, „vor einem halben Jahre ist die arme Dame gestorben, und täglich erwarte ich ihren Sohn.“

„Auch er ist todt,“ sagte ich.

Ich erfuhr hierauf, daß die Mutter Don Jaime's ungefähr sechs Monate vor meiner Ankunft eine bedeutende Summe Geldes erhalten hatte, der jedoch kein Brief beigefügt gewesen war. Die Mutter hatte in dem anonymen Wohlthäter keinen Anderen, als ihren reich gewordenen Sohn zu erkennen geglaubt, und die Freude hatte gethan, was der Kummer nicht unterlassen haben würde, später zu thun: sie hatte sie getödtet. Ehe sie starb, gab sie Befehl, die erhaltene Summe zur Restauration des Schlosses zu verwenden, um es zur

Aufnahme seines jungen Besitzers würdig zu machen, und bis zum letzten Augenblicke in einem süßen, wohlthuenden Irrthum befangen, entschlummerte sie, indem sie dem Himmel dankte, daß er dem alten Geschlechte der Villalobos noch einen Tag des Glücks gewährt hatte.

Mein Versprechen war erfüllt und ich hielt mich nicht länger im Schlosse auf. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß ich, trotz der Prophezeihungen meines Führers, meine Reise beendigte, ohne nur dem Schatten einer Carlistenbande oder eines christinischen Detachements zu begegnen.

Ende des ersten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.

Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 473. Band.

V. Serie. 73.

Neue transatlantiſche Bilder. Von Gabriel Ferry.
Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Neue
transatlantiſche Bilder

von

Gabriel Ferry,

Verfaſſer des „Waldläufers“, „der Pinchegras“
u. a. W. —

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Neue transatlantische Bilder.

Zweiter Theil.

II.

Mexicanische

Revolutionsnovellen.

(Fortsetzung.)

II.

Die Bergleute von Rayas.

1.

Vor nicht länger als einem Jahrhunderte war Guanajuato nichts als ein kleines, unbedeutendes Städtchen. Vor der unerwarteten Veränderung, welche die Bebauung der Silberminen von Valenciana und Rayas in den Verhältnissen dieses Fleckens hervorbrachte, concentrirte der Bergbau in Mexico seine Thätigkeit auf die Arbeiten von Tasco, Pajucha und Zacatecas. Den Titel ciudad (Stadt) erhielt Zacatecas im Jahre 1558, Guanajuato aber, obgleich es schon 1553 gegründet war, wurde nicht eher, als hundertsiebenundachtzig Jahre später, nämlich im Jahre 1741, zu diesem Range erhoben. Man ahnete lange nicht, daß die Berge, die es umgaben und auf deren Abhange es erbaut ist, die Veta Madre (Mutterader), den reichsten Silbergang auf

der Welt, bedeckten. Die Lage von Guanajuato hat übrigens den doppelten Vorzug, daß es in dem reichsten Minendistrict Mexico's und zugleich in dem cultivirtesten Theile der fruchtbaren Ebenen des Bajio liegt, eines Bassins von ungefähr achtzig Meilen im Umkreise, welches an der Seite von Guanajuato durch die Cordilleren begrenzt wird.

Der Bajio, welcher abwechselnd überschwemmt wird und wieder trocknet, bietet zu jeder Jahreszeit einen außerordentlich malerischen Anblick. In der Regenzeit, dem Winter dieses glücklichen Erdstriches, strömen vom Himmel, der nur seine blaue Farbe, nicht aber seine Wärme verloren hat, befruchtende Gewitterregen auf diese fruchtbare Ebene herab. Der Bajio ist in dieser Zeit fast beständig ein großer See, der hier und da von grünen Erhöhungen, von blauen Bergen und von Städten mit weißen Häuseen und glänzenden Kuppeln unterbrochen ist. Auf dieser Wasserfläche deuten dem Reisenden nur die immergrünen Baumgipfel die Richtungen der überschwemmten Straßen an. Bald jedoch hat der durstige Boden, durch die unzähligen Risse, die durch eine achtmonatliche Trockenheit auf seiner Oberfläche entstanden sind, das Wasser des Himmels verschluckt. Eine Lage Schlamm, welche das Regenwasser und die von den Bergen herabgekommenen Ströme zurückgelassen haben, giebt der erschöpften Erde neue Kräfte und der Himmel nimmt seine frühere Klarheit wieder

an. Die Quellen spenden reichlicher am Fuße des Ahuehuete*) hervor und der peruanische Gummibaum, mit den goldenen Blüthen, welche die scharlachgefiederten Cardinalvögel pfeifend umflattern, beschattet, Wohlgerüche verbreitend, die wieder gangbar gewordenen Straßen. Die Glocken der Maulthiere und der Gesang ihrer Treiber ertönt aus der Ferne, mit dem pfeifenden Gewinsel vermischt, das die Räder der Bauernwagen hervorbringen, während der indianische Landmann wieder an seine Arbeit geht. Gemächlich treibt er mit seinem Stachel die vor den Pflug gespannten Ochsen an, und kaum aufgeritzt, bringt der fruchtbare Boden die reichsten Ernten hervor.

Indessen zeigt sich die Natur für die glücklichen Bewohner des Bajio noch freigebiger in den Bergen, als auf der Ebene. Ueber den Bergen, welche Guanajuato umgeben, erheben die Cordilleren ihre metallreichen Höhen, deren Seiten von Gold- und Silberminen strotzen, und belohnen den Fleiß des Bergmanns mit den unermeßlichen Schätzen der Veta Madre**). Der Unterschied

*) Ahuehuete heißt eine Art Cedern, deren Anwesenheit fast immer die Nachbarschaft einer entweder verborgenen oder hervorspringenden Quelle andeutet. Das Wort selbst bedeutet in der mexicanischen Sprache: Herr der Gewässer.

**) Die Veta Madre, welche die Bergwerksgesellschaften von Valenciana, Cata, Mellado und Rayas bebauen, wurde von dem französischen Bergmanne Laborde entdeckt

zwischen den Sitten des Landmanns und des Bergmanns zeigt sich nirgends deutlicher, als in diesem Theile des Bassin. Demüthig und gehorsam ist der indianische Landmann, gegen Jedermann unterwürfig, während der stolze und ungebändigte Bergmann behauptet, einen höheren Stand zu bilden, und man kann nicht leugnen, daß diese Behauptung durch die wichtige Rolle, welche er spielt, gerechtfertigt wird. Der Landmann, welcher zu bescheidenen Arbeiten verurtheilt ist, deren Resultate beschränkt sind, betreibt sein Werk in der Stille, während der Hammer des Bergmanns gewissermaaßen bis ans Ende der Welt ertönt und jeder seiner Schläge die Masse des menschlichen Reichthums vermehrt. Um ihn her verbreitet sich bald der Wohlstand; der Abhang der Hügel, die Thäler, die Gipfel der Berge bedecken sich mit einer neuen Bevölkerung, in deren Mitte seine stets offenen Hände in einem Tage die Früchte seiner Arbeit von einem Monate ausstreuen. Seit dem französischen Bergmanne Laborde, welcher Millionen an die Kirchen, von den stolzesten Kathedralen bis zu den bescheidensten Gotteshäusern herab, verschwendete, ist die Geschichte dieses unternehmenden Arbeiters noch immer die nämliche: der Zufall ist der einzige Gott, vor dem er sich beugt. Er unterwirft sich seiner beschwerlichen Arbeit

---

und hat in der Zeit von 1829 bis 1837 eine Ausbeute von ungefähr 150 Millionen Franken gegeben.

wie einem von der Vorsehung ihm ertheilten Auftrage, und dieser stolze Gedanke erhält selbst durch die Gesetze eine Art Bestätigung, denn frühere Privilegien verliehen dem Bergmanne den Adel und noch jetzt kann er von Gläubigern nicht ins Gefängniß geworfen werden, so lange er sein Gewerbe ausübt. Es scheint, daß man in ihm den Abkömmling eines bevorzugten Geschlechts hat ehren wollen. Außer der Geschicklichkeit, aus den geringfügigsten Anzeichen den Metallgehalt des Bodens mit Sicherheit zu beurtheilen, muß der Bergmann noch mit einer Menge nicht häufiger Eigenschaften begabt sein, von der nöthigen Körperkraft an, um die schwersten Lasten emporzuheben und einen ganzen Tag lang die Anstrengung seiner unterirdischen Arbeit ertragen zu können, bis auf die Gewandtheit und Verwegenheit, welche allen Hindernissen trotzt, und die Kaltblütigkeit, die sie überwindet. Diese Eigenschaften finden sich jedoch, wie man gestehen muß, bei einem und dem nämlichen Individuum nicht anders, als mit großen Fehlern verbunden. Zuchtlos und widerspenstig, wenn er gegen Tagelohn arbeitet, entwickelt der Bergmann seine ganze Geschicklichkeit und seine Kraft nur, wenn er selbst einen bedeutenden Antheil an dem Unternehmen hat. In diesem Falle wird er oft nach einem Monate, während dem er kaum so viel verdient hat, um leben zu können, durch den Ertrag einer Woche oder eines Tages für alle seine Entbehrungen entschädigt. Dann zeigt er sich

dankbar gegen den Zufall; mit vollen Händen streut er sein Gold aus und geht nicht eher wieder an die Arbeit, als bis er durch die gebieterische Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Zuweilen auch bereichert er sich durch unrechtmäßige Mittel auf Kosten eines zu vertrauensvollen Eigenthümers, und leider ist die Einbildungskraft dieser verwegenen Menschen nur zu fruchtbar in Erfindung von Mitteln dieser Art.

Nach einer beschwerlichen und mühsamen Reise, die ich in einer früheren Mittheilung beschrieben habe, hielt ich mich einige Zeit in Guanajuato auf, dessen Bevölkerung zum großen Theile aus Bergleuten besteht. Ich wollte die sich mir darbietende Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, eine Menschenclasse kennen zu lernen, von der mir die gambusinos oder Goldsucher der Sonora nur eine sehr mangelhafte Vorstellung beigebracht hatten; und ich brach daher eines Tages nach den in der Umgegend von Guanajuato liegenden Minen auf. Ich war allein, aber zu Pferde und gut bewaffnet; den ersten Mann, der mir unterwegs begegnen würde, wollte ich zum Führer nehmen. Ich kam auf den Hauptplatz von Guanajuato und ritt, mich überall umschauend, an den Häusern hin, als ein sonderbarer Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich zog. An der Wand eines Hauses, und unter einem kleinen Dache von einigen Zoll Breite, war eine Hand angenagelt. Ich hielt mein Pferd an, um mich zu überzeugen, ob ich nicht ein Gypsbild vor

mir habe; aber ich bemerkte sogleich, daß es wirklich eine menschliche Hand war, die früher kräftig und muskulös gewesen, jetzt aber vom Winde, von der Sonne und vom Regen gebleicht und ausgetrocknet war. Einige unter dem Dache stehende, halb verbrannte Lichter bewiesen, daß fromme Seelen von dieser seltsamen Ausstellung gerührt worden waren, welche bestimmt zu sein schien, das Andenken an ein blutiges Drama zu verewigen. Vergebens sah ich mich nach einer erklärenden Inschrift an der Wand um, und entschloß mich endlich, meinen Weg fortzusetzen; aber während ich einen Augenblick angehalten hatte, war ein anderer Reiter in meine Nähe gekommen, und sobald ich einige Schritte gethan, spornte er sein Pferd, um mich völlig einzuholen. Zu jeder anderen Zeit würde ich nur sehr ungern die Begleitung eines Unbekannten angenommen haben, aber, wie schon erwähnt, suchte ich einen Führer. Ich hielt daher mein Roß an, um den Fremden anzureden, allein dieser ließ mir nicht Zeit dazu, sondern sagte nach einer höflichen Begrüßung zu mir:

„Ihr seid fremd hier, Seinnor Caballero?“

„Was veranlaßt Euch zu dieser Vermuthung?“ entgegnete ich, ein wenig überrascht von dieser Art, das Gespräch anzuknüpfen.

„Die Aufmerksamkeit, mit welcher Ihr diese vertrocknete Hand betrachtetet, sagt mir deutlich genug, daß Ihr noch nicht lange in unserer Stadt seid und daß Ihr

Zeit zu verlieren habt. Ihr werdet daher eingestehen, daß das Zusammentreffen mit Euch mir sehr willkommen sein muß, da ich eben einen Gesellschafter auf meinem Spatzierritte suchte.“

Ich wußte noch nicht, ob ich den Führer, der mir seine Gesellschaft mit einer solchen Familiarität anbot, annehmen sollte, oder nicht. Allein der Unbekannte, welcher meine Unentschlossenheit bemerkte, setzte sogleich mit einem gewissen Stolze hinzu:

„Ihr kennt mich nicht, und ich will Euch nicht einen Augenblick länger in dem Glauben lassen, daß ich zu der Zahl der armen Schlucker gehöre, denen die Begegnung eines Fremden eine willkommene Gelegenheit ist, um ihre Dienste anzubringen. Mein Name ist Desiderio Fuentes; ich bin Bergmann und obgleich es in meinem Gewerbe Tage giebt, an denen das Glück uns hartnäckig den Rücken zu kehren scheint, so giebt es auch andere, wo die Piaster sich so sehr in unseren Händen anhäufen, daß man nicht mehr weiß, wie man sie durchbringen soll. Der heutige Tag ist ein solcher für mich, und ich bin dann gewohnt, einen heiteren Gesellschafter zu suchen, welcher Antheil an meinen Vergnügungen nimmt. Wenn es mir an einem solchen Gesellschafter fehlt, wende ich mich an den ersten anständigen Mann, der mir begegnet, und ich gestehe, daß ich es noch niemals zu bereuen hatte, mich dem Zufalle überlassen zu haben.“

Eine so offene Erklärung war ganz geeignet, mich vollkommen zu beruhigen. Indessen antwortete ich dem Fremden, daß es mir nicht möglich sei, sein freundliches Anerbieten anzunehmen, indem ich den Zweck habe, eines der nächsten Silberbergwerke bei der Stadt zu besuchen, und ihm daher nur die zu diesem Behufe nöthige Zeit widmen könne, wenn er sonst geneigt sei, mir dabei als Führer zu dienen. Desiderio nahm diesen Vermittelungsvorschlag an, wie ein Mensch, der nichts zu thun hat und der sich glücklich schätzt, sei es auch nur auf einige Stunden, der Langeweile, der Einsamkeit zu entgehen. Sobald wir einig waren, hatten wir nichts mehr zu thun, als unseren Pferden die Sporen zu geben, und nach wenigen Augenblicken waren wir außerhalb der Stadt.

Unterwegs erzählte mir mein Begleiter, daß er gestern in einem partido *) einen bedeutenden Antheil ausgezahlt erhalten habe, der es ihm erlaube, mehrere Tage im far niente zuzubringen. Er setzte hinzu, daß es ein interessanter Zeitvertreib für ihn sein werde, eines der zunächstgelegenen Bergwerke zum Vergnügen zu besuchen, und er überließ es mir, das merkwürdigste

*) Die Bergleute arbeiten in partido, wenn ihr Lohn in einem gewissen Antheile am Gewinne besteht. In diesem Falle liefert ihnen die Verwaltung Werkzeuge, Schießpulver, Talg ꝛc. und bezahlt sie außerdem nur nach dem Verhältniß des Ertrags, den ihre Arbeiten liefern.

auszuwählen. Nur hatte er nicht Lust, das von Valenciana zu besuchen, wegen eines Streites, den er mit einem der Vorsteher gehabt hatte. Eine noch unberichtigte Abrechnung mit einem der Beamten von Mellado machte es ihm wünschenswerth, sich auch dort nicht blicken zu lassen, und Casa mußte es sorgfältig vermeiden, wegen einiger ganz neuerdings vorgefallenen Unannehmlichkeiten. Kurz, ich sah mich, trotz der mir soeben gestellten Wahl, genöthigt, die Mine von Navas als das einzige Ziel meiner Untersuchungen zu betrachten. Es fiel mir schwer, die Rücksichten, welche Don Alberto Fuentes zu nehmen gezwungen war, auf eine für ihn günstige Art zu erklären. Augenscheinlich war mein neuer Freund streitsüchtig; er liebte es nicht, seine Schulden zu bezahlen, und bei den Unannehmlichkeiten in La Casa hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Messer seine Rolle gespielt. Ich fing schon an, das Zusammentreffen mit ihm weniger erfreulich zu finden, und besonders brachte ein Wort, welches Don Fuentes entschlüpfte, mich zu ernstem Nachdenken.

„Mein erster Gedanke ist immer sehr gut,“ sagte er, „aber ich gestehe, daß der folgende gewöhnlich der schlechter ist.“

Wir hatten das Ende eines hohlen Weges erreicht, dessen senkrechte Seitenwände uns bisher den Anblick der Gegend verborgen hatten. Eine ziemlich einförmige Ebene streckte sich vor uns aus; lange Reihen mit Erz

beladener Maulthiere zogen nach den Gebäuden eines Hüttenwerkes, welches man in Mexico hacienda de plata (Silberhütte) nennt. Man sah die hohen Schornsteine, aus denen schwarzer Rauch emporqualmte, die steinernen padios *), welche mit Kugeln von Erzstein belegt sind, die am folgenden Tage in feste Silberbarren verwandelt werden sollen. Die Schläge des Hammers, welche das silberhaltige Gestein zerkleinerten, die Hufstritte der Maulthiere, das Knallen der Peitschen, mit denen sie angetrieben wurden, vermischten sich mit dem dumpfen Getöse der Wasserfälle, welche die Maschinen in Bewegung setzten. Ich hatte mein Pferd angehalten, um dieses belebte Gemälde ruhiger betrachten zu können; bald aber wurde meine Aufmerksamkeit davon abgezogen. Einige Schritte von uns bemerkte ich zwei Leute, welche, von einer Vertiefung des Bodens halb verborgen, beschäftigt waren, ein todtes Maulthier fortzuschleppen. Als wir an eine Stelle gekommen waren, wo wir sie sehen konnten, beugte sich einer der Männer auf das todte Maulthier herab, das er neugierig zu betrachten schien, während er mißtrauisch zur Seite blickte. Sobald er unserer ansichtig wurde, setzte er sich rasch

*) Padios sind mit Platten belegte Höfe, auf denen man den durch nasses Klopfen des Erzes gebildeten Teig zum Trocknen auslegt. Dieser mit Quecksilber amalgamirte Teig ist die letzte Veränderung, welcher das Erz unterworfen ist.

auf das todte Thier, welches er vor einem Augenblicke fortſchleppte. Sein Begleiter war ſogleich hinter den Bäumen und Gebüſchen verſchwunden.

„Das iſt ja mein Freund Planillas, wenn ich mich nicht irre?“ ſagte Fuentes; „aber was macht er denn hier?“

Bei dem Namen Planillas erſchrak ich unwillkührlich und folgte meinem Führer, welcher auf den Mann zuging, der ſich auf das todte Maulthier geſetzt hatte. Ich hoffte von dem Gefährten des Don Tomas Verduzco einige neue Auskunft über den Antheil zu erhalten, den der Bravo an der Ermordung des Don Jaime genommen hatte. Planillas, welcher die Ellbogen auf auf die Knie geſtützt und den Kopf in die Hände gelegt hatte, ſchien in tiefem Kummer verſunken zu ſein. Das Geräuſch unſerer Pferde weckte ihn aus ſeinem Nachſinnen und er hob die Augen zu uns auf, welche mehr Beſorgniß, als Ueberraſchung verriethen.

„Ach, Seniores,“ rief er, „Ihr ſeht in mir den troſtloſeſten Menſchen von ganz Neu-Spanien!“

„Ihr denkt wahrſcheinlich,“ ſagte ich zu ihm, „an den jungen Herrn, den Don Tomas vor zwei Tagen ermordet hat, und deſſen Blut auf Euren Kopf fallen wird, denn Ihr hättet ihm das Leben retten können, indem Ihr die Hand Eures Freundes, dieſes Don Tomas, aufhieltet, der, wie Ihr mir ſelbſt geſagt habt, gedungen war, ihn zu tödten.“

„Habe ich Euch das geſagt?“ rief Florencio; „dann habe ich gelogen, bei dem Leben meiner Mutter! Ich bin ein unverſchämter Lügner, wenn ich getrunken habe, und Ihr wißt es, Sennor Caballero, wie betrunken ich an jenem Tage war.“

Florencio hielt inne, als wollte er nicht weiter ſprechen, bevor er nicht ſeine Ruhe wieder erlangt hatte. Aber Fuentes ließ ihm nicht Zeit, ſich zu faſſen; er fragte ihn, aus welchem Grunde er bei unſerer Ankunft ſo niedergeſchlagen war und warum er noch immer auf dem Maulthiere ſitzen bleibe.

„Dieſes Maulthier iſt eben der Grund meiner Verzweiflung,“ erwiederte Planillas. „Ich hatte es aus Aerger über die hacienda de platas verkauft, die Ihr dort ſeht, obgleich ich mit ganzer Seele daran hing. Seitdem war ich dort in Dienſt getreten, wo ich es alle Tage ſehen konnte; aber ach! das arme Thier iſt dieſen Morgen geſtorben und ich habe es an dieſe einſame Stelle geſchleppt, um mich, fern von den Blicken der Menſchen, meinem Schmerze überlaſſen zu können.“

Mit dieſen Worten warf Planillas ſeinen Kopf wieder in die Hände, als ob er nicht getröſtet ſein wollte; bald aber ſagte er, wahrſcheinlich um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben:

„Ach, Sennor Caballero, das iſt nicht das einzige Unglück, über das ich zu klagen habe! Geſtern hat eine Schlägerei zwiſchen den Bergleuten von Rayas und

denen von Mellado ſtattgefunden und ich bin nicht dabei geweſen.“

„Aber darin ſehe ich kein Unglück,“ erwiederte ich.

„Kein Unglück!“ verſetzte Planillas heftig. „Ach, es war keine gewöhnliche Schlägerei, wie man ſie alle Tage erlebt, und Ihr würdet ſchwerlich errathen, was für ein Ende ſie genommen hat. Dies war nämlich ein Regen von Piaſtern, mit welchen die Bergleute von Mellado, um den Vorzug ihrer Mine vor der von Rayas zu beweiſen, ihre Gegner überſchüttet. Die ſchönſten Adlerpiaſter!“ ſetzte er in weinerlichem Tone hinzu, „und ich kam zu ſpät auf dem Wahlplatze an!“

Dieſe letzten Worte klärten mich vollkommen über die Verzweiflung des armen Planillas auf; indeſſen hätte ich nicht an dieſe übermüthige Freigebigkeit der Bergleute geglaubt, hätte mir nicht Fuentes mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit die Wahrheit der Erzählung beſtätigt. Zugleich wollte mein Begleiter, dem das Jammern Planilla's ſehr verdächtig vorkam, ihn von Neuem ausfragen; aber in dieſem Augenblick zog ein Geräuſch in dem hohen Gebüſch hinter uns ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Punkt. Ich glaubte zu bemerken, daß Planillas, trotz ſeiner erprobten Unverſchämtheit, erbleichte. Ein kurzer, unterſetzter Mann von athletiſchen Formen und mehr jovialem, als unfreundlichem Geſicht ſtand vor uns. Er begrüßte uns artig und ſetzte ſich neben Planillas auf die Erde. Sein Mund

versuchte zu lachen, aber sein scharfer, durchbohrender Blick, gleich dem eines Raubvogels, widerlegte diesen Ausdrucke verstellter Freundlichkeit. Wir schwiegen einige Augenblicke, bis der Neuangekommene endlich das Wort ergriff:

„Ihr sprachet soeben, wenn meine Ohren mich nicht getäuscht haben, von einem gewissen Don Tomas? war vielleicht von Don Tomas Verduzco die Rede?“ fragte er mit der süßlichen Miene, die mit seinem Blicke in so auffallendem Widerspruche stand.

Diese einfache Frage von einem Manne, der mir einen unwillkürlichen Widerwillen einflößte, erschien mir wie eine Beleidigung.

„Allerdings,“ erwiederte ich, indem ich mich bemühte, meine Ruhe zu behalten. „Ich beschuldigte Tomas Verduzco des Mordes eines jungen Mannes, den er den Tag vorher noch nicht kannte.“

„Wißt Ihr das gewiß?“ unterbrach mich der Fremde, indem er mir einen finsteren Blick zuwarf.

„Fragt diesen Menschen,“ antwortete ich, indem ich auf Planillas zeigte.

Bei diesen Worten sprang Planillas auf, als würde er von einer Feder emporgeschnellt; er schien seine ganze Dreistigkeit wieder gewonnen zu haben.

„Ich habe nie so etwas gesagt; aber kennt Ihr denn nicht den respectablen Caballero Verduzco?“ rief

er mit ironischer Miene, „daß Ihr in seiner Gegenwart so sprechen könnt?“

Ich betrachtete den Mann, der mir auf diese Weise bezeichnet wurde, als sähe ich ihn zum ersten Male. Meine Phantasie führte mir den blutigen Körper Don Jaime's vor die Augen, seinen Todeskampf, seine letzten Augenblicke und seine ganze schöne Zukunft, die von dem Dolche des vor mir sitzenden Mörders vernichtet worden war.

„Ihr seid also Don Tomas Verduzco...“

Ich konnte nicht weiter sprechen. Es ergriff mich eine Art Schwindel, und ohne selbst zu wissen, was ich thun wollte, griff ich nach einer meiner Pistolen. Beim Knacken des Hahnes, den ich spannte, erbleichte der Unbekannte, denn die Mexicaner der niedrigen Classe, die, ohne eine Miene zu verziehen, das Blitzen eines Dolchs ertragen, zittern vor dem Laufe eines Feuergewehrs in der Hand eines Europäers. Indessen rührte er sich nicht; Fuentes aber trat zwischen uns und sagte:

„Sachte, sachte, Sennor! Cascaras! versteht Ihr nicht besser die Sitten unseres Landes?“

„Dieser verwünschte Planillas ist immer zum Scherzen aufgelegt,“ sagte der Unbekannte mit erzwungenem Lachen; „aber die Idee, mich unter dem Namen des Don Tomas vorzustellen, ist doch wahrhaftig zu spaßhaft. Seid Ihr denn so sehr auf diesen Don Tomas erzürnt, Sennor?“

Meine Wuth kam mir jetzt lächerlich vor, und sie verschwand, wie durch einen Zauberschlag.

„Ich kenne ihn nicht," antwortete ich ein wenig verlegen, und indem ich meine Kaltblütigkeit wieder annahm; „ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß dieser Mann einen Einfluß auf meine Angelegenheiten gewonnen hat; aber um meiner Sicherheit willen, glaube ich ohne Schonung gegen solche Mörder verfahren zu müssen, wenn der Zufall sie mir in den Weg führt."

Der Unbekannte murmelte einige unverständliche Worte, ich aber glaubte durch diesen Vorfall eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, mich von meinem neuen Freunde Desiderio, dessen Gesellschaft mir lästig zu werden begann, losmachen zu können. Ich grüßte daher die noch etwas betroffene Gruppe, und gab meinem Pferde die Sporen; allein ich hatte Fuentes' Mäßigkeit nicht in Anschlag gebracht, denn ehe ich noch hundert Schritte fortgeritten war, holte er mich ein.

„Ich habe vielleicht Unrecht gethan," sagte er zu mir, „mich bei dieser Gelegenheit in's Mittel zu schlagen, und Euch abzuhalten, diesem Schurken mit dem verdächtigen Gesichte eine Kugel durch den Kopf zu jagen; denn nach dem feindseligen Blicke, den er Euch zuwarf, vermuthe ich, daß der erste Dolchstoß, den Ihr erhalten werdet, von ihm kommen wird."

„Glaubt Ihr?" erwiederte ich, ein wenig beunruhigt von dieser schlimmen Prophezeihung.

„Ich sehe es ein, daß ich mich von meiner ersten Aufwallung zu schnell habe hinreißen lassen," sagte Fuentes, indem er nachzudenken schien; bald aber besann er sich und fuhr fort:

„Wenn wir wieder umkehrten? vielleicht könntet Ihr die Sache wieder anfangen, wo Ihr sie gelassen habt, und dieses Mal werde ich Euch nöthigenfalls beistehen."

Das Bedauern, eine Gelegenheit zum Streit unbenutzt gelassen zu haben, sprach nur zu deutlich aus diesen Worten des ehrlichen Fuentes. Ich schlug daher in frostigem Tone seinen Beistand aus, worauf er mir erwiederte:

„Ihr wollt nicht? meinetwegen! Was kommt auch auf einen Dolchstich mehr oder weniger an? ich habe in meinem Leben drei bekommen und befinde mich deshalb nicht schlechter."

Ich glaubte diese Bemerkung, die mir meinen Führer in einem ziemlich ungünstigen Lichte erscheinen ließ, unbeantwortet lassen zu müssen, und schnitt seine weiteren Mittheilungen durch einige Fragen über das Bergwerk ab, dessen Gebäude sich immer deutlicher vor uns zeigten.

2.

Die erſten Arbeiten eines Bergwerks geſchehen unter freiem Himmel. Man begnügt ſich eine lange Zeit damit, das Erz aus der Erde hervorzuholen, indem man die Ader verfolgt; aber wenn man tiefer kommt, zeigen ſich zwei Hinderniſſe: die Förderung des Erzes wird koſtſpieliger, und man ſtößt bald auf Waſſer, das man bewältigen muß, will man nicht die ganze Arbeit zerſtört ſehen. Man gräbt dann einen ſenkrechten Schacht, den man durch einen horizontalen Gang, welcher plan oder cannon heißt, mit der Ader in Verbindung ſetzt. Sowie die Bergwerksarbeiten immer tiefer gehen, wird dieſer Schacht fortgeſetzt, und ſo communiciren oft mehrere horizontale Gänge mit dieſer Hauptarterie; zuweilen muß auch noch eine oder zwei andere gegraben werden. Dieſe Schachte und dieſe Gänge werden in den reichſten Minen oft durch unterirdiſche Arbeiten vermehrt, welche den Zweck haben, die Bewältigung der Waſſer und die Förderung des Erzes zu erleichtern. Zu dieſem Ende werden Maſchinen, malacates genannt, über der Oeffnung jedes Schachtes aufgeſtellt. Dieſe Maſchinen werden von acht bis neun Pferden in Bewegung geſetzt, und die Seile, welche ſich auf eine Welle abwechſelnd auf- und abrollen, fördern das Erz in Säcken von Aloeleinwand und das Waſſer in ungeheuren botas oder Schläuchen von Rinds-

haut zu Tage. Das Erz wird von Menschen und das Wasser durch ein Paternosterwerk unter den Förderschacht gebracht.

Außer dem Hauptschachte (tiro general) hat die Mine von Rayas noch zwei andere von geringerer Wichtigkeit, obgleich einer derselben fast dreihundert Varas oder zweihundertundvierundfunfzig Meter tief ist. Der Hauptschacht, welcher eben so wichtig durch seine Weite (11,02 Meter), als durch seine ungeheure Tiefe ist, denn er mißt nicht weniger als zwölfhundert Fuß, communicirt mit drei übereinanderliegenden Hauptgallerien, und diese Schachte und diese Gallerien bilden ein so riesenhaftes Werk, das man in keiner andern Mine findet. Der äußere Anblick dieses Bergwerks verräth jedoch nicht die im Innern herrschende ununterbrochene Thätigkeit. Hölzerne oder mit Ziegeln gedeckte Schuppen, die über den Malacates erbaut sind, oder den Arbeitern als Schutz dienen, einige unscheinbare Gebäude, welche den Vorstehern oder den Beamten als Wohnung dienen, einige weiße Häuser, die regellos auf den kleinen Anhöhen umher erbaut sind, lassen dem Besucher nicht ahnen, welche Wunder ihn hier erwarten.

Es war ohngefähr Mittag, als ich mit meinem Führer am Eingange des Stollens ankam, durch den wir in das Innere des Bergwerks eindringen sollten. Wir stiegen ab; ein Bergmann übernahm unsere Pferde und wir traten durch die Eingangsthür. Dies-

derio trug eine brennende Fackel in der Hand. Ich blieb mit einer gewissen Ehrfurcht einen Augenblick auf der Schwelle dieses ungeheuren Laboratoriums des menschlichen Reichthums stehen, aus welchem schon so viele Millionen in die europäische Circulation geflossen waren. Mein Führer mit den goldenen Tressen seines Mantels, welche beim Scheine der Fackel zwischen den Falten des Sammets herabzurieseln schienen, stellte ziemlich gut den strahlenden Genius dieses unterirdischen Reichs dar. Wir stiegen lange abwärts auf Stufen, von denen jede die Größe einer Terrasse hatte, indem wir mitten in der tiefen Finsterniß, welche der Schein der Fackel nur auf eine sehr geringe Entfernung durchdrang, eine Menge Krümmungen und Wendungen machten, und jeden Augenblick unsre Richtung veränderten und in eine andere Temperatur kamen, denn wir mußten abwechselnd auf- und absteigen. Nach einer Viertelstunde bemerkte ich in der Ferne einige sich bewegende Lichter, und bald darauf zeigten sich gigantische Schatten an den nassen Wänden. Ich ging immer weiter und kam endlich an eine Stelle, wo mehrere Gänge zusammentrafen, und welche die Frömmigkeit der Bergleute in eine Kapelle umgewandelt hatte. In der Mitte erhob sich ein bescheidener Altar, auf welchem einige Kerzen vor dem Bilde eines Heiligen brannten. Ein Mann kniete auf der Stufe und schien andächtig zu beten. Dies war das erste menschliche Wesen, das

ich seit meinem Eintritt in das Bergwerk erblickte. Mein Führer berührte meinen Arm.

„Seht diesen Mann,“ sagte er leise zu mir.

Der knieende Bergmann war völlig nackt, aber ohne den Schein der Fackel, welcher sein graues Haar und die Runzeln seines Gesichts erkennen ließ, hätte man nicht gesehen, daß er ein Mann war, der an der Schwelle des Greisenalters stand, denn seine muskulösen Glieder schienen noch die Kraft der Jugend zu besitzen.

„Was ist's?“ fragte ich Desiderio.

„Dieser Mann,“ antwortete er mir, „ist der Geschichte der abgeschnittenen Hand, die Ihr diesen Morgen so neugierig betrachtetet, nicht fremd, und obgleich ich diese Geschichte noch ein wenig besser kenne, als er, so wird sie Euch aus seinem Munde vielleicht interessanter sein, denn sein Sohn ist darein verwickelt gewesen.“

Ich glaubte abermals eine Gelegenheit gefunden zu haben, mir Desiderio vom Halse zu schaffen, indem ich äußerte, daß der Alte vielleicht gesprächiger sein würde, wenn er nur einen Zuhörer gehabt hätte. Allein diesmal war Desiderio über meine geheime Absicht nicht im Zweifel.

„Ich kann mich rühmen,“ sagte er zu mir, „daß ich weder streitsüchtig noch empfindlich bin; aber Eurer

Herrlichkeit scheint zu viel daran zu liegen, sich von Eurem treuen Diener zu befreien."

Ich beeilte mich, gegen diese Auslegung meiner Worte zu protestiren, und Fuentes schien sich zu beruhigen.

„Nun," sagte er in spöttischem Ton, „so will ich, um Euch angenehm zu sein, auf das Vergnügen verzichten, Euch als Führer in diesen unterirdischen Gängen zu dienen. Ich habe ohnehin erfahren, welche Komödie Planillas auf seinem todten Maulthiere spielte. Ihr könnt das Bergwerk, ohne mich, in Augenschein nehmen, und ich werde Euch erzählen, was ich über diesen Patron erfahren habe, wenn Ihr aus dem großen Schacht zu Tage kommt, denn, wenn Ihr Alles ansehen wollt, so müßt Ihr zuletzt mit dem Malacate wieder auf die Oberwelt kommen."

Es war mir so viel daran gelegen, Fuentes los zu werden, daß ich Alles versprach, was er verlangte, ohne das ironische Lächeln zu bemerken, mit welchem er meine Antwort aufnahm. In diesem Augenblick hatte der alte Bergmann sein Gebet beendigt. Fuentes wechselte einige leise Worte mit ihm, und entfernte sich dann mit raschen Schritten. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Sennor Caballero," sagte der alte Bergmann zu mir, „mein Kamerad Fuentes hat mir gesagt, daß Ihr aus meinem Munde die Geschichte meines Sohnes zu

hören wünschet, welcher der Stolz aller Bergleute gewesen ist. Dieser Wunsch ist eine große Ehre für mich, aber für den Augenblick kann ich ihn nicht befriedigen; ich muß die Mine anzünden, die ich gefüllt habe, und wenn ich in zwei Stunden noch am Leben bin, so stehe ich zu Euren Diensten, denn ich liebe die unerschrockenen Leute, welcher Nation sie auch angehören mögen."

„Wer hat Euch denn gesagt, daß ich unerschrocken bin?" fragte ich erstaunt.

„Caramba! ein Mensch, der zum ersten Male ein Bergwerk besucht, und, wie Fuentes sagt, nichts sehnlicher wünscht, als die gefährliche Auffahrt durch den tiro zu machen! Nun, wir werden zusammen ausfahren, und zugleich werde ich Euch meine Geschichte erzählen; erwartet mich also in zwei Stunden am Ende des letzten Stollens, beim großen Schachte."

Ich konnte ein so glänzendes Lob meines Muthes unmöglich zurückweisen; aber nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit sah ich mich verurtheilt, gegen meinen Willen eine unausweichliche und gefährliche Heldenthat auszuführen. Diese neue Unannehmlichkeit hatte ich abermals Fuentes zu verdanken. Indessen versprach ich dem Bergmann, mich pünktlich an der bezeichneten Stelle einzufinden, und als ich allein war, benutzte ich meine Freiheit, um mich mit der neuen Welt bekannt zu machen, in die ich mich versetzt sah. Ich hatte die Fackel in der Hand, die mir Desiderio gelassen hatte,

und leuchtete damit neugierig um mich her. Ueber mir sah ich ein Gewölbe von ungleicher Höhe, welches in den nackten Felsen gehauen war, und an dem einzelne glänzende Punkte wie Sterne flimmerten; hin und wieder war es mit starken Balken gestützt, an anderen Stellen aber hingen Zacken, gleich gothischen Zierrathen, herab und drohten, mir jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen. Ein helles Wasser, in dem sich die Flamme der Fackel brach, floß in einzelnen Faden an den unförmlichen Pfeilern herab, oder sickerte tropfenweis aus den Felsenspalten mit dem eintönigen Geräusch des Pendels einer Uhr. Vor mir öffneten sich finstere Gänge; das von dem Echo wiederholte Geräusch der Schritte erstarb unter den unabsehbaren Gewölben wie traurige Seufzen oder erstickte Klagen. Unbestimmte Lichter durchbrachen von Zeit zu Zeit diese beängstigende Finsterniß: es waren Bergleute, welche mit dem brennenden Lichte hinter dem Ohr hin- und hergingen, gleich den Gnomen der Märchen, die mit einer Flamme aus der Stirn die geheimnißvollen Schätze der Erde bewachen.

Ich ging mit aller nur möglichen Vorsicht weiter, denn da ich jetzt keinen Führer mehr in diesem Labyrinthe hatte, so wußte ich nicht, nach welcher Seite ich meinen Weg richten sollte. Bald hörte ich in der Ferne das dumpfe Klopfen der Spitzhacken, mit dem sich ein anderes unbestimmtes Geräusch vermischte, welches aus

der Tiefe zu kommen schien. Diese Töne, so undeutlich sie auch noch waren, reichten hin, daß ich mich ein wenig orientiren konnte. Seit meinem Eintritte in das Bergwerk hatte ich bis jetzt noch nichts als Communicationswege, die allen Seiten offen waren, und leere Gänge gesehen, und ich sehnte mich daher, endlich an den Ort zu kommen, den man labor nennt, das heißt die Stelle, wo die Silbererze abgebaut und ausgebeutet wird. Eine noch düstere Helligkeit deutete mir an, daß ich nicht mehr weit davon entfernt war, und ich erreichte bald die Mündung eines nicht sehr tiefen Schachtes, aus der ein hellerer Lichtschein drang. Man stieg auf einer Art Leiter hinab, die aus Balken gebildet war, die im Zickzack übereinander befestigt waren. Ich zögerte anfangs, mich den in die Balken gehauenen Einschnitten, welche als Stufen dienten, anzuvertrauen, indeß ermunhigte mich die geringe Tiefe des Schachtes; ich stieg hinab und gelangte wohlbehalten in den Raum, wo man beschäftigt war, das Silbererz auszubrechen. Es war ein schräglaufender Gang von ungefähr fünf Fuß Durchmesser und fünf- bis sechshundert Fuß Länge, der einen heißen Dampf ausströmte, gleich dem Krater eines Vulkans. Mitten unter der großen Anzahl von Bergleuten, welche zu beschäftigt waren, um mich zu bemerken, konnte ich das phantastische Schauspiel, das ich vor Augen hatte, mit Muße betrachten. Eine Menge langer, dünner Lichter, die an den Wän-

den angebracht waren, beleuchteten die Arbeiter, welche, gröſtentheils bis an die Hüften im Waſſer ſtehend, das Geſtein mit kräftigen Schlägen ihrer Barren losbiehen; Andere, die mit Säcken voll Erz beladen waren, deren Gewicht die nervigen Muskeln ihrer Arme und Schenkel hervortreten ließ, verloren ſich in der Ferne, während das an ihrem Kopfe befeſtigte Grubenlämpchen ihre braunen, von Schweiß triefenden Körper, und ihre langen, fliegenden Haare erleuchtete. Die gemeſſenen Schläge der Spitzhacken, das Geräuſch der abgehauenen, ins Waſſer fallenden Erzſtücke und die unaufhörlichen Zurufe der Arbeiter, welche von den Wänden in ſchneidenden Echo's wiederhallten, verurſachten einen wahrhaft betäubenden Lärm. Der röthliche Schein der Lichter, der ſich in dem Waſſer ſpiegelte, der Staub und Dampf, welche ſich in dem engen Raume zu einem dichten Nebel vereinigten, die kupferfarbigen Metalladern, die ſich, wie Epheuranken, an den Wänden in allen Richtungen durchſchlängelten: Alles trug dazu bei, die Seltſamkeit dieſes Schauſpieles zu erhöhen.

Nachdem ich es eine Zeitlang betrachtet hatte, beſchloß ich, mich nach dem unteren Stollen zu begeben, an deſſen äuſſerſtem Ende ich mit dem alten Bergmanne wieder zuſammentreffen ſollte. Die Ausfahrt, vor der ich mich bis jetzt ſo ſehr gefürchtet hatte, erſchien mir jetzt nicht mehr ſo außerordentlich gefährlich, da ſie mir die Mühe erſparen ſollte, den ganzen Raum, welchen

ich hinter mir gelassen hatte, noch einmal zu durchwandern. Ich bat einen der Bergleute, mich an die mir bezeichnete Stelle zu führen, denn ich fürchtete, mich in diesem Labyrinth von Gängen, die sich in allen Richtungen durchkreuzten, zu verirren; auch begann ich sehr lebhaft das Bedürfniß nach reinerer Luft zu fühlen, und ich folgte daher wohlgemuth meinem neuen Führer.

Wir stiegen noch lange immer tiefer, so daß meine Knie mehrere Mal nahe daran waren, zusammenzuknicken, und todtmüde erreichte ich endlich das Ende des letzten Stollens, der mit dem großen Schacht, dessen schwarzer, schauerlicher Rachen sich zu meinen Füßen öffnete, einen rechten Winkel bildete. Ich war der Erste auf dem verabredeten Platz; der alte Bergmann war noch nicht gekommen. Ein einziger Arbeiter, der gleichsam vergessen zu sein schien in diesen weiten Katakomben, war hier ganz allein mit einer gefahrvollen Arbeit beschäftigt. Es befand sich nämlich in geringer Entfernung ein anderer Schacht, der mit Wasser angefüllt war, das mittelst eines ungeheuren Schlauches, welcher an dem Seile des Malacate hing, herausgeschafft wurde. Jedesmal, wenn der Schlauch gefüllt war, wurde er, in Folge der rückgängigen Bewegung des auf der Erdoberfläche befindlichen unsichtbaren Göpelwerks emporgezogen; da dies mit außerordentlicher Gewalt geschah, so würde der Schlauch durch den heftigen Anstoß an die Wände des Schachtes zersprengt

worden sein, hätte nicht der Bergmann diesen Stoß geschwächt. Auf einer schmalen Fläche zwischen den beiden Schachten, und in einer beinahe vollkommenen Dunkelheit stehend, schlang er um das Tau ein doppeltes Seil, dessen Enden er festhielt; er wurde zwar mit einer fürchterlicher Geschwindigkeit bis unter den Hauptschacht mit fortgezogen, allein hier ließ er schnell das eine Ende des Seiles los und der Schlauch stieß nur leise an die Wand des Schachtes an. Ein einziger Fehltritt, eine Secunde Verspätigung beim Loslassen des Seiles konnte den Arbeiter in einen bodenlosen Abgrund stürzen. Mit einer schmerzlichen Theilnahme sah ich diesem Unglücklichen eine Zeit lang zu, der für einen kärglichen Lohn sein Leben jede Viertelstunde des Tags auf's Spiel setzte. Mitten in dieser Finsterniß und dieser schauerlichen Stille, fern von dem Geräusch der Welt, schien es mir, als sähe ich in ihm einen der Verdammten aus Dante's Hölle, der ohne Unterlaß sein fürchterliches Tagewerk vollbrachte.

Der Schlauch war jetzt viermal leer herabgekommen und eben so oft gefüllt wieder emporgestiegen, das heißt, es war eine volle Stunde verflossen und noch war mein Führer nicht gekommen. Ich gestehe, daß mir beim Anblick des ungeheuren Schachtes, den ich in seiner ganzen Länge emporsteigen mußte, ein wenig der Muth sank, und ich verzieh dem alten Bergmann seine Wortbrüchigkeit von ganzem Herzen; da erschien das

Tau des Malacate von Neuem in der Dunkelheit. Zu gleicher Zeit wurden die feuchten Wände von einem schwachen Lichtschimmer erfüllt und eine Stimme, deren Ton mir nicht unbekannt war, rief von oben herab:

„Holla, Freund! ist nicht ein fremder Herr bei Euch, der mich erwartet, um mit dem Tiro aufzufahren?“

Kaum hatte ich geantwortet, daß ich bereit sei, so fiel ein Packet zu meinen Füßen nieder. Ich löste den Strick, mit dem es zusammengeschnürt war: es enthielt eine Kutte und ein Paar Beinkleider von grober Leinwand, einen dicken Stock und eine Art Riemen, der aus Aloefasern geflochten war. Mit einem geheimen Entsetzen fragte ich mich, ob diese Kutte und dieses Beinkleid wohl genügend sein würden, einen zwölfhundert Fuß hohen Fall für mich unschädlich zu machen, den Gebrauch des Stockes und des Riemens aber konnte ich durchaus nicht errathen. Der Arbeiter, in dessen Gesellschaft ich mich noch befand, erklärte mir Alles. Die Leinwandkleider sollten mich vor dem Wasser schützen, das an mehreren Stellen des Schachtes wie ein feiner Regen aus dem Gestein drang, der Stock sollte in meinen Händen dazu dienen, bei den Schwankungen des Taues den Zusammenstoß meines Körpers mit den Felswänden zu verhindern, und der Riemen, mich an dem Taue des Malacate festzubinden.

„Beeilt Euch ein wenig," rief mein unsichtbarer Führer, „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Ich legte eiligst die für mich bestimmten Kleider an, zog das herabhängende Tauende an mich und nahm es zwischen die Beine. Der Arbeiter befestigte nun den Riemen daran, schlang ihn einigemal um meinen Leib und meine Schenkel, um mir einen möglichst bequemen Sitz zu verschaffen, verknüpfte sodann die beiden Enden sorgfältig an dem Taue und gab mir den Stock in die Hand. Kaum war dies geschehen, so fühlte ich mich durch eine unsichtbare Kraft emporgezogen und ich hing im Freien; ich drehte mich drei- oder viermal um mich selbst und als ich aus der Art von Betäubung erwachte, die mir diese plötzlichen Umdrehungen verursacht hatten, schwebte ich bereits über dem dunklen Abgrunde. Dicht über meinem Kopfe erblickte ich die Beine meines Führers, welche das Tau fest umklammerten. Obgleich er ein Licht bei sich hatte, so konnte ich doch nur unvollkommen seinen halbnackten Körper unterscheiden, der sich von Zeit zu Zeit auf den kupferfarbigen, flimmernden Seitenwänden abzeichnete. Nur die Worte des Bergmanns drangen deutlich vernehmbar an mein Ohr.

„Ich werde doch gut befestigt sein?" fragte ich ihn, da ich weder einen Knoten, noch eine sonstige Unebenheit an dem Taue bemerkte, durch welche das Abgleiten des Riemens verhindert werden konnte."

„O ja, ich glaube wohl," antwortete der Bergmann

mit der größten Ruhe, „mein Kamerad müßte denn ein wenig zerstreut gewesen sein; doch bliebe Euch dann immer noch das Rettungsmittel übrig, Euch mit den Händen am Taue festzuhalten.

Ich klammerte mich mit übermenschlicher Kraft an dem Taue an, das meine beiden Hände kaum umspannen konnten.

„Wie lange dauert die Auffahrt?“ fragte ich weiter.

„Gewöhnlich nur zwölf Minuten, die unsrige aber wird mindestens eine halbe Stunde dauern; dies ist eine besondere Gefälligkeit, die ich Euch erweise, damit Ihr mehr Zeit habt, die Merkwürdigkeiten des Bergwerks zu beobachten.“

„Ist bei diesen Fahrten noch nie ein Unglück geschehen?“

„O ja; ein Engländer, den man schlecht angebunden hatte, ist von der ganzen Höhe hinabgestürzt, und zwar so still und sanft, daß mein Kamerad, sein Führer, ihn nicht eher vermißte, als bis er am Eingange des Schachtes ankam.“

Ich hielt es für überflüssig, neue Fragen an meinen Begleiter zu richten. Als nach meiner Berechnung ohngefähr fünf Minuten seit dem Beginn der Auffahrt verflossen waren, wagte ich es endlich, einen Blick nach oben und unten zu werfen. Die Atmosphäre des Schachtes war in drei verschiedene Schichten getheilt. Zu meinen Füßen wurde das Schaudervolle des Abgrundes,

deſſen Tiefe das Auge nicht zu ermeſſen vermochte, noch durch die undurchdringliche Finſterniß verdoppelt; ein weißer, warmer Dampf ſtieg langſam kräuſelnd aus der dunklen Tiefe zu uns empor. Um mich her beleuchtete die Fackel des Führers mit ihrer rauchenden Flamme die grünlichen Wände. In der oberen Region ruhte eine Nebelſäule, welche durch die ungeheure Entfernung himmelblau gefärbt war, auf der hellen Zone, die uns umgab, und verbarg uns vollſtändig das Tageslicht, das nur ihren Gipfel beleuchtete. In dieſem Augenblick ſtand die Maſchine ſtill; die Pferde ſchöpften Odem; ich umklammerte von Neuem das Tau und ſchloß die Augen, um durch den Blick in die Tiefe nicht ſchwindelig zu werden.

„Dieſes Anhalten geſchieht um Euretwillen,“ ſagte der Führer zu mir; „ich habe nicht vergeſſen, daß ich Euch eine Geſchichte verſprochen habe, und ich will Zeit haben, ſie zu erzählen.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, begann der Bergmann eine Erzählung, deren ſchauerliche Details durch die Erinnerung an dieſe langſame, gefährliche Auffahrt nur noch tiefer in mein Gedächtniß gegraben wurden. Die Aufmerkſamkeit, welche ich dem Erzähler ſchenkte, gründete ſich beſonders auf die Unruhe, die mich in dieſem Augenblick um jeden Preis eine Zerſtreuung wünſchen ließ.

3.

„Ihr wißt vielleicht," begann der Bergmann, „daß auf dem Wege von San Miguel=el=Grande*) nach Dolores der Reisende gezwungen ist, den Rio Atotonilco zu passiren. In der Regenzeit ist dies nicht möglich, wenn man nicht mit den Fuhrten genau bekannt ist. Er hat an der Stelle, wo der Weg von San=Miguel darauf stößt, eine Breite von ohngefähr sechzig Varas. Die rasche Strömung, das dumpfe und imposante Brausen der gelblichen Wellen, welche sich zwischen den einsamen Ufern hindurchdrängen, sind ganz geeignet, um den Reisenden, der auf dieser Stelle den Rio Atotonilco überschreiten soll, mit einem unwillkürlichen Gefühl von Angst zu erfüllen. Auf dem jenseitigen Ufer dienen einige aus Zweigen geflochtene Hütten, die zur Hälfte in den Vertiefungen des Bodens verborgen sind, einer armen Bevölkerung zum Aufenthalte, welche fast nur von dem lebt, was ihnen der Fluß, wenn er vom Regen angeschwollen ist, einträgt. Die Bewohner dieser Hütten führen dann den Reisenden auf den ihnen be-

*) San Miguel=el=Grande ist eine kleine Stadt bei Guanajuato, berühmt durch ihre Manufacturen von zarapas, welche fast mit denen von Saltillo rivalisiren. Dolores ist ein Flecken, welcher noch berühmter deshalb ist, weil er die Wiege der mexicanischen Unabhängigkeit war.

kannten Stellen von einem Ufer zum andern. Beim Anblick dieſer armen, halbnackten Menſchen, welche am Ufer auf- und abwandern und ſich in's Waſſer ſtürzen, hat ſchon Mancher, der über den Fluß gehen wollte, dieſen Vorſatz wieder aufgegeben und iſt umgekehrt. Ein trauriges Ereigniß beweiſ't in der That, daß man Anſtand nehmen muß, ſich dieſen Leuten anzuvertrauen, denen vielleicht die Hoffnung auf eine geringe Bezahlung nicht genügt. Vor einigen Jahren war ein ehemaliger Bergmann von Zacatecas, den ein Verdruß mit der Juſtiz gezwungen hatte, die Provinz zu verlaſſen, hierher gekommen, um das Gewerbe eines Fährmanns über den Atotonilco zu treiben. Dieſer Mann, den ſeine herkuliſche Kraft und ſeine Roheit gefährlich machten, war dafür bekannt, daß er eine ganz beſonders unglückliche Hand hatte. Schon ein- oder zweimal waren die Perſonen, die er übergeführt hatte, in der größten Gefahr geweſen, zu ertrinken. Eines Abends endlich, bei ſtürmiſchem Wetter, als er ſich allein glaubte und einen Reiſenden am entgegengeſetzten Ufer erblickte, ging er hinüber, um ihm ſeine Dienſte anzubieten. Er wurde von einem ſeiner Kameraden beobachtet, welcher die nämliche Abſicht gehabt hatte, da er aber ſah, daß jener ihm zuvorkam, in dem Weidengebüſch verborgen blieb. Nachdem der erwähnte Fährmann durch den Fluß gegangen war, trat er bald den Rückweg an, das Pferd mit dem Fremden am Zügel führend. Als er in der

Mitte des Flusses war, sprang er hinter dem Reiter auf, und nach wenigen Augenblicken hörte man das Geräusch eines in das Wasser fallenden Körpers. Nur einer der beiden Reiter war im Sattel geblieben und man sah, daß er in ziemlicher Entfernung von den Hütten an's Ufer kam und bald darauf im Nebel verschwand. Der Zeuge dieses Verbrechens war ein junger Mann, den Jener einige Tage vorher gemißhandelt hatte und der seitdem eine Gelegenheit suchte, sich an ihm zu rächen. Diese Gelegenheit schien er jetzt gefunden zu haben; er sprang in's Wasser, schwamm dem von dem Strome fortgerissenen Fremden nach und es gelang ihm endlich, einen Körper an das jenseitige Ufer zu bringen, den er an seiner Tonsur und an seiner Kleidung als einen Priester erkannte. Aber im nächsten Augenblick fiel er, in Folge der Anstrengung, in Ohnmacht. Als er die Augen wieder aufschlug, war es schon heller Tag und der Körper des Priesters war verschwunden, indem er wahrscheinlich von mitleidigen Vorübergehenden mitgenommen worden war. Der junge Mann unterließ demungeachtet nicht, den Vorfall im Dorfe anzuzeigen; aber die angestellten Verfolgungen gegen den Fährmann blieben ohne Erfolg, denn der Bösewicht hatte sich natürlich gehütet, in der Gegend zu bleiben."

Mein Führer unterbrach sich hier. Als wären wir in die Wolkenregionen gekommen, verwandelte sich der unfühlbare Nebel, den wir unter unseren Füßen zurück-

fließen, unmerklich in einen feinen, durchdringenden Regen. Das Zerstieben der Wassertropfen bewies mir, in welcher ungeheuern Höhe über uns sie aus dem Felsenschwibbogen und welchen Weg wir also noch zurückzulegen hatten. Der zu Tropfen verdichtete Dampf rieselte an dem braunen Körper des Bergmanns herab und kniſterte in der Flamme der Fackel. Die Maſchine ſtand abermals ſtill und ich fühlte einen Schwindel, wie beim Schwanken des Schiffes, wo es iſt, als ob das Verdeck unter den Füßen ſchwände. Eine kurze, aber fürchterliche Angſt kam noch hinzu, denn ich glaubte zu fühlen, daß der Riemen, der mich an dem Taue feſthielt, plötzlich losgegangen ſei, und es überfiel mich ein unwillkürlicher Schauder.

„Gleitet Ihr vielleicht?“ rief der Bergmann; aber ſchon im nächſten Augenblicke ſchien er beruhigt zu ſein, da er einen Blick nach mir geworfen und geſehen hatte, daß ich mich noch in der nämlichen Entfernung von ihm befand. Er fuhr daher mit ſeiner unerſchütterlichen Redſeligkeit fort:

„Kurze Zeit nach dem Verſchwinden des Fährmanns, über den ſich bald die abenteuerlichſten Gerüchte verbreiteten, wurde in Rayas, das ungefähr zehn Stunden vom Rio Atotonilco entfernt liegt, ein Bergmann angenommen, welcher ſagte, er habe ſein Gewerbe im Staate Sinaloa erlernt, und deſſen heitere Laune und Gefälligkeit (denn er ſchien noch andere Hülfsquellen,

als seinen Tagelohn zu haben) ihm bald die Freundschaft aller seiner Kameraden gewannen. Meinen Sohn Felipe schien er am meisten auszuzeichnen, obgleich zwischen ihm und Osorio, dies war der Name des neuen Bergmanns, eine große Verschiedenheit im Alter und Charakter stattfand. Felipe war ein tüchtiger Arbeiter, eifersüchtig auf den guten Ruf, den er sich erworben hatte, und stolz, wie ein Bergmann sein muß; denn wir bedürfen nicht, wie Andere, der alten Privilegien, um uns auszuzeichnen; jeder, der unser Gewerbe betreibt, ist schon von Rechtswegen geadelt. Osorio dagegen, welcher doppelt so alt war, als Felipe, schien nur ungern zu arbeiten und brachte die meiste Zeit damit zu, auf seiner Guitarre zu kratzen oder Ungehorsam gegen die mandones (Aufseher) zu predigen. Demungeachtet würde ihre Freundschaft wahrscheinlich noch lange gedauert haben, hätten sich nicht Beide zugleich in ein Mädchen verliebt. Dies war trotz, ihrer Freundschaft, das erste Mal, daß sie eines Sinnes waren. Indessen fuhren sie, obgleich einige Zwistigkeiten vorfielen, Beide fort, dem Mädchen den Hof zu machen, welche zwar meinen Sohn Felipe liebte, aber zugleich am Guitarrespiel und an der fröhlichen Laune Osorio's Gefallen fand. Durch die häufige Abwesenheit des Letzteren gewann jedoch sein Nebenbuhler einen Vorrang. Ich muß bemerken, daß sich während einer solchen Abwesenheit Osorio's das Gerücht verbreitete, daß die Thüren der Hauptkirche von

Guanajuato erbrochen und eine Monstranz von massivem Golde, mit Edelsteinen besetzt, gestohlen worden war. Man stellte vergebliche Nachforschungen an, um den Urheber dieses Kirchenraubs zu entdecken, welcher die Geistlichkeit der Stadt in die größte Bestürzung versetzte. Während Osorio's Abwesenheit hatte Felipe endlich, wie ich schon sagte, den ersten Platz im Herzen des Mädchens erlangt, um die Beide sich bewarben. Die Eltern entschlossen sich, sie Felipe zur Frau zu geben, was zugleich das beste Mittel war, den Zwistigkeiten der beiden Nebenbuhler ein Ende zu machen und selbst ruhig zu werden. Es wurde festgesetzt, daß die Hochzeit bald stattfinden sollte, und die Freunde der beiden Familien kamen bei dem Mädchen zusammen, um sie zu feiern. Branntwein und Pulque waren hinlänglich vorhanden, und die Musik erheiterte alle Anwesenden noch mehr. Aber leider wurde das Fest durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Ein Mann trat plötzlich mitten unter die Gesellschaft und dieser Mann war — Osorio. Man kannte seine Heftigkeit und sein Erscheinen verursachte daher allgemeine Bestürzung. Felipe allein erwartete ruhig, das Messer in der Hand, den Angriff seines Nebenbuhlers; allein dieser führte nicht einmal die Hand nach dem Gürtel, sondern entschuldigte sich nur, daß er so spät komme, nahm dann die Guitarre eines der Musikanten, setzte sich auf ein Pulquefäßchen und begann einen den Umständen angemessenen Bolero

zu singen. Dieser unvermuthete Ausgang verursachte anfangs eine allgemeine Ueberraschung und dann eine Verdoppelung der Fröhlichkeit. Das einen Augenblick unterbrochene Fest wurde immer lärmender und man wunnte sich mit dem Versprechen, über acht Tage wieder zusammenzukommen."

Hier rief eine abermalige Pause des Erzählers mir das Peinliche meiner Lage in's Gedächtniß zurück. Wir näherten uns unmerklich der Mündung des Tiro, was ich aus der etwas lichteren Färbung der über uns lagernden Nebelschicht schloß; je höher wir aber kamen, desto undurchdringlicher wurde die Finsterniß des Abgrundes.

„Wißt Ihr, in welcher Höhe Ihr Euch jetzt befindet?" rief mein Führer. „Fünf und ein halb mal so hoch, als die Thürme der Kathedrale von Mexico."

Und wahrscheinlich, um mir die geäußerte Genauigkeit seiner Angabe zu beweisen, zog er ein Bündel Werg aus dem Gürtel und zündete es an seiner Fackel an. Ich konnte mich nicht enthalten, mit starrem Blicke dem langsam hinabsteigenden Feuerballe nachzusehen, der allmälig immer kleiner wurde und bald nur noch wie einer der matten Fixsterne erschien, deren Licht kaum bis zur Erde gelangt. Die Stimme des in seiner Erzählung fortfahrenden Bergmanns lenkte meine Aufmerksamkeit von diesem schauerlichen Anblicke ab.

„Von dem Tage an," begann mein Führer wieder, „an welchem Osorio so unerwartet auf Felipe's Hochzeit erschien, wurden dem jungen Manne von einer unsichtbaren Hand tausend verschiedene Schlingen gelegt. Gleich am folgenden Tage platzte dicht in seiner Nähe eine Pulvermine und überschüttete ihn mit Felsstücken. Ein andermal zerriß das Seil, an welchem er hing, in einer ziemlich großen Entfernung von dem Boden des Stollens. Da aber alle diese Versuche scheiterten, so richtete man die gegen sein Leben vergeblich angewendeten Bemühungen gegen seine Ehre. Es kamen unbestimmte Gerüchte in Umlauf, welche den armen Felipe als den ruchlosen Dieb der Monstranz bezeichneten, und es dauerte lange, ehe er in seinem ehemaligen Freunde den Anstifter dieser Ränke erkannte. Er würde vielleicht nie vollkommen darüber aufgeklärt worden sein, hätte ihm nicht ein seit Kurzem angestellter junger Bergmann, der Osorio fortwährend genau beobachtete, über dessen schändliches Treiben die Augen geöffnet. Felipe beschloß, sich zu rächen. Den Tag vor demjenigen, an welchem die Trauung stattfinden sollte (denn dies Alles hatte sich im Laufe einer Woche ereignet), begegneten sich Osorio und Felipe in einem der unterirdischen Gänge von Mayas. Felipe warf Osorio seine Treulosigkeit vor, dieser antwortete ihm mit beleidigenden Schimpfreden, und Beide griffen nach dem Dolche. Sie waren allein und Beide nackt; ihre

frazada war ihr einziges Schild. Osorio war stärker, Felipe dagegen gewandter, der Ausgang des Kampfes daher sehr ungewiß. Plötzlich erschien der junge Bergmann, von dem ich eben sprach, und warf sich zwischen die beiden Gegner.

„Wenn Ihr mir erlaubt," sagte er zu Felipe, „so werde ich diesen Kirchenräuber züchtigen, denn ich habe frühere Rechte auf ihn, als Ihr."

Osorio stürzte sich zähneknirrschend auf den jungen Bergmann, der sich tapfer zur Wehr setzte. Die beiden Feinde wickelten ihre frazadas um den linken Arm und der Kampf begann beim Scheine der Fackel Felipe's, der seine Rolle als Kämpfer so unerwartet in die eines Zuschauers verwandelt sah. Der Kampf würde vielleicht sehr lange gedauert haben, hätte sich nicht der junge Bergmann einer List bedient. Er kauerte sich so zusammen, daß die Decke, in welche sein linker Arm gehüllt war, den Fußboden berührte. Dann nahm er das Messer hinter dem Schleier, der seine Bewegungen verbarg, in die andere Hand und brachte seinem Gegner einen wohlberechneten Stoß bei. Osorio fiel. Ueber und über mit Blut bedeckt wurde er in einem costal*) durch den großen Schacht emporgezogen. Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblicke ein padre bei der Mine vorüberging, und man ersuchte ihn, die

*) Ein Sack von Leinwand aus Aloefasern.

Beichte des Verwundeten anzuhören. Aber kaum hatten der Prieſter und der Sterbende einander erblickt, ſo entſchlüpfte dem Erſteren ein Schrei des Entſetzens. Der Geiſtliche hatte in dem verſcheidenden Bergmanne den Fährmann des Rio Atotolnilco erkannt, und auch Oſorio erkannte in ihm den Mann, den er zu ertränken geglaubt hatte, der aber durch ein Wunder dem faſt gewiſſen Tode entronnen war. Jetzt gelang es den Nachforſchungen der Juſtiz ſehr bald, eine Menge Geheimniſſe aufzuklären. Der Fährmann des Rio Atotolnico, der Kirchenräuber, der Bergmann von Zacatecas und der von Rayas waren eine und die nämliche Perſon. Die garrota rächte die Verbrechen dieſes Elenden, und ſeine Hand iſt gegenwärtig an eine Mauer am Marktplatze von Guanajuato genagelt zu ſehen. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, Euch zu erzählen, was mit Felipe geſchah. Die merkwürdige Wiedererkennungsſcene zwiſchen dem Opfer und dem Mörder machte natürlich allgemeines Aufſehen, und ſchon nach wenigen Stunden erſchienen ein halbes Dutzend Alguazils, um den Bergmann, welcher Oſorio tödtlich verwundet hatte, zu verhaften. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Felipe an dieſem Tage früher, als gewöhnlich, aufgehört hatte, zu arbeiten. Ich weiß nicht, durch welches unglückliche Mißverſtändniß er als Oſorio's Mörder bezeichnet worden war, vielleicht war es eine letzte Schändlichkeit dieſes Böſewichts; kurz, die Alguazils kamen, um ihn zu

verhaften. Der junge Bergmann hatte sich bereits aus dem Staube gemacht, und ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, daß dieser Todfeind Osorio's der Nämliche war, den der Fährmann früher einmal gemißhandelt und welcher das an den Ufern des Rio Atotolnilco begangene Verbrechen mit angesehen hatte. Wäre Felipe unter der Erde geblieben, so würden die Alguazils nicht gewagt haben, ihn in den Gängen des Bergwerks aufzusuchen, denn die Bergleute hätten einen solchen Angriff auf ihre fueros nicht gelitten. Aber die Alguazils bemerkten den unglücklichen jungen Mann in einem der Höfe, welche zwischen den Hüttengebäuden liegen und machten sich sogleich an seine Verfolgung. Felipe sah, daß er verloren war, aber er wollte wenigstens als würdiger Bergmann sterben und ohne durch die Berührung eines Alguazil entehrt worden zu sein. Sobald er daher obenlos an dem großen Schachte angekommen war, in welchem wir uns befinden, rief er aus:

„Ich will mich nicht wie ein ehrloser Lepero beschimpfen lassen; ein Bergmann ist mehr als ein Mensch, er ist das Lieblingswerkzeug Gottes!“

„Und mit funkelnden Augen und todtenbleichem Gesicht sprang er mit einem Satze über das Geländer des Schachtes und verschwand in dem Abgrunde, der sich zu Euren Füßen öffnet.“

Mein Führer schwieg; seine Fackel war dem Verlöschen nahe und schon bemerkte ich in der Höhe des

Schachtes das Tageslicht, das allmälig durch den über uns befindlichen Nebelschleier dämmerte. Der furchtbare Eindruck, den die vernommene Erzählung auf mich hervorbrachte, war noch nicht von mir gewichen, als der Bergmann plötzlich mit schneidender Stimme, die mir durch Mark und Bein drang, ausrief:

„Es sind jetzt bald zehn Jahre her, daß Felipe sich hinabgestürzt hat. So manches Mal bin ich seitdem in dem Schachte, der ihn verschlungen hat, aufgefahren, und nie, ohne ein fast unwiderstehliches Verlangen zu fühlen, das Tau durchzuschneiden.“

Zugleich schwang der Unsinnige ein furchtbares Messer, als hätte er sich darauf vorbereitet, seine gräßliche Drohung auszuführen. Ich wollte um Hülfe rufen, aber das Entsetzen erstickte meine Stimme, selbst meine Hände versagten mir den Dienst, das Tau zu umklammern. Was hätte es mir auch genützt? das Tau sollte ja hoch über meinem Kopfe durchschnitten werden! Ich warf einen schmerzlichen Blick auf das bleiche Tageslicht, welches die grünlichen Wände des Schachtes beleuchtete, ich lauschte auf das ferne Geräusch, welches mir verkündete, daß wir uns der Außenwelt immermehr näherten. Wie schön kam mir dies matte Tageslicht vor! wie harmonisch klang das dumpfe Geräusch in meinen Ohren! In diesem Augenblick ertönte ein unterirdischer Donner zu meinen Füßen, das Bergwerk schien aus allen seinen Schlünden, wie ein

speiender Vulkan zu brüllen. Die zurückgedrängte Luft fing sich in der ungeheuren Röhre, ein gewaltiger Windstoß bog das Tau wie einen Seidenfaden und schüttelte uns mit einer solchen Kraft, daß wir heftig an die Wände des Schachtes anstießen. Die Fackel erlosch, doch hatte ich noch Zeit, das fürchterliche Messer den Händen des Bergmanns entfallen und wirbelnd in der Tiefe verschwinden zu sehen.

„Cascaras! ein nagelneues Messer für zwei Piaster!“ rief eine Stimme, die ich jetzt deutlich als die Stimme Desiderio's erkannte. Ich hatte diesen Namen kaum ausgesprochen, so erschallte ein lautes Gelächter über meinem Kopfe. Es war in der That kein Anderer, als Fuentes, der mir als Führer gedient und als vollendeter Schauspieler die Rolle des alten Bergmanns durchgeführt hatte. Meine eifrigen Bemühungen, mich von ihm zu trennen, hatten ihn gekränkt, und diese Mystification war seine Rache.

„Wißt Ihr wohl, Sennor Caballero,“ sprach er weiter, „daß es nicht leicht ist, Euch Furcht einzujagen? In einer Lage, die dem Beherztesten ein lautes Angstgeschrei ausgepreßt haben würde, habt Ihr es nicht einmal der Mühe werth gehalten, um Hülfe zu rufen.“

„Ja, so bin ich einmal,“ erwiederte ich mit einer Keckheit, vor welcher er sich als besiegt anerkennen

mußte; „Ihr seht, daß Eure lächerlichen Bemühungen vergeblich gewesen sind.“

Der Malacate stand wieder still, und zwar zum letzten Male; unsre Ausfahrt war, Gott sei Dank, zu Ende. Desiderio wurde zuerst losgebunden und ich wartete in einer fieberhaften Angst, bis die Reihe auch an mich kam. Als der Riemen, mit dem ich an das Tau befestigt war, losgeknüpft wurde, mußte ich meine ganze Energie aufbieten, um nicht ohnmächtig zu werden, denn ich fühlte, daß meine Kräfte erschöpft waren. Mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl betrat ich endlich den Erdboden wieder; noch nie war mir die Sonne so schön und glänzend erschienen, als an diesem Tage.

In der Zwischenzeit bis zu dem Augenblicke, wo uns auf Desiderio's Befehl unsere Pferde wieder vorgeführt wurden, beobachtete dieser, während er sein prunkvolles Kostüm wieder anzog, das er zur bessern Durchführung seiner Rolle abgelegt hatte, ein Stillschweigen, das ich durchaus nicht geneigt war, zu unterbrechen. Ich war schon mit einem Fuße im Steigbügel, als ein Greis auf mich zukam, unter dessen prächtiger Kleidung ich Mühe hatte, den alten Bergmann zu erkennen, den ich nackend am Fuße des Altars hatte auf den Knien liegen sehen.

„Ihr werdet mir verzeihen, daß ich Euch nicht Wort gehalten habe,“ sagte er zu mir; „aber die Pflicht

welche ich zu erfüllen hatte, hielt mich länger auf, als ich anfangs glaubte. Ohne Zweifel habt Ihr vor ohngefähr einer halben Stunde die Explosion der Mine gehört?“

„Allerdings,“ erwiederte ich, „auch hat man mir eine schauderhafte Geschichte erzählt.“

„Das ist mir lieb,“ versetzte der greiſs Bergmann, indem er sich stolz in die Brust warf, „dann könnt Ihr in Eurer Heimath erzählen, daß die Bergleute eine bevorzugte Menschenklasse sind und daß ihnen der Tod lieber ist, als Entehrung.“

Ich hatte die Goldsucher des Sonoraſtaates gesehen und den Ausdruck von Vornehmheit in ihren Zügen bewundert, denn in der Wüſte erscheint uns Alles in großartigeren Propositionen; allein in den Städten verlor der Bergmannstypus in meinen Augen viel an seinem Zauber. Der phantaſtische und räthselhafte Charakter Fuentes' und die Unmoralität Planillas' hatten diese Enttäuschung hervorgebracht. Während die vernommene Erzählung meine Begriffe von einer eigenthümlichen Menschenclaſſe vervollſtändigte, bewies sie mir zugleich, daß die Race des Bergmanns noch nicht gänzlich ausgeartet war: Die Laſterhaftigkeit Planillas' und die Wunderlichkeiten Fuentes' verschwanden wie die Schatten eines Gemäldes vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt des stoiſchen Greiſes, der mir so stolze Worte

des Abſchiedes geſagt hatte, und ich vergaß Oſorio, um nur noch an Felipe zu denken.

4.

Ich glaubte, der Augenblick ſei endlich gekommen, mich von Fuentes zu trennen, gegen den ich einen um ſo tieferen Groll hegte, als meine Eitelkeit mir befahl, ihm denſelben zu verbergen. Allein ich ſah mich abermals getäuſcht.

„Reitet Ihr nicht nach der Stadt zurück?“ ſagte er zu mir. „Ich will auch hin und ich hoffe, Ihr werdet erlauben, daß ich Euch begleite.“

Wir brachen auf. Die Sonne begann zu ſinken und es war zweifelhaft, ob wir Guanajuato vor Einbruch der Nacht erreichen würden. Auf dem ganzen Wege hörte Deſiderio nicht auf, mir die Vorzüglichkeit ſeines Gewerbes und die Thaten der Bergleute zu rühmen; aber diesmal beobachtete ich ein hartnäckiges Stillſchweigen und verwünſchte im Geiſte den Ueberläſtigen, von dem ich mich nicht befreien konnte. Plötzlich hielt Fuentes inne, ſchlug ſich vor die Stirn und rief aus:

„Voto al demonio! ſeit zwei Stunden habe ich mit keinem Odemzuge wieder an den armen Teufel gedacht! Es ſollte mich nicht wundern, wenn er geſtorben wäre, ohne meine Rückkunft abzuwarten.“

„Von wem sprecht Ihr denn?“

„Nun, von wem anders, als dem armen Planillas?“

Im nämlichen Augenblicke setzte Fuentes sein Pferd in Galopp, und obgleich dies eine günstige Gelegenheit war, mich seiner zu entledigen, so trieb mich dennoch die Neugierde an, ihm zu folgen. Als wir in die Nähe der Stelle kamen, wo wir Planillas auf dem Leichname seines Maulthieres, dessen Verlust er so schmerzlich beklagte, sitzend angetroffen hatten, hielt Desiderio an, und machte eine Geberde des Erstaunens. Als ich ihn eingeholt hatte, sagte ich zu ihm:

„Ich sehe ja Niemanden?“

„Ich auch nicht, und das wundert mich eben. Es ist ihm wahrscheinlich zu langweilig geworden, mich zu erwarten; das ist nicht recht von ihm, und ein andermal werde ich ihm nicht glauben. Vielleicht hat ihn auch ein mitleidiger Vorübergehender mit sich genommen, denn er hatte vortreffliche Gründe, mich bis zum Tage des jüngsten Gerichts hier zu erwarten.“

„Aber, was mag ihm begegnet sein?“

„Seht dort,“ erwiederte Fuentes, indem er mir einige Schritte vor uns einen großen Blutfleck auf dem Fußboden, und ein Stück weiter das todte Maulthier zeigte, das schon eine Menge Geier umschwärmten. Der Bergmann setzte noch hinzu, daß er, nachdem er mich verlassen gehabt hatte, wieder umgekehrt

ſei, um gewiſſe Vermuthungen aufzuklären, zu denen ihn die bekannte Moralität Planillas', veranlaßt hatte. Da er aber weder ihn, noch ſein todtes Maulthier mehr an dem Orte gefunden, wo er ſie verlaſſen hatte, ſo war er ihrer Spur gefolgt, und hatte den armen Florencio an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, in ſeinem Blute ſchwimmend gefunden. Er hatte dann die ganze Wahrheit aus dem Munde des Sterbenden vernommen. Das Maulthier, welches Florencio und ſein Gefährte an eine einſame Stelle geſchleppt hatten, war allerdings in der Hacienda de Platos geſtorben, allein Florencio hatte es bis zu dieſem Tage noch nie geſehen, und der Grund ſeiner zärtlichen Theilnahme war folgender. Der Leib des Thieres enthielt nämlich den Ertrag eines bedeutenden Diebſtahles in Silberbarren, welche Planillas darin verhangen hatte, um der gewöhnlichen Durchſuchung des Aufſehers zu entgehen. Die Liſt war gelungen, aber in dem Augenblicke, als die beiden Verbrecher den Raub unter ſich theilen wollten, waren ſie einander in die Haare gerathen und das Reſultat dieſes Streites war, daß Planillas, auf ſeinen Antheil verzichten mußte, nachdem er zwei Meſſerſtiche erhalten hatte, die ihn zu Boden ſtreckten.

„Das Uebrige werdet Ihr errathen," fuhr Deſiderio fort. „Ich konnte mich anfangs nicht enthalten, ihn wegen ſeines traurigen Zuſtandes zu bemitleiden, und ich verließ ihn mit dem Verſprechen, ihm Hülfe zu

senden; dann habe ich, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, gar nicht mehr an den armen Manillas gedacht."

Fuentes hatte Recht, sich dieser letzten Regung nicht zu rühmen; ich hatte in Mexico schon so viel Beispiele dieser Gleichgiltigkeit gegen ein Menschenleben gesehen, um mich nicht darüber zu wundern. Traurig kam ich nach Guanajuato zurück, noch immer von Fuentes begleitet, welcher nicht unterließ, mich bei dem kleinen Wetterdache anhalten zu lassen, unter dem die Hand des Kirchenräubers angenagelt war. Der Anblick dieses Denkmals, einer barbarischen Justiz erinnerte mich an eine Unwahrscheinlichkeit in der Erzählung des Bergmanns.

„Wenn ich recht gehört habe," sagte ich zu ihm, „so sind von den drei Personen, welche dem Kampfe zwischen Osorio und dem jungen Bergmanne beiwohnten, zwei gestorben, ohne daß sie etwas davon haben erzählen können, und der Dritte ist entflohen. Wie habt Ihr also alle diese Einzelnheiten erfahren?"

„Auf eine ganz einfache Art," erwiederte Fuentes; „ich hatte vergessen, Euch zu sagen, daß ich es selbst war, der Osorio getödtet hat, und daß ich Zeuge der nächtlichen Scene am Rio Arotonilco gewesen war. Glaubt deshalb aber nicht, Senor Caballero, daß ich ein feiger Raufbold bin, wie dieser Don Tomas, der mit so großem Rechte den Beinamen Verdugo erhalten hat. Ich habe zwar in meinem Leben mehr, als einen

Dolchstoß ausgetheilt, aber in Mexico muß man sich selbst ein wenig Recht zu schaffen wissen. Seid Ihr nicht heute im Begriff gewesen, einen Menschen zu tödten? und könnt Ihr sagen, daß nicht ein solcher Augenblick wieder kommen wird, wenn Ihr jemals mit dem, den Ihr diesen Morgen vor den Kopf schießen wolltet, wieder zusammentrafet?“

Ich erschrak über diese nachdrückliche Bemerkung, welche mich deutlich an die Gefahr erinnerte, die ich lief, wenn ich länger in Guanajuato blieb. Der Mann, gegen den ich diesen Morgen eine Todesdrohung ausgestoßen hatte, war, wie ich nicht mehr zweifeln konnte, der Mörder Don Jaime's. Man wird einsehen, daß ich nicht ohne eine gewisse Beruhigung, die Thür meines Gasthofes wieder erblickte.

„Also hier seid Ihr abgestiegen?“ sagte Fuentes, indem er mir die Hand drückte. „Es ist mir lieb, daß ich es weiß; ich werde Euch morgen abholen, und wir können wieder den Tag miteinander zubringen.“

„Gut, auf Wiedersehen also,“ erwiederte ich.

Wir trennten uns, und ich trat in den Gasthof. Mein Diener Cecilio erwartete mich wenigstens mit ebensoviel Unruhe, als Neugierde. Seit langer Zeit war er durch die Umstände in alle meine Lebensverhältnisse eingeweiht worden, aber selten hatte er mir in ein Labyrinth unangenehmerer Ueberraschungen zu folgen gehabt. Ich unterbrach seine Fragen, indem ich ihm den

Befehl gab, unſere Pferde um Mitternacht zu ſatteln, denn ich wünſchte nichts ſehnlicher, als dem Zuſammentreffen mit Fuentes, und beſonders den Fallſtricken des Don Tomas zu entgehen.

„Wir werden jetzt ſtets in der Nacht reiſen,“ ſagte ich zu ihm; „das iſt der Geſundheit zuträglicher.“

Wenn ich des Nachts reiſ'te und den Tag über ſchlief, ſo hoffte ich mit Grund, allen Verfolgungen zu entgehen. Indeſſen wurde ich, da mir nichts begegnete, nach und nach wieder dreiſter, und kehrte zu meiner gewöhnlichen Lebensweiſe zurück, ſo daß es Nachmittag war, als ich die Venta von Arroya-Zarco erreichte, das heißt, nachdem ich die ganze Nacht in San Juan bei Rio geſchlafen hatten, und faſt den ganzen Tag geritten war. Während dieſes letzten Theils einer Reiſe, die ſich nun ihrem Ende näherte, drängten ſich meinem Geiſte eine Menge traurige Erinnerungen auf. In der Ebene, in der Venta rief mir Alles die Anweſenheit Don Jaime's zurück. Während ich an dieſes junge, ſchon ſo früh vernichtete Leben dachte, kam ich, faſt ohne es zu wiſſen, an die nämliche Stelle, wo ich ihn traurig neben ſeinem Feuer gefunden hatte. Was war von allen dieſen Träumen von Liebe und Glück übrig geblieben? Ein Leichnam, welcher hundert Meilen von hier begraben lag, und vor meinen Augen einige umherliegende Kohlen, eine geſchwärzte Stelle des Erdbodens und ein wenig erkaltete Aſche, die der Wind über die

Ebene hintrieb. Als es Zeit zum Abendeſſen war, wollte ich einige Zerſtreuungen, wenn auch nicht an der gemeinſchaftlichen Speiſetafel, doch wenigſtens in dem Gaſtzimmer ſuchen, in welchem alle Reiſenden, deren Anzahl an dieſem Tage bedeutend war, ihre Mahlzeit einnahmen. Es war, wie vor vierzehn Tagen, eine aus allen Claſſen der mexicaniſchen Bevölkerung zuſammengewürfelte Geſellſchaft, aber ich hatte nicht, wie damals, ein Ziel zu verfolgen, und ſetzte mich daher in einen Winkel, nachdem ich nur einen flüchtigen Blick um mich her geworfen hatte. Ich war ſeit einigen Minuten in trübe Gedanken über die oft ſo peinliche Iſolirung verſunken, welche den Fremden in den von den Nachkommen der Spanier bewohnten Ländern erwartet, als die kreiſchende Stimme der Wirthin faſt neben meinem Ohre einen Namen nannte, der mir alles Blut zum Herzen trieb.

„Sennor Don Tomas,“ rief ſie, „hier iſt der Fremde, der Euch vor vierzehn Tage ſuchte, und von dem ich Euch ſoeben erzählt habe.“

Ich ſprang auf und erkannte in dem Manne, an den dieſe Worte gerichtet waren, den Nämlichen, auf den ein geheimes Gefühl mich ſchon aufmerkſam gemacht hatte, den fürchterlichen Genoſſen Planillas'. Ein Schauder überlief meinen ganzen Körper und ich wünſchte faſt, wieder über dem finſteren Schlunde von Rayas zu hängen. Ich warf einen Blick auf die Umſtehenden,

und sah auf allen Seiten nichts, als jene gleichgültige Neugierde, welche bereit ist, ebenso ruhig eine komische, als eine blutige Entwickelung mit anzusehen. Fast in dem nämlichen Augenblicke, und ohne daß ich es vermeiden konnte, fühlte ich mich von zwei kräftigen Armen umfangen. Es war der Bravo, der mir um den Hals fiel. Ich machte mich ziemlich unsanft von ihm los, aber er schien den Abscheu, den er einflößte, nicht zu bemerken.

„Wie freue ich mich," rief er mit einer seltenen Unverschämtheit, „hier einen Caballero zu finden, der meine ganze Zuneigung gewonnen hat! Ihr suchtet mich also? womit kann ich Euch dienen?"

„Ein Mißverständniß, wie ich wenigstens hoffe, hatte mich wünschen lassen, Euch zu sprechen; aber wenn Ihr Euren Besuch in der Secunda Monterilla*) nicht vergessen habt, so werdet Ihr Euch auch des Zwecks, der Euch dahinführte, erinnern."

„Also Ihr wohntet dort? dann könnt Ihr Euch rühmen, daß ich zwei Stunden Wegs zurückgelegt habe, um Euch zu suchen."

„Ich bin zweihundertvierzig Stunden geritten, um Euch einzuholen, und habe daher etwas bei Euch gut."

Der Bravo antwortete mir mit dem nämlichen gezwungenen Lachen, das mich schon einmal getäuscht hatte:

---

*) Dies ist der Name einer der Hauptstraßen von Mexico.

„Ich ſuchte einen Fremden, mit dem ich, wie man mir geſagt hatte, etwas zu thun haben ſollte, und nur ein Irrthum, den ich bald erkannte, hat mich zu Euch geführt; aber jetzt kenne ich Euch, Sennor Caballero, und ich werde nicht wieder in den Fall kommen, einen Mißgriff zu begehen. Ich brauche einen Menſchen nur ein einziges Mal zu ſehen, und ich erinnere mich ſelbſt nach zwanzig Jahren noch ſeines Geſichts.“

Dieſe letzten Worte betonte er ſo ſehr, daß ſie mir nicht den geringſten Zweifel über die drohende Bedeutung eines ſolchen Geſtändniſſes ließen. Ich ſchwieg, aber der Bravo ſchien es ſchon zu bereuen, ſeine Geſinnung ſo verrathen zu haben, denn er ſagte im Tone barſcher Luſtigkeit, und indem er ſich nach der Wirthin umwendete:

„Heda! patrona! Ihr habt doch dieſem Caballero, den ich ganz beſonders hochſchätze, das Beſte aus Eurer Küche vorgeſetzt?“

„Ich habe ſehr gut geſpeiſ't“ unterbrach ich ihn, „und kann unſre Wirthin nur loben; aber ich bin nicht mehr hungrig.“

„Nun, dann trinken wir auf unſer unverhofftes Zuſammentreffen. Patrona! bringt uns eine Flaſche cataloniſchen Branntwein.“

Ich war in großer Verlegenheit, wie ich dieſer widrigen Einladung, die mir gleichwohl die Vorſicht anzunehmen rieth, ausweichen ſollte, als eine freund-

schaftliche und ganz unerwartete Dazwischenkunft meiner Unschlüssigkeit ein Ende machte. Es war der Capitain, oder vielmehr der Lieutenant Don Blas P**, dem man aus Höflichkeit, den Titel Capitain gab, und der ebenfalls vom Tische aufstand, um mich zu begrüßen.

„Ihr leistet uns Gesellschaft, Capitain, wie ich hoffe," sagte der Bravo zu ihm.

Der Lieutenant willigte ohne Umstände ein; ich aber war durch seine Anwesenheit beherzter geworden, und schlug die Einladung aus.

„Ich bin todtmüde," sagte ich, „und war eben im Begriff, mein Zimmer aufzusuchen. Capitain Don Blas, wenn Ihr den nämlichen Weg reiset, wie ich, so wird es mich sehr freuen, Eure Gesellschaft benutzen, und morgen früh bei Tagesanbruch mit Euch nach Mexico aufbrechen zu können." Don Blas entschuldigte sich, meinen Vorschlag nicht annehmen zu können, indem er sagte, daß einige sehr wichtige Geschäfte ihn nöthigten, noch den ganzen folgenden Tag in der Gegend zuzubringen; dann setzte er sich Don Tomas gegenüber, vor dem die Wirthin die verlangte Flasche catalonischen Branntwein gestellt hatte.

„Gute Nacht, Ihr Herren," sagte ich, „ich wünsche, daß Ihr ebenso ruhig schlafet, als ich selbst es thun werde."

Ich bezahlte meine Zeche, und verließ mit gemesse

nen Schritten den Saal, während der Bravo mit einem Seitenblicke jeder meiner Bewegungen folgt. Ich kam in mein Zimmer, mit noch sorgenvolleren Gedanken über die Höflichkeit des Don Tomas, als sein Zorn mir verursacht haben würde. Ich fand Cecilio, der mich erwartete, auf den Sätteln unserer Pferde schnarchend.

„Sattle sogleich, und ohne Geräusch die Pferde," sagte ich zu ihm, nachdem ich ihn geweckt hatte; „dann führe sie am Zügel hinter die Venta und erwarte mich dort; in einer Viertelstunde bin ich bei Dir."

Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, so schlich ich mich aus dem Hause. Diese heimliche und traurige Flucht hatte wenig Aehnlichkeit mit derjenigen, deren Gefahren ich vor wenigen Tagen so sorglos mit Don Jaime getheilt hatte. Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß wir den Weg von Arroyo-Zarco nach Mexico noch schneller zurücklegten, als bei der Abreise; nur hatten wir die Rollen getauscht. Der Mann, vor dem ich jetzt floh, war der Nämliche, den ich vorher so lange und so beharrlich verfolgt hatte. Es war eine ziemlich lächerliche Entwickelung eines traurig begonnenen Abenteuers; und, dem Himmel sei Dank, es folgte dieser Entwickelung kein trauriger Epilog.

III.

Der Capitain Don Blas und die Conducta de Platas.

1.

Der Tag nahete endlich heran, an welchem ich Mexico verlaſſen ſollte, um nach Vera-Cruz und von da nach Europa zurückzukehren. Es war Zeit, daß ich mit mir zu Rathe ging, welches Beförderungsmittels ich mich dazu bedienen ſollte. Schon ſeit einigen Jahren war durch ein amerikaniſches Unternehmen in mehreren Richtungen eine regelmäßige Diligencendienſt hergeſtellt worden, auch concurrirten bereits auf allen Straßen Frachtwagen mit den maleriſchen Caravanen der Arrieros. Sollte ich meine Gewohnheiten einer einſamen Pilgers dem Vergnügen opfern, den Weg von Mexico nach Vera-Cruz in vier Tagen zurückzulegen? Dann mußte ich Verzicht leiſten auf die nach einem langen Marſche ſo wohlthuende Gaſtlichkeit der Venta, auf die Sieſta unter dem Schatten der Bäume, auf

die Vertraulichkeit zwischen Pferd und Reiter, auf alle Wechselfälle des Reisens. Ich gestehe, daß ich nicht ohne einigen Verdruß diese neue Einrichtung betrachten konnte, durch welche die Entfernung zwischen Vera-Cruz und Mexico auf vier Tagereisen reducirt wurde; ich fühlte, daß die Physiognomie des Landes unter dem Einflusse schnellerer Beförderungsmittel ein ganz anderes Ansehen bekommen müsse. Ich seufzte darüber, wie ein Alterthumsforscher, der eine seltene Münze sieht, welche, durch ungeweihte Hände profanirt, jeden Tag einige Züge ihres Gepräges verliert. Ueberdies hatte die Einrichtung des neuen Beförderungsmittels eine sehr ernste Gefahr zur Folge gehabt. Freche Räuberbanden beuteten die Neuerung auf ihre Manier aus, und ließen keine Diligence vorüber, ohne sie geplündert zu haben. Die Erinnerung an meine früheren Bekanntschaften mit den mexicanischen Salteadores, welche den mit wenig Gepäck versehenen Reisenden gewöhnlich so höflich behandeln, ließ mir eine solche Demüthigung in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen. Die Nothwendigkeit, einen so unangenehmen Zoll zu entrichten, überwog in mir, ich gestehe es, jede andere Unannehmlichkeit, selbst die, mehrere Tage auf dem Sitze eines engen Wagens zuzubringen, der mit rasender Schnelligkeit, von vier wilden Pferden gezogen, über einen vom Regen zerrissenen oder mit Steinen besäeten Weg dahinbraus't.

Ein ziemlich unbedeutender Vorfall machte meiner Unschlüssigkeit ein Ende. Der Handelsstand von Mexico benutzte einen in der Republik so seltenen Moment der Ruhe, um eine große Geldsendung (conducta de plätas) nach Vera-Cruz zu expediren. In dem großen Hofe eines Hauses der Straße de la Monterilla, in welcher ich wohnte, waren die Maulthiertreiber beschäftigt, die in kleine Holzkisten verpackten Säcke voll Piaster*) aufzuladen. Das Schauspiel hatte eine Menge Neugieriger herbeigelockt, unter denen auch ich mich befand. Sobald die Maulthiere mit ihrer kostbaren Bürde beladen waren, gruppirten sie sich instinktmäßig in einem Winkel des Hofes zusammen. Etwa zwanzig mozos de molas (Maulthiertreiber) fluchten in allen Tonarten bei ihrer Arbeit, während in der Hausflur, am Eingange des Bureau's, der Arriero die Frachtbriefe unterzeichnete, wobei er die Jungfrau und Heiligen um einen glücklichen Erfolg seiner Reise bat, und sich jeden Augenblick unterbrach, um seine Leute auszuschelten. Von der Straße aus betrachtete das Volk mit gierigen Augen die zwei Millionen, die man allen Zufällen einer langen und gefahrvollen Reise aus-

*) Jeder talega, oder Sack von tausend Piastern, wiegt ungefähr sechzig französische Pfund; ein Maulthier trägt gewöhnlich vier bis sechs Säcke, also zweihundertvierzig bis dreihundertsechzig Pfund, im Werthe von zwanzig- bis dreißigtausend Franken.

ſetzte, und die meiſten dieſer in Lumpen gekleideten Zuſchauer gaben ſich durchaus keine Mühe, ihre Lüſternheit zu verbergen.

„Canario!“ ſagte ein Lepero, der ſeine mit Narben bedeckte Bruſt mit einer zerriſſenen Decke verhüllte, „wenn ich ein Pferd hätte, wie das, welches dieſer Caballero reitet!“

Der Lepero blickte dabei nach einem Ranchero mit ſonnenverbranntem Geſicht, der einen rabenſchwarzen Hengſt ritt. Das feurige Thier kauete ungeduldig an ſeinem Gebiß, und warf dabei rechts und links weiße Schaumflocken von ſich. Ich konnte mich nicht enthalten, ſowohl die Schönheit dieſes Pferdes, als die Sorgloſigkeit ſeines Reiters zu bewundern, der es nur mit der unbeugſamen Kraft ſeines Willens zu bändigen ſchien, eine Eigenſchaft, durch welche ſich die mexicaniſchen Reiter vor allen andern auszeichnen.

„Nun, Freund Gregorito, was möchteſt Du wohl thun?“ fragte den Lepero einer ſeiner Kameraden.

„Canario, ich möchte die Conducta bis an die Stelle der Straße, die ich kenne, begleiten, und ich will mich nicht rühmen, aber ich müßte viel Unglück haben, wenn ich nicht eine oder zwei Maulthierladungen auf die Seite ſchaffen könnte.“

„Eine oder zwei Ladungen?“ verſetzte der Andere ſtammend.

„Ja, allerhöchſtens drei; ich bin in meinem Leben

nicht ehrgeizig gewesen, aber dieser Wunsche dort scheint es noch weniger zu sein, als ich.“

Der Ranchero warf in der That, wenigstens anscheinend, nur geringschätzige Blicke auf die Lastthiere, und welcher Art seine Gedanken auch sein mochten, so würde es doch schwer gewesen sein, in seinen ruhigen Gesichtszügen einen andern Ausdruck zu lesen, als den einer vollkommenen Gleichgiltigkeit.

Indessen hatte eine Schwadron Lanciers, welche dazu bestimmt war, dem Zuge als Escorte zu dienen, alle Mühe, die den Eingang des Hofes belagernden Zuschauer abzuhalten, unter denen Gregorita hinsichtlich des Ausdrucks seiner Wünsche noch einer der bescheidensten war. Die rothen Fähnchen, welche an den Spitzen der Lanzen flatterten, erhöhten noch das Anziehende des belebten Bildes. Endlich war man mit dem Aufladen fertig, das letzte Maulthier verließ den Hof und das Detachement setzte sich in Bewegung, um die Conducta zu begleiten. Nach und nach verlief sich die Menge, und bald blieb von allen Neugierigen nur noch der Ranchero zurück, welcher die Maulthiere genau zu zählen und jeden der Treiber mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Endlich mußte auch er sich entfernen. In diesem Augenblicke trat Lepano Gregorita zu ihm, und bat ihn um die Erlaubniß, seine Cigarre an der seinigen anzünden zu dürfen. Es entspann sich ein sehr lebhaftes und mit lei-

Stimme geführtes Gespräch zwischen den beiden Männern; ich kümmerte mich jedoch wenig um diesen mir ganz unwichtig scheinenden Umstand, und entschloß mich, nach meiner Wohnung zurückzukehren.

Der Anblick dieses Geldtransports hatte einen Gedanken in mir rege gemacht, den ich unverzüglich auszuführen beschloß. Die Conducta, deren Begleitung ich mich anschließen konnte, bot mir eine vortreffliche Gelegenheit, nicht allein den Unannehmlichkeiten der Diligence zu entgehen, sondern auch noch einmal meine Wanderlust zu befriedigen, indem ich mit aller Sicherheit und in kleinen Tagereisen den langen Weg von Mexico nach Vera-Cruz zurücklegte. Da die beladenen Maulthiere nur sehr langsam gehen, so konnte ich sie, bei der erprobten Schnelligkeit meines Pferdes, einige Meilen von der Stadt mit Leichtigkeit einholen, selbst wenn ich mich noch zwei Tage aufhielt, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen. In Folge dessen machte ich mich in aller Eile an die Vorbereitungen zur Abreise. Vor Allem brauchte ich ein Pferd für meinen Diener, denn bei der Verfolgung des Bravo hatte er das seinige zwei Mal übermäßig angestrengt, und es war einige Tage nach unserer Ankunft in Mexico gefallen. Ich beauftragte Cäcilio, ein anderes ausfindig zu machen. Was mein eigenes Pferd betraf — es war eines von denen, welche ich aus der Hacienda de la Noria mitgebracht hatte — so recht-

fertigte das edle Thier vollkommen den Namen „Sturm“, den ich ihm gegeben hatte; seine kräftige Natur setzte es in den Stand, die härtesten Strapazen zu ertragen.

Cäcilio schickte sich sogleich an, seinen Einkauf zu machen. Ich hatte ihm anempfohlen, die möglichste Sparsamkeit zu beobachten, und der Schurke befolgte meine Instructionen nur zu gewissenhaft. Bald sah ich in der That ein elendes, graugelbes Thier mit hängenden Ohren und langsamen Schritten in den Hof kommen, das ohne allen Zweifel beim letzten Stiergefecht den Hörnern des Büffalo im Circus mit Mühe und Noth entgangen war. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, als der Picador die Unverschämtheit hatte, zehn Piaster für diesen abgetriebenen Gaul zu verlangen; allein ich hatte Eile, und dann sollten wir ja, abgerechnet das Stück Weg, bis wir die Conducta eingeholt hatten, nur in kleinen Tagemärschen reisen. Als der Picador und Cäcilio meine Ungeduld gewahr wurden, wetteiferten sie mit einander, die verborgenen guten Eigenschaften des Pferdes zu rühmen, dessen Anblick zum Erbarmen war, und ich zahlte dem Roßtäuscher eine Summe aus, die mein ehrlicher Diener ohne Zweifel mit ihm theilte.

Nachdem ich mit den nöthigen Vorbereitungen zu Ende war, setzte ich meine Abreise auf den folgenden Morgen fest; aber eine Reihe unvorhergesehener Be-

gebenheiten sollte die Ausführung meines Planes um mehrere Tage verzögern. Der Augenblick, die große Geldsendung, die ich mir zu begleiten vorgenommen hatte, nach Vera-Cruz zu expediren, schien schlecht gewählt zu sein. Eine bange Besorgniß lastete auf allen Gemüthern, und beunruhigende Symptome verkündeten einen politischen Sturm. Den Tag darauf, als die Conducta Mexico verlassen hatte, bereute man es, eine Sendung von zwei Millionen unter den bestehenden Verhältnissen einer langen Reise ausgesetzt zu haben, und es war nicht zu leugnen, die Umstände rechtfertigten diese Befürchtungen vollkommen.

Aus einem Exil zurückgekehrt, das er dazu benutzt hatte, Europa zu durchstreifen, und in einer den Studien gewidmeten Ruhe Vergessenheit des Unglücks seines Vaterlandes zu suchen, saß der General Don Anastasio Bustamente damals auf dem Präsidentenstuhle. Wenn Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit, verbunden mit einer glühenden Vaterlandsliebe, hinreichend wären, einen großen Staat zu regieren, so würde Bustamente ganz der Mann gewesen sein, wie ihn Mexico brauchte. Wie fast alle Generale, die sich in die Obergewalt der mexicanischen Republik getheilt haben, hat auch er seine ersten Waffenthaten im Unabhängigkeitskriege verrichtet. Ein Freund und treuer Anhänger des Kaisers Iturbide, tadelte er laut die Undankbarkeit Santa-Anna's, der seine militairische

Laufbahn damit begann, daß er ſich gegen den empörte, der ihn aus der Dunkelheit an's Licht gezogen hatte. Dies war der Anfang des perſönlichen Haſſes, der noch jetzt zwiſchen den beiden Generalen beſteht. Zu der Zeit, als ich mich in Mexico befand, konnte Santa-Anna dem General Buſtamente nicht verzeihen, daß er ihm in der Präſidentur den Rang abgelaufen hatte. Seit drei Jahren hatte Buſtamente gefährliche Prüfungen überſtanden. Zwei Jahre waren ſeit der Einnahme von Vera-Cruz durch die Franzoſen kaum erſt verfloſſen, und ſchon hatte die Entblößung des öffentlichen Schatzes den Congreß gezwungen, die Eingangsſteuer um funfzehn Procent zu erhöhen. Der Handel lag ſchon vor Annahme dieſer Maßregel darnieder, der Beſchluß des Congreſſes aber verſetzte ihm einen neuen empfindlichen Stoß. Die allgemeine Bedrängniß führte ein Murren der Unzufriedenheit herbei, das, nach der Meinung aller mit dem Gange der politiſchen Bewegung in Mexico vertrauten Männer, von den Gegnern der Regierung auf gefährliche Weiſe benutzt werden konnte. Die Ereigniſſe beſtätigten ſehr bald die Richtigkeit dieſer Prophezeihungen.

Man erinnert ſich vielleicht noch eines gewiſſen Lieutenants Don Blas, mit dem ich in der Venta von Arroyo-Zarco zuſammengetroffen war, und den ich in Geſellſchaft des Bravo Don Tomas Verduzco zurückgelaſſen hatte. Meine ziemlich vernachläſſigte Bekannt-

schaft mit diesem Offizier würde ihn mir schwerlich in's Gedächtniß zurückgerufen haben, ohne die geheimnißvolle Verbindung, welche zwischen ihm und einem Manne zu bestehen schien, gegen den ich alle Ursache hatte, auf meiner Hut zu sein. Seit meinem letzten Zusammentreffen mit Tomas wurde ich von einer Furcht beherrscht, welche die mir bekannten früheren Thaten dieses Elenden nur zu sehr rechtfertigten. Ich hatte es für nöthig gehalten, einige Vorsichtsmaßregeln gegen einen Angriff zu treffen, der sich allem Anschein nach mit einem dunklen Schleier umgeben sollte. Um den strengsten Anforderungen der Vorsicht zu genügen, hatte ich übrigens nichts weiter nöthig gehabt, als einige unbedeutende Aenderungen in der Bewachung des Hauses eintreten zu lassen, das zu jeder Zeit, theils aus Gewohnheit, theils aus Nothwendigkeit, auf dem Fuße eines befestigten Platzes erhalten wurde. Der Thürsteher war ein alter, ehrlicher Soldat aus dem Unabhängigkeitskriege, und zeigte nie eine größere Wachsamkeit, als wenn er betrunken war. In Folge dessen war das Haus so gut bewacht, wie man es nur irgend verlangen konnte. Allerdings war ich der Erste, der unter dieser ungewöhnlichen Vorsicht zu leiden hatte, denn es gelang mir stets nur mit außerordentlicher Schwierigkeit, die eiserne Kette aushaken zu lassen, welche die Flügel des Thorweges geschlossen hielt, um mir selbst Eingang zu verschaffen.

Das Angelus wurde auf allen Kirchen Mexico's geläutet, als ich, von einem Spazierritt auf dem Paseo zurückkehrend, wie ich glaubte, zum letzten Male die Straßen durchritt. Es war Abend geworden, als ich meine Wohnung erreichte, und erst nach einer langen Verhandlung mit dem alten Thürhüter wurde ich eingelassen. Sein Bajonnet in der Hand und an die Wand gelehnt, um sich im Gleichgewicht zu halten und den Schein zu retten, begnügte sich der gute Mann, mit dem Finger auf einen Soldaten zu zeigen, der auf einer der steinernen Bänke in der Hausflur saß und bei meinem Eintritt sogleich aufstand. Ein Tzschako ohne Schirm und viel zu klein für den Kopf, den er bedeckte, schaukelte sich auf den langen und verworrenen Haaren, die einer Löwenmähne nicht unähnlich waren. Eine Uniform von grobem Tuche und ein übermäßig weites Beinkleid, Schuhe, deren zerrissenes Oberleder die nackten Zehen blicken ließ, und ein kupferrothes Gesicht, verriethen in diesem Menschen einen Lepero, welcher durch die Rekrutenpresse dem Müssiggange auf den Trottoirs entrissen worden war. Demungeachtet ließ eine gewisse arrogante Miene deutlich erkennen, daß er sich auf seinen Stand, wie auf den Glanz seines militairischen Anputzes nicht wenig einbildete. Der Soldat übergab mir einen Brief, indem er mir sagte, daß er in seiner Eigenschaft als assistente des Lieutenants Don Blas in dessen Auftrage komme.

Ich rekannte auch wirklich die Handschrift des Lieutenants und las Folgendes:

„Theurer Freund!

„Ich habe mit tiefer Rührung in dem französischen Romane, den Ihr mir vor einiger Zeit geliehen habt, die Geschichte zweier Freunde gelesen, die sich vorkommenden Falls mit der Börse und dem Degen gegenseitig beistanden. Heute nun bedarf ich Eurer Börse, und bitte Euch daher, dem Ueberbringer dieses, welcher mein ganzes Vertrauen besitzt, eine Unze Goldes einzuhändigen, die ich Euch bei nächster Gelegenheit zurückerstatten werde. Ich kann Euch versichern, daß Ihr mir einen Dienst erzeigt, den Euch das Land eben so sehr Dank wissen wird, als Euer ergebener Diener und Freund

„Q. S. M. B.*)

„Blas P....."

„P. S. Alles wohl erwogen, dürfte es doch sicherer sein, wenn Ihr mir die Unze Gold selbst bringen könntet, und um dem Beispiele der Freunde zu folgen, deren Aufopferung einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht hat, biete ich Euch meinen Degen an."

Auch ich war der Meinung des Lieutenants, daß die Unze Gold sicherer in seine Hände gelangen würde, wenn ich sie ihm selbst überbrächte.

---

*) Que sus manos besa, der Euch die Hände küßt.

„Wo ist Dein Offizier?“ fragte ich den Soldaten, der auf Antwort wartete.

„Vor dem Thore von Guadaloupe.“

„Es ist Schade,“ entgegnete ich, „daß die Oration schon geschlagen hat, denn man darf nicht mehr durch die Straßen reiten.“

„Wenn es, wie mein Capitain mir vorausgesagt hat, die Absicht Eurer Herrlichkeit ist, mich zu begleiten,“ versetzte der Bote, „so hat mein Capitain mir ausdrücklich anempfohlen, Euch zu bitten, zu Fuß mit mir zu gehen.“

Trotz der Ehre, die mir ein der mexicanischen Nation geleisteter Dienst bringen sollte, konnte ich mir doch nicht verbergen, daß ich bei diesem ritterlichen Austausch der Börse und des Degens im Nachtheile war. Jedoch der Wunsch, aus dem Munde des Don Blas zu erfahren, bis zu welchem Punkte ich den Groll des Bravo, den der Zufall mir in den Weg geführt, zu fürchten haben könnte, bestimmte mich, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Ich nahm mir nur so viel Zeit, um einen Mantel überzuwerfen und Waffen zu mir zu stecken, und folgte sodann dem Soldaten. Auf dem Wege durch die Stadt, welche immer einsamer wurde, jemehr wir uns den Vorstädten näherten, war ich darauf bedacht, vorzugsweise in der Mitte der Straße zu gehen, um Jeden, der uns entgegen kam, schon von fern zu sehen, und

etwaige Hinterhalte, welche die Vorsprünge der Mauern verbergen konnten, zu vermeiden. So erreichte ich ungehindert, zuweilen selbst über meine Furcht lachend, dann wieder über ein plötzliches Geräusch erschreckend, die garita (das Thor) von Guadaloupe. Die Nacht war außerordentlich dunkel und die Juliregen (wir waren in der ersten Hälfte dieses Monats) kündigten sich bereits durch einen dichten Nebel an, der das Pflaster befeuchtete.

„Sind wir bald am Ziele?“ fragte ich den Soldaten, als wir durch das Thor gingen.

„Sogleich,“ antwortete er.

Bald trat ein feiner Regen an die Stelle des Nebels. Wir waren auf die Straße gekommen, die als Communicationsweg zwischen den Seen dient, ohne daß der Soldat zum Stehenbleiben Miene machte. Ein Regenschleier, welchen der von den Seen aufsteigende Nebel noch verdichtete, verbarg die beiden schneebedeckten Gipfel der Vulkane, welche die Ebene beherrschen. Endlich erblickte ich in einiger Entfernung den matten Schein der erleuchteten Fenster eines niedrigen Hauses und bald darauf drang ein verworrenes Geräusch von Stimmen an mein Ohr. Als wir vor dem Hause anlangten, klopfte der Soldat mit seinem Bajonnet an die Thüre, die sogleich geöffnet wurde; dann trat er ohne Umstände zuerst ein und winkte mir, ihm zu folgen. Unter andern Verhältnissen würde ich in

dieſer Einladung durchaus nichts Ungewöhnliches geſehen haben; aber in Folge der immerwährenden Gedanken an Verrath und Hinterliſt, die mich ſeit einem Monate beherrſchten, zögerte ich, in ein Haus zu treten, das mir ganz das Anſehen einer Mörderhöhle zu haben ſchien. Eine Stimme, die ich ſogleich erkannte, machte meiner Unſchlüſſigkeit ein Ende: es war die des Lieutenants Don Blas, der ſich bei ſeinem assistente nach dem Reſultate ſeines Auftrags erkundigte. Sogleich ſchwanden alle meine Befürchtungen und ich trat ein. Im nämlichen Augenblicke kam Don Blas mir entgegengeeilt und ſchloß mich mit ächt mexicaniſcher Herzlichkeit in ſeine Arme. Nach den erſten Begrüßungen führte mich der Lieutenant durch einen mit Leuten aller Art angefüllten Saal nach einem noch größeren Zimmer, in welchem eine geringere Anzahl Trinker und Spieler, die jedoch einer höheren Claſſe anzugehören ſchienen, ein halbes Dutzend Tiſche beſetzt hatten. Sie ſchienen ſämmtlich dem Militairſtande anzugehören, wenigſtens berechtigten ihre Schnurrbärte zu dieſer Vermuthung, und Don Blas ſelbſt trug keine anderen militairiſchen Inſignien, als eine runde Jacke mit zwei Epaulettehaltern, die einzigen Abzeichen des mit dem Capitainscharakter bekleideten Lieutenants. Wir ſetzten uns ſeitswärts an einen Tiſch. Alsbald wendeten ſich die Trinker mit Blicken nach mir um, die keineswegs beruhigend waren.

„Es iſt ein Freund, Sennores,“ beeilte ſich Don Blas zu ſagen, „und er wird uns nicht verrathen.“

Ich hatte vortreffliche Gründe, in ſolchen Dingen verſchwiegen zu ſein, und ich machte daher keine Bemerkung zu dieſen Worten des Lieutenants. Man ſervirte uns einen ſtark mit Branntwein verſetzten Tamarindenaufguß, worauf ich mich mit der Frage an Don Blas wendete:

„Wie kommt es, daß Ihr mich nicht perſönlich um den Dienſt gebeten habt, den Ihr von mir erwartet? Ihr würdet mir dadurch einen weiten Weg erſpart haben, den ich allein im Dunklen wieder zurückgehen muß.“

„Dieſe Frage will ich Euch ſogleich beantworten,“ erwiederte der Lieutenant, indem er die Hand nach der Unze Gold ausſtreckte und ſie dann in die Taſche ſteckte. „Der erſte Grund, warum ich Euch dieſe Mühe verurſacht habe, iſt, weil ich als Unterpfand hier bin und mich nicht entfernen konnte, ohne meine Zeche zu bezahlen; ferner könnt Ihr nicht eher, als mit Tagesanbruch zurückkehren, und zwar in Geſellſchaft Eures ganz ergebenen Dieners.“

„Wollt Ihr damit ſagen, daß Ihr mich ebenfalls hier verpfänden wollt?“ fragte ich.

„Keineswegs; aber binnen zwei Stunden werdet Ihr Dinge ſehen, die Euch gewiß die Luſt benehmen

werden, Euch zu entfernen. Mehr kann ich Euch für den Augenblick nicht sagen.“

Diese Mittheilung eröffnete meinen Vermuthungen ein weites Feld; allein für jetzt war mir besonders darum zu thun, von Don Blas einige Nachweisungen über eine Angelegenheit zu erhalten, die mich näher anging.

„Ihr habt die Güte gehabt,“ sagte ich zu dem Lieutenant, „mir für den ziemlich unbedeutenden Dienst, den ich Euch habe erzeigen können, Euren Arm anzubieten, und es wird Euch ohne Zweifel angenehm sein, zu erfahren, daß ein Umstand eingetreten ist, der mir den Beistand Eures tapfern Degens wünschenswerth macht.“

Das bisher heitere Gesicht des Don Blas schien sich zu verfinstern; ich glaubte zu errathen, daß der Lieutenant nicht erwartete, schon so bald beim Wort genommen zu werden. Indeß faßte er sich bald wieder und rief aus:

„Caramba! Ihr trefft es sehr unglücklich, denn mein Degen ist, gleich meiner ganzen übrigen Equipirung, ebenfalls verpfändet; aber habt Ihr denn nicht selbst einen, daß Ihr den meinigen von mir leihen wollt?“

„Nicht Euern Degen, sondern Euern Arm nehme ich in Anspruch,“ entgegnete ich, über die sonderbare Einfalt des Lieutenants lächelnd. „Der Degen des

Ich würde in meinen Händen nutzlos sein, gegen einen so furchtbaren Feind, als ...“

„Sprecht nicht so laut,“ unterbrach mich Don Blas, indem er seinen Schnurrbart drehte; „man kennt hier meine verwegene Tapferkeit, man weiß, daß die Gefahr mich electrisirt und man könnte befürchten, daß ich eine andere Sache mit dem Gewicht eines Arms unterstützen wolle, der nur meinem Vaterlande angehört.“

Das prahlerische Wesen des Offiziers imponirte mir durchaus nicht, allein ich wollte eine Probe, die für mich nichts Anderes, als ein Scherz gewesen war, nicht weiter treiben. Es lag mir nur daran, zu erfahren, ob ihm der Bravo nicht etwas auf mich Verzügliches mitgetheilt hatte, und ich mußte selbst über meine Angst lachen, als ich vernahm, daß nach meiner Abreise von Arroyo-Zanco gar nicht mehr von mir die Rede gewesen war.

In diesem Augenblicke hörte ich den Galopp eines Pferdes auf der Straße und unmittelbar darauf kam ein junger Mensch von etwa funfzehn Jahren in den Saal gestürzt. An seiner Soldatenmütze, einer Art von Barett mit breiter, goldener Arrasse, wie an seiner Uniform, war es nicht schwer, einen Cadetten zu erkennen.

„Es geht Alles gut, Commores,“ rief er hastig; „der Oberst hat einen Brief vom General erhalten; seine

Division ist diesen Abend in Cordova angekommen. Valencia ist ebenfalls im Anzuge, in drei Tagen sind wir Herren von Mexico und ich werde alferez.“

Alle Anwesenden standen sogleich auf und ich warf einen fragenden Blick auf den Lieutenant:

„Wollt Ihr Euch jetzt noch entfernen?“ sagte Don Blas zu mir.

Es schien mir unzweifelhaft, daß ich dem Vorspiel einer neuen Revolution beiwohnte, die ihrem Ausbruche nahe war, und es machte mir Vergnügen, Zuschauer bei einer der kleinen Scenen zu sein, die als Einleitung oder Veranlassung zu großen Ereignissen dienen. Die Schauspieler eines politischen Dramas sollten sich mir in ihrer wahren Gestalt zeigen.

Unter den zahlreichen Mißbräuchen, welche die Quellen des öffentlichen Reichthums in Mexico verstopft und dazu beigetragen haben, dieses Land dem europäischen Fortschritte zu verschließen, ist der Mißbrauch der militairischen Herrschaft ohne Widerrede der beklagenswertheste und auffallendste. In einem Lande, das vermöge seiner geographischen Lage von jeder benachbarten Rivalität entfernt war, hatte die Rolle der Armee nach der Erlangung der Unabhängigkeit, die, wenn auch nicht diplomatisch, doch factisch errungen war, ihr Ende erreicht. Es gab genug Ruinen aufzubauen, die sich während eines zehnjährigen Kampfes angesammelt hatten. Aber anstatt den Boden zu säubern,

verlangten die Häupter der neuen Republik nur die Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes von der Armee. Von da an bemächtigte sich eine kriegerische Sucht des seit drei Jahrhunderten friedliebenden Volks und die Armee gewöhnte sich allmählig nur zu leicht daran, alle politischen Fragen zu entscheiden. Das Resultat dieser kriegerischen Umgestaltung ist bekannt: heutzutage glaubt sich der geringste mexicanische Offizier, nicht aus politischer Ueberzeugung, sondern lediglich aus persönlichem Ehrgeiz, dazu berufen, die bestehende Regierung zu beschützen oder zu stürzen. Es könnte fast scheinen, wie man scherzweise sagt, als ob ein Artikel der Verfassung jedem Mexicaner das unverjährbare Recht verliehe, als Oberst geboren zu werden.

Der Cadett, welcher von Jugend auf daran gewöhnt ist, alle bürgerlichen Einrichtungen mit Füßen zu treten und der zum Offizier befördert wird, fast ehe er das Alter der Vernunft erreicht hat, sowie der Freibeuter, dem eine lange Reihe von Pronunciamentos, an denen er Theil genommen, die Epaulettes verschafft hat, sie streben Beide nach dem nämlichen Ziele: nach einer raschen Beförderung, und zwar auf einem und dem nämlichen Wege, auf dem der Insurrection. Jeden Augenblick durch einen plötzlichen Regierungswechsel umgestürzt, hat die militairische Rangordnung keine feste Gestalt mehr; ein höherer Grad läßt sich nur mit dem Degen erringen. Hat dann ein Offizier, je nach

den Zufällen des Bürgerkriegs, einen höheren Grad erobert oder das Banner fallen sehen, das seine ehrgeizigen Bestrebungen beschützte, so verlangt er seinen Sold eben so vergeblich von der neuen, wie von der gestürzten Regierung. Er erhält wohl dann und wann eine Abschlagszahlung, bleibt aber fortwährend Gläubiger des Staats bis zu dem Augenblicke, wo eine Kugel seine Rechnung für immer abschließt, oder auch bis zu dem, wo er endlich nach Belieben in den öffentlichen Schatz greifen kann und er sich nun zum zahlungsunfähigen Schuldner Derjenigen macht, die er im Wettkaufe überflügelt hat. Wie zahllos jedoch die Umwälzungen auch sind, welche das Land unaufhörlich erschüttern, so ist es doch, wie man leicht einsehen wird, nur eine seltene Ausnahme, daß der Offizier an die Spitze der Regierungsgeschäfte kommt; sein Leben würde also nichts als eine ununterbrochene Reihe von Entbehrungen sein, wenn seine Industrie nicht die ausbleibenden Zahlungen ersetzte. Der Offizier wird Insurgent aus Ehrgeiz, Spieler aus Neigung, Schmuggler bei Gelegenheit, Pferdehändler aus Nothwendigkeit, und wenn es sein muß, auch Gelegenheitsmacher (remendon de voluntades); er betrachtet Alles als ein Handwerk, oder als eine Waare, und er ist deshalb eher zu bedauern, als zu tadeln, denn man hat ihm nichts gelehrt, nicht einmal die ersten Anfangsgründe seines Gewerbes, und sein Vaterland bezahlt ihm keinen Dienst,

nicht einmal das Blut, das er für dasselbe vergossen hat.

Die Nachricht von einem bevorstehenden Aufstande hatte sich ohne Zweifel in dem anstoßenden Saale verbreitet, denn ein entsetzlicher Tumult übertäubte das allgemeine Hurrahgeschrei, in welchem man die Worte: „Es lebe Santa-Anna! Nieder mit Bustamente! Weg mit den funfzehn Procent und dem Congreß!“ und andere Rufe unterschied, die schon so oft gehört worden sind und die bei einem Volke, das noch zu jung ist, um die Freiheit begriffen zu haben, stets ein Echo finden werden. Als die Ruhe einen Augenblick zurückgekehrt war, fragte ich den Lieutenant geradezu nach der Veranlassung der bevorstehenden politischen Bewegung, allein er antwortete mir:

„Still! hier müßt Ihr thun, als wäre Euch nichts unbekannt, später werde ich Euch von Allem unterrichten; für den Augenblick habe ich nichts Dringenderes zu thun, als meine Zeche zu bezahlen und mich von hier zu entfernen. Ihr werdet sehen, daß, wie ich Euch schrieb, auch das Land Euer Schuldner ist, denn seine Rettung hängt von der Freiheit meiner Person ab.“

„Mit zwei solchen Schuldnern brauche ich wegen meiner Forderung nicht besorgt zu sein,“ sagte ich ganz ernsthaft zu Don Blas; „aber wie hat ein einfacher

Bürger es wagen können, auf einen Offizier Beſchlag zu legen?“

„Ach!“ verſetzte Don Blas ſchwermüthig, „man borgt, wem man kann; das Unglück hat gewollt, daß dieſes Wirthshaus einem Offizier gehört und daß ich es nicht eher erfuhr, als bis ich, entzückt über den Credit, den ich gefunden, einen ſo ungenirten Gebrauch davon gemacht hatte, wie bei einem Bürger.“

Daß der Wirth des Gaſthauſes ein Offizier war, hatte für einen Reiſenden, der ſo genau, wie ich, mit den mexicaniſchen Sitten bekannt war, nichts Auffallendes; daß aber ein Offizier es gewagt hatte, einem ſeiner Standesgenoſſen Credit zu bewilligen, dies ſchien mir eine unerhörte Tollkühnheit zu ſein.

„Holla, Juanito!“ rief der Lieutenant ſeinem Aſſiſtente zu.

Dieſer erſchien alsbald in einem noch maleriſcheren Anputze, als der, in welchem ich ihn vor einer Stunde geſehen hatte. Sein Tſchako ohne Schirm wiegte ſich noch immer auf ſeinem borſtigen Haarſchmuck, aber ſein Uniformrock war durch eine Reitjacke erſetzt, die ihm viel zu kurz war, und über dem Gürtel des Beinkleides einen breiten Streifen kupferrothes Fleiſch ſehen ließ. Juanito war ſichtlich übler Laune.

„Was haſt Du, muchacho?“ fragte Don Blas.

„Was ich habe?“ fragte Juanito in trotzigem Tone, „Ihr ſtört mich in dem Augenblicke, als ich für

meinen Tschako einen Dragonerhelm gewinnen konnte und wollt, daß ich ein freundliches Gesicht machen soll?“

„Bitte den Seynor Huesped, zu mir zu kommen,“ versetzte Don Blas, ohne scheinbar auf die barsche Antwort des Soldaten zu achten.

Juanito machte Kehrt und entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Dieser Mensch ist mir treu ergeben und ich verzeihe ihm daher einige kleine Freiheiten,“ sagte der Lieutenant dann zu mir; „die Treue ist ja so selten in dieser Welt!“

Der Wirth ließ nicht lange auf sich warten und ich konnte mir jetzt die demüthige Haltung des Lieutenants leicht erklären. Der Huesped war ein Mann von herkulischer Gestalt, mit Dunkel gerötheten Gesichte und einem ungeheuren, hakenförmig aufwärts gedrehten Schnurrbarte, kurz, er hatte ganz das Ansehen eines Raufboldes erster Klasse.

„Wie viel bin ich Euch schuldig?“ fragte Don Blas, „denn es macht mir stets Vergnügen, meine Schulden zu bezahlen.“

„Wenn die Seltenheit eines Vergnügens den Werth desselben erhöht, so muß die Bezahlung einer Schuld für Euch allerdings ein vollständiges Glück sein,“ entgegnete der Wirth; „Ihr schuldet mir funfzehn und einen halben Piaster.“

„Funfzehn und einen halben Piaſter!“ rief der Lieutenant aufſpringend; „Demonio!“

Dann gab er dem Wirth die Unze Gold, welche aus meiner Taſche in die ſeinige gewandert war und nahm dafür die ihm zukommenden vier Reales in Empfang.

„Caramba! ich hoffe doch, Herr Oberſt, Ihr werdet mir einen Real mehr als Agio herausgeben,“ ſagte der Schuldner in bittendem Tone.

Der Wirth ſtellte ſich taub gegen dieſes Anſinnen und holte aus einem in der Nähe ſtehenden Schranke den Degen und die Mütze des Lieutenants und übergab ſie dieſem mit den Worten:

„Seid froh, daß ich Euch nichts für den Verdruß anrechne, den mir die Nothwendigkeit, Euch zwei Tage lang als Unterpfand hier zu behalten, verurſacht hat.“

Nachdem die Rechnung des Don Blas auf dieſe befriedigende Weiſe geordnet war, machte er mir den Vorſchlag, ein Stück mit ihm in's Freie zu gehen. Ich ſchrieb dieſen Vorſchlag dem Verlangen zu, von der wiedererlangten Freiheit Gebrauch zu machen; allein ich wurde ſehr bald enttäuſcht. Der Lieutenant wechſelte einige halblaut geſprochene Worte mit den übrigen im Saale verſammelten Offizieren und entfernte ſich mit dem Verſprechen, von dem, was er würde ſehen oder erfahren können, Bericht abzuſtatten. Ich beeilte

mich, ihm zu folgen, denn bei aller meiner Neugierde konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ein Fremder im Heerde einer Verschwörung nicht an seinem Platze war, welches auch sonst seine persönliche Ansicht sein mag.

Es hatte aufgehört zu regnen; nur ein ziemlich dicker Nebel lagerte noch auf den Seen zur Rechten und Linken, und schon reflectirten die ruhigen Wasserspiegel einige flüchtige Streifen des weniger trüben Himmels. Der Popocatepetl war mit einem Dunstkreise umgeben, während der Schneegipfel des benachbarten Vulkans von den Strahlen des Mondes schwach erleuchtet wurde. Unter diesem Nebelschleier erschien die „weiße Frau“*) eher als eine der bleichen scandinavischen Gottheiten des Nordens, als wie die unter dem tropischen Himmel schlafende amerikanische Nymphe. Die Lichter in der Stadt erloschen nach und nach und es herrschte eine tiefe Stille. Bald jedoch vernahmen wir ein unbestimmtes Geräusch, ähnlich dem Rauschen des vom Winde bewegten Schilfes.

„Wir wollen etwas rascher gehen,“ sagte Don Blas zu mir; „die Stunde, naht heran und es wundert mich, daß ich noch nichts sehe.“

*) Die Gestalt des schneebedeckten Gipfels des Vulkans Itzaczihuatl (die weiße Frau) hat einige Aehnlichkeit mit einer liegenden Frau. Dieser Vulkan ist der Nachbar des Popocatepetl (der rauchende Berg).

„Was erwartet Ihr denn?“ fragte ich ihn.

„Ihr werdet es ſchon ſehen; kommt nur mit.“

Nachdem wir noch eine Viertelſtunde weitergegangen waren, nahm das unbeſtimmte Geräuſch, welches durch die Stille der Nacht bis zu uns gelangte, an Stärke zu und verwandelte ſich bald in den Hufſchlag von Pferden, welcher durch die feuchte Luft und den erweichten Boden gedämpft wurde. Es war ohne allen Zweifel ein anrückendes Cavalleriecorps. In der That zeigte ſich auch bald eine dunkle Maſſe, die immer näher kam.

„Wer da?“ rief einer der an der Spitze Reitenden.

„Freunde!“ antwortete Don Blas.

„Que gente?“ fragte die nämliche Stimme.

„Mexico!“ war die Antwort des Lieutenants, welcher nun fragte, wo ſich die Diviſion des Generals befinde.

„In Cordova,“ erwiederte die vorige Stimme.

Der Trupp ritt vorbei und wir blieben unbeweglich auf derſelben Stelle. Bald darauf kam ein zweites und dann ein drittes Detachement und jedesmal entſpann ſich das nämliche Zwiegeſpräch, während die Reiter ihren Weg nach Mexico zu fortſetzten. Ich ſah in dieſen Männern nur gewöhnliche Reiſende, denn ihr Anzug ließ durchaus nicht auf ein regelmäßiges Corps ſchließen. Jetzt ſchien es mir, als ſähe ich in der Ferne einen hellen Lichtglanz und ich glaubte ſogar von

Zeit zu Zeit Vivatrufen zu unterſcheiden; es war ein neuer Trupp, der uns entgegenkam. In der Mitte, vom Scheine mehrerer Fackeln beleuchtet, ritten zwei Offiziere im Campagneanzuge, das heißt, halb militäriſch, halb bürgerlich gekleidet, auf feurigen Pferden. Das Geſicht und die Haltung des an der Spitze Reitenden fielen mir in doppelter Beziehung auf, indem ſie ein Gefühl der Neugierde und eine unbeſtimmte Erinnerung in mir weckten. Es war ein Mann von hohem Wuchſe und brauner Geſichtsfarbe, der etwa fünfundvierzig Jahre zählen konnte. Eine hohe und ſtarke hervortretende Stirn, ein rundes, und für die Regelmäßigkeit der Züge vielleicht etwas zu ſtarkes Kinn verriethen Ausdauer und ſelbſt einen gewiſſen Starrſinn. Die leicht gebogene Naſe, die großen, ſchwarzen, ausdrucksvollen Augen und der bewegliche Mund gaben ſeinen Zügen ein wahrhaft edles Gepräge. Sein ſchwarzes Haar fiel in dichten Locken über die Schläfe herab, und beſchattete die etwas hervorſtehenden Wangen. Ich bemerkte, daß die Hand, mit welcher er die Zügel hielt, verſtümmelt war.

Don Blas machte eine Geberde des Erſtaunens und nachdem er ſich kaum Zeit genommen hatte, auf das Loſungswort zu antworten, eilte er an die Seite des erwähnten Offiziers.

„Eure Excellenz darf nicht vergeſſen, daß wir kaum zwei Schritt von Mexico entfernt ſind,“ ſagte er zu ihm,

indem er ehrerbietig seine Mütze abnahm; „die Klugheit fordert, daß Ihr nicht weiter geht.“

„Ah, Ihr seid es, Capitain Don Blas?“ entgegnete der Offizier anhaltend; „es freut mich, Euch bei den Unsrigen zu finden.“ Dann sagte er zu seinem Gefolge:

„Ihr hört es, Sennores, die Freude, mich wieder in Eurer Mitte zu befinden, ließ mich die Sorge für meine eigene Sicherheit vergessen; aber die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo ich auf's Neue zurückkehren und dort,“ — er zeigte dabei auf Mexico — „nur Freunde und Brüder finden werde.“

Nach diesen Worten machte der Offizier eine halbe Wendung, und ich konnte sehen, daß sich in den rechten Steigbügel nur ein hölzernes Bein stützte. Ein Hurrah begleitete seine letzten Worte, die weggeworfenen Fackeln verlöschten zischend in dem Wasser des Sees, und Alles war wieder in Dunkel gehüllt, doch geschah dies nicht so schnell, als daß ich nicht in dem Reiter, der mit Don Blas gesprochen, den Mann erkannt hätte, der seit fünfundzwanzig Jahren der böse Geist Mexico's, der Vorwand oder die Ursache aller seiner Umwälzungen gewesen ist: mit einem Worte, den General Don Antonio Lopez de Santa-Anna.

2.

Ich blieb mit Don Blas allein und bat ihn, mir die Scenen zu erklären, die ich mit angesehen hatte. Der Lieutenant theilte mir einige Einzelheiten über die Unzufriedenheiten mit, welche das Gesetz wegen der funfzehn Procent hervorgerufen hatte. Diese Unzufriedenheit war es in der That, welche dem neuen Pronunciamiento zum Vorwand diente. Die Reitertrupps, welchen ich auf der Straße begegnet hatte, gehörten zu einem in der Nähe von Mexico liegenden Cavallerieregimente. Don Blas war beauftragt worden, diese Reiter für den Dienst Santa-Anna's anzuwerben, mit dem Versprechen, zum Capitain der Cavallerie befördert zu werden. Jetzt wurde es mir klar, warum dem Assistenten des Lieutenants so viel daran gelegen war, sich eine Reiteruniform zu verschaffen. Die Anhänger Santa-Anna's hatten die Verabredung getroffen, das neu angeworbene Regiment unter bürgerlicher Verkleidung nach Mexico zu bringen, was in einem Lande, wo das militairische Kostüm mit dem bürgerlichen große Aehnlichkeit hat, leicht zu bewerkstelligen war.

Bei unserer Ankunft im Wirthshause erzählte der Lieutenant den Offizieren, die ihren Soldaten vorausgeritten waren, was sich zugetragen hatte. Die Versammlung wurde sogleich aufgehoben, denn der Plan, dessen Ausführung man erwartete, war im Begriff, sich

zu verwirklichen, und die Offiziere mußten ſich nun ebenfalls in die Stadt begeben; die Soldaten wurden der Vorſicht halber auf alle Thore vertheilt.

Unterwegs theilte ich dem zukünftigen Capitain meine Befürchtungen wegen der Geldſendung mit, die man den Angriffen der rebelliſchen Generale ausſetzte.

„Seid Ihr vielleicht dabei intereſſirt?“ fragte er mich raſch.

„Durchaus nicht, aber mehrere meiner Landsleute würden durch die Plünderung der Sendung bedeutende Verluſte erleiden.“

„Seid unbeſorgt,“ erwiederte er mir, „die Sendung ſteht unter einem geheimen, aber mächtigen Schutze. Ein dieſen Morgen abgegangener Courier hat ſie in Sicherheit bringen laſſen. Der Führer der Maulthiere wird das Ende der Ereigniſſe abwarten, und der Befehl der Escorte wird tapferen und treuen Händen übergeben werden; ich nehme ein eben ſo lebhaftes Intereſſe daran, als Ihr.“

„Warum das?“ fragte ich verwundert.

„Warum? weil wir nicht wollen, daß eine Verletzung des Eigenthums die bevorſtehende ruhmwürdige Revolution beflecken ſoll. Und dann bin ich es ſelbſt, der die Escorte der Conducta befehligen wird.“

Ich konnte mir die Wärme, mit welcher der Lieutenant von einem Auftrage ſprach, der ihm nicht die geringſten Vortheile darzubieten ſchien, nicht recht

erklären; ich enthielt mich jedoch aller weitern Fragen und beſchränkte mich darauf, ihn von meiner Abſicht, mich der Begleitung der Conducta anzuſchließen, in Kenntniß zu ſetzen. Don Blas nahm dieſe Mittheilung anfangs ziemlich kalt auf, da er aber zuletzt ſah, daß mein Entſchluß feſtſtand, drückte er mir mit einiger Gezwungenheit ſeine Freude darüber aus, daß ich ihm Geſellſchaft leiſten wollte. Leider war es noch nicht möglich, den Tag der Abreiſe zu beſtimmen, und was Don Blas auch ſagen mochte, ſo drohten der koſtbaren Sendung doch mannichfache Gefahren.

Vierundzwanzig Stunden nach unſerer Ankunft in der Stadt verbreitete ſich das Gerücht, die Generale Santa-Anna und Valencia ſeien an der Spitze zweier Diviſionen im Anmarſche, um die Abſtellung der Mißbräuche zu erwirken, die man der Regierung Buſtamente's zur Laſt legte. Bald darauf hörte man ſchon Kanonendonner, und von dieſem Augenblicke folgten die Begebenheiten raſch aufeinander. Die Aufrührer waren vorgerückt, um die plaza Mayor zu umzingeln; einige Schritte von dem Eckhauſe der Straßen San-Auguſtin und Secunda Monterilla hatten ſie eine Schanze aufgeworfen, und ſchon hatten ſich zwiſchen ihnen und den Truppen der Regierung nicht unbedeutende Gefechte entſponnen. Endlich erfuhr man zur allgemeinen Beſtürzung, daß ſich die Beſatzung des Regierungspalaſtes, von den Rebellen beſtochen, der Per-

ſen des Präſidenten in ſeinem eigenen Hauſe berückſichtigt hatte. Während des Tumults hatte ich von Don Blas gar nichts wieder gehört, bis ich am Morgen nach dieſen Ereigniſſen durch wiederholtes Klopfen an den Thorweg aus dem Schlafe geweckt wurde. Nach einigen Minuten ſah ich den Lieutenant in mein Zimmer treten. Sein langer Bart, ſein unordentliches Haar, und ſein vom Pulver geſchwärztes Geſicht bewieſen, oder ſchienen zu beweiſen, daß er an den ſtattgefundenen Treffen thätigen Antheil genommen hatte. Ich machte ihm einige Complimente über ſein kriegeriſches Aeußere. Don Blas nahm meine Lobreden wie ein Mann auf, welcher weiß, daß er ſie verdient hat, und verkündete mir mit wichtiger Miene, daß er komme, die Truppe meines Hauſes zu beſetzen, welche dem Platz des Regierungspalaſtes beherrſchte.

„Ich habe mit Vorbehalt Euer Zuſtimmung Euer Haus gewählt,“ ſagte er zu mir, „weil es in der Nähe des Palaſtes liegt, und dann, um Euch zu zeigen, wie man den Capitainsrang verdient. Ich hoffe, daß Ihr mich auf die Terraſſe begleiten werdet, wo meine Compagnie ſchon aufgeſtellt iſt.“

„Es ſoll mir viel Vergnügen machen,“ erwiederte ich, „Eurem Triumphe beizuwohnen, und wenn Ihr mir zuvor erlauben wollt, daß ich mich ankleide, ſo werde ich dann ſehr gern mit Euch gehen; nur ſage ich Euch vorher, daß ich mich ganz außer dem Verdachte der Ver-

geln halten werde, da ich nicht den geringsten Grad zu gewinnen habe. Doch, à propos, Ihr seid also noch bei der Infanterie?“

„Ich habe meine Gründe gehabt, noch nicht zu wechseln,“ antwortete der Lieutenant, ein wenig verlegen. „In einem solchen Tumulte ist ein Reiter großer Gefahr ausgesetzt ... das heißt nutzlos, wollte ich noch sagen, und womit hätte ich mir überdies ein Pferd kaufen sollen?“

In diesem Augenblicke wurde die Thür halb geöffnet, und ein Dragonerhelm erschien in derselben; dieser Helm bedeckte den Kopf des Assistente Juanito, der sich, glücklicher als der Lieutenant, mit Hilfe des Monte schon zur Hälfte in einen Cavalleristen verwandelt hatte, denn von seiner Infanterieuniform trug er nur noch das ungeheuer weite Beinkleid, in welches er jeden Augenblick versinken zu wollen schien.

„Herr Capitain,“ rief der Assistente, „wenn Ihr Euch nicht bald an die Spitze Eurer Leute stellt, so wird uns ein Unglück begegnen.“

„Wie?“ entgegnete Don Blas, „können es die Bursche nicht erwarten, in's Handgemenge zu kommen?“

„O nein,“ versetzte Juanito, „sie scheinen eben nicht sehr ungeduldig zu sein, im Gegentheil! Aber auf der Terrasse des Ayuntamiento, dem Hause des französischen Herrn gegenüber, ist der große Oberst, Ihr wißt schon ... der Ghstwieth, der Eure Herrlichkeit als Un-

terpfand bei ſich behielt, und hat uns den Vorſchlag gemacht, uns die Patronen abzukaufen.“

„Aber meine Leute haben das Anerbieten ohne Zweifel mit Entrüſtung zurückgewieſen?“

„Das will ich meinen,“ erwiederte Juanito, „denn er hat ihnen nur halben Preis dafür angeboten.“

„So hat uns dieſer verdammte Oberſt wohl verrathen?“ rief der Lieutenant.

„Es kann ſein, Herr Capitain; doch es iſt nicht meine Art, mich um Dinge zu kümmern, die mich nichts angehen. Wer weiß, ob der Oberſt nicht ſehr triftige Gründe gehabt hat, ſeine Geſinnung zu ändern?“

Der Lieutenant entfernte ſich mit ſeinem Aſſiſtente und ich kleidete mich eiligſt an. Ich war neugierig, zu ſehen, auf welche Art man den Capitainsrang verdiente, wie Don Blas ſich ausdrückte. In dem Augenblicke, als ich die letzten Stufen der Treppe hinaufſtieg, welche nach der Azotea (dem flachen Dache) meines Hauſes führte, hörte ich ihn mit einer Donnerſtimme: „Feuer!“ commandiren. Ich blieb ſtehen. Zu meiner nicht geringen Ueberraſchung herrſchte fortwährend die nämliche Stille auf der Terraſſe. Ein zweites Commando wurde nicht beſſer ausgeführt, und erſt beim dritten Male ließ ſich eine Gewehrſalve vernehmen, die aber ſo ſchwach war, daß man deutlich ſehen konnte, wie ungern die Soldaten ihre Patronen verſchwendeten, die, obgleich ihnen nur die Hälfte ihres wirklichen Preiſes dafür ge-

boten worden war, demungeachtet einen gewiſſen Werth für ſie hatten.

Ich öffnete mit möglichſter Vorſicht die Thür der Terraſſe, und ſchlüpfte unter dem Schutze der Mauerbrüſtung hinter einen viereckigen Pfeiler, welche eine Art Schießſcharten bildeten *). Ich hatte ein Fernglas in der Hand.

„Was wollt Ihr mit dieſem Fernglaſe machen?“ fragte mich Don Blas.

„Ich beſuche kein Schauſpiel, nicht einmal ein Stiergefecht, ohne mein Glas; wie könnte ich es alſo vergeſſen, wenn ich einem Kampfe von Rieſen in der erſten Rangloge beiwohnen will?“

Der zukünftige Capitain ſchien einen neidiſchen Blick auf den Pfeiler zu werfen, hinter dem ich vollkommen in Sicherheit war. Ich überſah von meiner Terraſſe aus den Platz vor dem Regierungspalaſte und die angrenzenden Straßen. Die Nationalflagge wehte nicht mehr auf dem Dachgiebel des Palaſtes, in welchem ſich der Präſident als Gefangener ſeiner eigenen Beſatzung befand. An den vergitterten Fenſtern des Gefängniſſes, das in dem ſeiner Wohnung entgegengeſetzten Flügel des Gebäudes lag, ſah ich beſtändig eine Menge finſterer Geſichter erſcheinen und wieder ver-

*) Zur Zeit der Spanier bezeichneten dieſe Schießſcharten, oder almenas, das Haus eines Edelmannes.

ſchwinden. Die dem General Buſtamente treu gebliebenen Truppen waren auf dem Platze aufgeſtellt, die Offiziere gingen, Befehle ertheilend, ab und zu, die Artillerie rollte lärmend über das Pflaſter, und der entfernte Kanonendonner, ſowie die hinter den Häuſern aufſteigenden weißen Rauchwolken deuteten an, daß der Kampf in den Straßen, in die mein Blick nicht dringen konnte, bereits wieder begonnen hatte. Die Gefechte in der Stadt konnte ich nur ziemlich undeutlich erkennen; aber nach der in Mexico üblichen Taktik wiederholten ſich die nämlichen Scenen auf den Dächern der Häuſer. Es war gleichſam ein zweites Schlachtfeld über dem tiefer liegenden der Straßen. Die Terraſſen des Palaſtes waren mit Soldaten beſetzt, welche zu der an Santa-Anna verkauften Garniſon gehörten. Dieſe Soldaten unterhielten ein ziemlich lebhaftes Feuer gegen die Truppen des Oberſten, die ſich auf dieſe Art zwiſchen zwei Feinden befanden; noch weit beunruhigender für ſie war aber die Nähe des von Don Blas befehligten Detachements. Der Lieutenant hatte eben wieder Feuer commandirt, und zwar diesmal mit beſſerem Erfolge, als die beiden erſten Male, als der rieſige Oberſt als Parlementair an die Brüſtung der Terraſſe trat, welche er beſetzt hielt, und indem er beide Hände als Sprachrohr an den Mund legte, hinüberrief:

„Muchachos! wißt Ihr wohl, daß es ſehr langweilig iſt, wenn Ihr auf dieſe Art auf uns ſchießt!

Man geht dabei wenigſtens mit einiger Schonung zu Werke und vereinigt ſich nicht zu Zwei gegen Einen; unter tapferen Soldaten iſt man ſich Rückſichten ſchuldig.“

„Verräther!“ rief der Lieutenant, auf's Höchſte erbittert.

„Auf Ehre, mein lieber Don Blas, Ihr dauert mich! Man wird doch nicht blos zum Vergnügen ein Verräther, und Ihr ſcheint es in der Politik noch nicht weit gebracht zu haben. Aber was Teufel, Ihr habt wohl Cavallerie auf Eurem Dache?“ ſetzte der Redner in freundſchaftlichem Tone hinzu, als er den Helm des Aſſiſtente in der Sonne blitzen ſah. „Das iſt nicht offen gehandelt. Wenn ich grobes Geſchütz heraufkommen ließe, dann würdet Ihr das Recht haben, Euch zu beklagen.“

„Ihr habt meinen Soldaten beleidigende Anerbietungen gemacht,“ verſetzte Don Blas.

„Es iſt wahr,“ entgegnete der Oberſt, „es war nicht recht von mir, den braven Leuten nicht einen anſtändigen Preis für ihre Patronen zu bieten; doch bin ich bereit, mein Unrecht wieder gut zu machen.“

Ein freudiges Hurrah der Truppe des Lieutenants bewies, daß der Redner einen Theil des verlorenen Terrains wieder gewann.

„Der Oberſt raiſonnirt nicht ſchlecht, wie mir ſcheint,“ ſagte ich zu Don Blas.

„Seine Gründe ſind in der That ziemlich gewich-

tig," erwiederte er, im Tone schwankender Ueberzeugung; „aber die Pflicht gebietet mir, ihn als einen Feind zu betrachten."

Demohngeachtet schien sich die Sache zu einem vollkommen friedlichen Schlusse hinzuneigen, als der Oberst noch hinzusetzte:

„Also, es bleibt dabei, Ihr schießt nicht mehr auf mich. Was würde Euer Capitain überdies dabei gewinnen, wenn er mich tödtete? Er ist mir ja keinen Real mehr schuldig!"

Dieses unglücklich gewählte Argument, welches den Lieutenant daran erinnerte, daß ihn der Oberst wegen einer Schuld von wenigen Piastern als Unterpfand bei sich behalten hatte, fachte seinen ganzen Haß wieder an und er rief auf's Neue, indem er seinen Degen schwang:

„Tod den Feinden des Vaterlandes! Feuer auf die Verräther!"

Seine Leute waren ganz verdutzt über dieses unvermuthete Endresultat; zuletzt aber blieb ihnen doch nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und die beiden Parteien begannen nun ein eben so hartnäckiges als erfolgloses Feuern. Die Kugeln flogen über meinem Kopfe hinweg und ich beobachtete hinter meinem schützenden Pfeiler die Haltung des Don Blas, die mir, ich kann wohl sagen, ziemlich befriedigend zu sein schien. In diesem Augenblick ertönte eine neue Salve und der

Lieutenant fiel. Ich wollte ihm zu Hülfe ſpringen, aber der Aſſiſtente kam mir zuvor. Don Blas lag der Länge nach da und gab durchaus kein Lebenszeichen von ſich. Ich ſah, wie Juanito barſch einige Soldaten auf die Seite ſtieß und ich bewunderte ſchon den treuen Diener, der es ſich nicht nehmen ließ, ſeinem Herrn allein beizuſtehen, als er zu meinem großen Erſtaunen die Taſchen des Lieutenants unterſuchte, und indem er ſeine leeren Hände wieder herauszog, mit der Miene getäuſchter Hoffnung ausrief:

„Nichts! nicht einen Real! Wie kann man ſich auch wundern, von einem Offiziere ſchlecht commandirt zu werden, der keinen Real in der Taſche hat? Wenn er nur wenigſtens ein Paar Reithoſen trüge!“

Nach dieſer Grabrede nahm er dem Lieutenant mit der größten Gemüthsruhe ſein goldenes Epaulett ab und eignete es ſich als einen, wenn auch geringen Troſt zu. Don Blas begann wieder ſchwach zu athmen, ſchlug die Augen auf und bat, ihn vom Kampfplatze zu tragen. Sein Wunſch wurde erfüllt und vier Männer nahmen ihn auf die Arme. Ich wollte ihn begleiten, um ihn ſo lange, bis ihm die nöthige Pflege zu Theil werden konnte, auf mein Bett legen zu laſſen, allein er wollte es durchaus nicht zugeben; demohngeachtet beſtand ich darauf und ließ ihn in mein Zimmer tragen.

„Es wird nichts zu bedeuten haben,“ ſagte Don Blas zu mir; „ein alter Soldat, wie ich, ſtirbt nicht

gleich an einer Kugel. Geht wieder hinauf und beobachtet das Treffen; der Sieg wird für mich die Genesung sein. Doch vor der Hand möchte ich gerne allein bleiben."

Ich that seinen Willen und kehrte auf meinen verlassenen Posten zurück. Während meiner Abwesenheit hatte der Oberst einen Waffenstillstand vorgeschlagen, der angenommen worden war, und bei meiner Zurückkunft machten sich die Feinde gegenseitig die freundschaftlichsten Dienstanerbietungen.

Indessen hatten unter uns in der Ferne viel ernsthaftere Scenen stattgefunden. Durch die friedliche Haltung der Soldaten des Obersten und des verwundeten Lieutenants über meine persönliche Sicherheit beruhigt, konnte ich den Gang der Ereignisse jetzt mit größerer Bequemlichkeit beobachten. Die an der Ecke der Straße San Augustin und Monterilla aufgeworfene Redoute spie ohne Unterlaß Ströme von Kartätschen aus; das Pflaster war mit Todten und Verwundeten bedeckt, welche theils mit ächt indianischem Gleichmuthe, theils unter lautem Jammergeschrei fielen. Diese Letzteren waren größtentheils Neugierige, die ihr Unstern mitten in's Feuer geführt hatte. Weiter hin, bei der Barriere von San-Lazaro, hörte man fortwährend Kanonendonner und endlich hatten die Insurgenten in der Straße Tacuba, dem Regierungspalaste gegenüber, eine Batterie aufgepflanzt, welche den Platz säuberte und weite Bre-

schen in die Mauern des Palastes selbst schoß. Die Trümmer häuften sich mit unglaublicher Schnelligkeit; die eisernen Balcons hingen zerrissen und verbogen, gleich den Lianen eines Urwaldes, herab, und bald stürzte eine ganze Mauer ein. In diesem Augenblicke erschien an einem der zertrümmerten Fenster ein Mann in glänzender Uniform. In seinen stark ausgeprägten Zügen wie in seiner kräftigen Gestalt konnte ich alle Eigenschaften einer der abgehärteten Naturen unterscheiden, welche das Schicksal zu den schweren Prüfungen des Soldatenlebens im Voraus bestimmt zu haben scheint. Dieser Mann war vielleicht der beste Bürger von ganz Mexico. Ich hatte den General Bustamente schon zu oft gesehen, als daß ich ihn nicht, trotz der Entfernung, die mich von ihm trennte, sogleich erkannt hätte. Der General war ohne Zweifel mehr betrübt über die blutigen Scenen in der Stadt, als für seine persönliche Sicherheit besorgt, denn er richtete einige Worte an die Aufrührer, die ich jedoch nicht verstehen konnte. Inzwischen dauerte der Kanonendonner ohne Unterbrechung fort; die von den Kugeln zerschmetterten Steine flogen überall umher und der Präsident schien nur die von Minute zu Minute drohendere Gefahr vor Augen zu haben. Endlich entfernte er sich. Ein neuer Vorfall zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Kanonenkugeln hatten die Mauer des Gefängnisses an mehreren Stellen zerrissen, und ich konnte sehen, wie die Sträflinge,

trotz des unaufhörlichen Kartätschenfeuers, einer nach dem andern mit Freudengeheul durch die entstandenen Lücken hervorschlüpften und sich dann in den Straßen zerstreuten. Dies vervollständigte die Anarchie, welche von jetzt an als unumschränkte Gebieterin in der Stadt herrschte.

Diese betrübenden Scenen begannen endlich meine Neugierde zu ermüden, als plötzlich, wie in Folge eines stillschweigend verabredeten Waffenstillstandes, der Kampf aufhörte. Eine tiefe Stille folgte auf die Artilleriesalven, der Augenblick war für beide Parteien gekommen, ihre Todten zu zählen und ihre Verwundeten zu verbinden. Ich kehrte in mein Zimmer zurück, begierig, in welchem Zustande ich den Lieutenant Don Blas finden würde; aber er war nicht mehr darin, und das Bett, auf welches man ihn gelegt hatte, war kaum niedergedrückt. Ich fragte die Leute im Hause und sie sagten mir, daß sie ihn in dem Augenblicke, als der Waffenstillstand proclamirt worden war, hatten die Treppe hinabgehen und auf die Straße eilen sehen. Er hatte ohne Zweifel gedacht, daß es in Berücksichtigung der Concurrenz klüger sei, der so heiß ersehnten Capitainswürde nachzujagen, anstatt sie geduldig in meinem Hause zu erwarten. Dies beruhigte mich vollkommen über die Folgen seiner Wunde, und ich ging nun ebenfalls aus. Das Drama schien zu Ende zu sein. Ueberall in den Straßen trug man Verwundete und alle Thüren öffneten sich, um

ſie aufzunehmen. Ueber die Todten ſtieg man mit der größten Gleichgültigkeit hinweg; ihre Rolle war ausgeſpielt und man fing ſchon an, ſie zu vergeſſen.

Am folgenden Tage begann jedoch der Kampf von Neuem und das Blut floß abermals in den Straßen. Die Regierung war bald beſiegt, ohne jedoch geſtürzt worden zu ſein, und ſie nahm das Geſetz wegen der funfzehn Procent zurück; allen Rebellen wurde eine vollſtändige Amneſtie bewilligt und aus dem Nationalpalaſte trat unter allen kriegeriſchen Ehrenbezeigungen ein Trupp von Aufrührern, unter denen man mit Schrecken mehrere in den Gefängnißannalen berühmte Verbrecher erkannte. Zahlloſe Trümmer, Ströme vergoſſenen Blutes und die Zurücknahme eines Geſetzes, das nur einen einzelnen Stand betroffen hatte, dies waren die beklagenswerthen Reſultate einer Inſurrection, die einen zwölftägigen Kampf und Anarchie hervorgerufen hatte.

3.

Als die Ordnung wieder hergeſtellt zu ſein ſchien und das Vertrauen im Handel einigermaaßen zurückgekehrt war, dachte ich daran, Mexico zu verlaſſen, beſonders, da ich erfahren hatte, daß die Conducta wieder aufgebrochen war. Ich wünſchte lebhafter, als je, die

von dem Lieutenant Don Blas befehligte Escorte zu begleiten, und nachdem ich von allen meinen Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte, ritt ich eines Morgens vor Sonnenaufgang mit meinem Diener Cecilio zum letzten Male durch die Straßen der Hauptstadt Mexico's.

Die Freude über meine nahe bevorstehende Rückkehr nach Europa verschwand jedoch sehr bald, als ich in's Freie kam, um einer unbestimmten Traurigkeit Raum zu geben. Mexico ist noch jetzt, wie zur Zeit seiner Eroberung, mit Seen umgeben; aber seit drei Jahrhunderten haben diese flüssigen Ebenen, durch welche sich eine gigantische Landstraße schlängelt, ein ganz anderes Ansehen bekommen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo sich die Brigantinen des Cortez mit Tausenden bunt bemalter Piroquen auf diesen Seen kreuzten. Durch Zeit und Kunst zum großen Theile ausgetrocknet, haben die mexicanischen Seen von ihrem früheren Glanze nichts behalten, als die melancholische Färbung, die jeder gefallenen Größe eigen ist. Der entfernte Knall einer Jagdflinte, die wilden Gesänge der Indianer, deren Piroquen mitunter das Schilf niederbeugen, unterbrechen nur in langen Zwischenpausen die über die ganze Landschaft verbreitete Stille. Weiße Reiher, die unbeweglich, wie die Blumen der Seerose, auf der Wasserfläche schwimmen, Wasserhühner, Taucherenten, verschiedene Reptilien und hier und da ein

fischender Indianer, der bis an die Hüften im Wasser steht: dies sind die einzigen Wesen, welche diese Einöden beleben. Nur der Himmel und die Berge haben sich nicht verändert; seit dreihundert Jahren ragen die schneebedeckten Häupter der Vulkane noch immer in das nämliche blaue Firmament empor.

Als ich Buena Vista erreicht hatte, wo man das ganze Thal von Mexico übersieht, hielt ich an, um noch einen Blick auf diese herrlichen Ebenen zu werfen. Umgeben von einem Gürtel blauer Hügel und kleiner Dörfer, deren weiße Häuser freundlich durch das Grün der Weiden blickten, hatten die Seen, aus der Ferne gesehen, einen Theil ihres früheren Reizes wieder erlangt. Mexico erschien mir noch als das Venedig der neuen Welt. Ich verweilte einen Augenblick, um die fernen Kuppeln mit einem unwillkürlichen Gefühl von Traurigkeit zu betrachten. Zum letzten Male sah ich eine Stadt, in der ich mit der ganzen Neugier und Begeisterung der Jugend angekommen war. Mexico war der Anhaltepunkt gewesen, wo ich nach der Rückkehr von jedem meiner Ausflüge ausruhte. Es war für mich gleichsam eine zweite Heimath; denn wenn die Kindheit Erinnerungen hat, die ihr theuer sind, so vergißt die reifere Jugend ebensowenig Orte, wo sie sich, gleich einer vergänglichen Blume, entfaltet hat. Ich warf noch einen letzten Blick des Abschieds auf dieses gesegnete Thal, wo ein ewiger Frühling herrscht, dann

setzte ich mein Pferd in Galopp und bald waren auch die höchsten Thürme Mexico's meinem Auge entschwunden. Nachdem ich in der Venta von Cordova übernachtet hatte, richtete ich meinen Weg durch die wegen der täglich vorfallenden Räubereien übel berüchtigten Wälder des Rio Frio und durch die lachenden Ebenen von San-Martin, welche an die des Bajio erinnern. Endlich, als die Schneegipfel der bei Mexico liegenden Vulkane in den letzten Strahlen der Sonne glänzten, kam ich in Pueblo an. An dem nämlichen Tage hatte der Geldtransport diese Stadt passirt. Pueblo, mit den hohen Thürmen seiner zahlreichen Klöster und Kirchen und seinen mit gemaltem Porzellan gedeckten Kuppeln, hat von ferne das Ansehen einer orientalischen Stadt mit schlanken Minarets. Ich hielt mich daselbst nur so lange auf, als nöthig war, um auszuruhen, und am dritten Tage nach meiner Abreise von Mexico erblickte ich auf der Straße von Pueblo nach Vera-Cruz von Weitem die rothen Fähnchen der Lanciers, welche die Conducta escortirten.

In dem ersten Reiter, den ich anredete, erkannte ich ohne Mühe den Assistente des Lieutenants Don Blas. Die Wünsche dieses ehemaligen Lepero waren vollständig in Erfüllung gegangen; denn abgesehen davon, daß er am rechten Fuße einen Schuh, am linken aber einen Halbstiefel trug und seinem Beinkleide die Stege fehlten, so ließ seine Reiteruniform nichts zu

wünſchen übrig. Auch hatte er es ſich gefallen laſſen, der Disciplin ſeinen Haarſchmuck zum Opfer zu bringen.

„Sagt mir doch, Freund,“ redete ich ihn an, „ſeid Ihr vielleicht immer noch im Dienſte des Lieutenants Don Blas?“

„Des Kapitains Don Blas, wenn es Euch gefällt, denn er iſt zur Belohnung für ſeinen Heldenmuth, den er auf Eurer Terraſſe an den Tag gelegt hat, zu dieſem Range befördert worden, und ich ſelbſt habe dort meine Galonen verdient; nun bin ich nicht mehr ſein Bedienter. Der Herr Capitain iſt Commandant des Lancierregiments, von welchem Ihr hier nur ein Detachement ſeht.“

Ich gab meinem Pferde die Sporen und hatte Don Blas, trotz ſeiner neuen Uniform, bald gefunden; er ritt traurig und niedergeſchlagen an der Spitze ſeiner Schwadron. Ich wünſchte ihm Glück zu ſeiner Beförderung und erkundigte mich nach den Folgen ſeiner Wunde. Der Capitain erröthete flüchtig, indem er mir verſicherte, daß er ſehr bald geneſen ſei und beeilte ſich dann, mich zu fragen, ob ich noch immer die Abſicht habe, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Ich erwiederte ihm, daß ich mir feſt vorgenommen habe, ihn bis Vera-Cruz zu begleiten. Don Blas war ſo gütig, mir ſeine Freude darüber auszudrücken, und wir kamen dann auf die Gefahren der Reiſe zu ſprechen, denen ich in

seiner Gesellschaft am sichersten zu entgehen hoffte. Der Capitain schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte sehr," sagte er zu mir, „daß Ihr aus dem Regen in die Traufe kommt, denn in Folge der letzten Unruhen haben sich die gavillas (Räuberbanden) in der Gegend noch um einige vermehrt und ich habe gehört, daß wir in den Schluchten von Amozoque wohl mit den Wegelagerern handgemein werden dürften. Die Zeiten sind vorbei, wo es genügte, daß die castilianische Flagge an der Spitze eines Geldtransports wehte, um ihn während der ganzen Reise zu beschützen."

„Ich hoffe," erwiederte ich ihm, „daß eine unter Eurem Commando stehende Schwadron Lanciers die spanische Flagge vollkommen ersetzen wird."

„Gott gebe es!" versetzte Don Blas, „obgleich ich mir die Gefahren, welche uns drohen, nicht verhehle. Jedenfalls werde ich meine Pflicht thun."

Es war in der That eine reiche Beute, diese zwei Millionen in gemünztem Silber auf den Rücken einer langen Reihe von Maulthieren, über welche die Hüter des Zuges rastlos wachen mußten, denn obgleich die Straße von Mexico nach Vera-Cruz die romantischsten Abwechslungen darbietet, so können doch die dichten Gehölze, die tiefen Schluchten und engen Hohlwege, durch welche sie führt, tausend Gefahren verbergen. Ich befand mich kaum einige Stunden unter meinen neuen Reisegefährten, so regte sich auch schon das Verlangen

nach irgend einer Zerſtreuung von der Langweiligkeit des einförmigen Marſches durch ein verödetes Land. Don Blas war ohnſtreitig ein fröhlicher Kumpan, aber ſeine Einfälle ſchienen mir ſehr eintönig. Eine angenehmere Zerſtreuung gewährten mir die Erzählungen und Geſänge eines Maulthiertreibers, welcher die Funktionen eines Majordomus in unſerer kleinen Truppe verſah. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, Namens Victoriano. Seit vielen Jahren hatte er die Reiſe ſchon unzählige Male gemacht und jeder Anhaltepunkt gab ihm Gelegenheit, eine Geſchichte zu erzählen; des Abends bei heiterem Himmel, wenn die ihrer koſtbaren Bürde entlaſteten Maulthiere ihre Maisration auf ihren mantas*), die ihnen als Krippe dienten, verzehrten, wenn die Schildwachen den ihrer Obhut anvertrauten Schatz bewachten und die übrigen Soldaten neben ihren Waffen hingeſtreckt ſchliefen, lagerten wir, der Capitain und ich, uns um eines der Wachtfeuer, um Victoriano zuzuhören, deſſen unerſchöpfliche Laune ſich in intereſſanten Erzählungen oder Geſängen ergoß, die er mit ſeiner Mandoline begleitete. Dann bedauerte ich den Reiſenden, der auf der Diligence im Galopp bei uns vorüberflog und der vielleicht mit dem Finger auf mich zeigte, wie auf ein Ueberbleibſel der ehemaligen

*) Die Leinwanddecken über den Packſätteln der Maulthiere.

mexicaniſchen Sitten. Einige Laſter mehr, ſagte ich zu mir ſelbſt, manches Intereſſante weniger, dies iſt das Reſultat einer Parodie von Civiliſation, die bis jetzt nur zerſtört, und nichts wieder aufgebaut hat. Während dieſer Abende um die Nachtfeuer gelagert, zu gleicher Zeit das Leben eines Maulthiertreibers und eines Soldaten führend, fand ich noch, ſelbſt auf dem Wege nach Europa begriffen, die Eindrücke des Naturlebens in den Wüſten des Weſtens.

Seit unſerer Abreiſe von Puebla hatten wir in Acajete, in der Hacienda von San-Juan, in Tepeaca (denn wir waren von der ordentlichen Straße abgewichen) und in Santa Gertrudis angehalten und die Stadt und das Fort Perote erreicht. Hier ſagte Victoriano zu mir:

„Sennor Caballero, Ihr ſolltet dieſe Feſtung beſuchen; ich kann Euch bis an das Thor begleiten und auf meine Empfehlung werdet Ihr ohne Schwierigkeit Einlaß erhalten. In Cruz Blanca könnet Ihr wieder zu uns ſtoßen, dies iſt ein kleines Dorf, zwei Meilen von hier, wo wir übernachten werden, und bei Eurer Rückkunft will ich Euch ein auf die Feſtung bezügliches Ereigniß erzählen, das vor einigen Jahren großes Aufſehen gemacht hat.“

Ich befolgte den Rath des Maulthiertreibers, der mir, ſeinem Verſprechen gemäß, Eintritt in die Feſtung verſchaffte, deren Inneres ich in Begleitung eines Offi-

ziers beſichtigte, dem dieſe kleine Zerſtreuung ſehr erwünſcht kam. Mein Beſuch dauerte etwa eine Stunde, worauf ich, da es Abend wurde, meinem Führer für ſeine Gefälligkeit dankte und mich anſchickte, die Conducta wieder einzuholen. Ich ritt durch eine der wüſten, unfruchtbaren Ebenen, die man mal pais nennt und die mit vulkaniſchen Schlacken bedeckt ſind, auf denen eine dünne Erdſchicht nur verkrüppelte Pflanzen gedeihen läßt. Der Wind ſchien leiſe Klagen zu murmeln, indem er über die Cactus- und Wachholderbüſche hinſtrich. Dann und wann vernahm ich das Geheul eines Wolfes und der Nebel fiel ſo dicht und kalt, daß ich mich nach der wohlthuenden Flamme des Wachtfeuers ſehnte, wo ich Victoriano an ſein Verſprechen zu erinnern gedachte. Die Beſorgniß, mich in der nebligen Dunkelheit zu verirren, verbunden mit den Unebenheiten des Bodens, zwang mich indeß, die Schnelligkeit meines Pferdes zu mäßigen, und es war daher völlig Nacht, als ich Cruz Blanca, den mir bezeichneten Anhaltepunkt des Zuges, erreichte. Es wurde mir nicht ſchwer, unter der geringen Anzahl von Häuſern, aus denen das Dorf beſtand, dasjenige herauszufinden, wo die Conducta Halt gemacht hatte. Hier vernahm ich zu meinem großen Erſtaunen, daß Victoriano nicht wieder zurückgekommen war; ſein Verſchwinden erfüllte Jedermann mit Angſt und Beſorgniß, denn nur ein ſehr wichtiger Vorfall konnte dieſen

Mann von uns entfernt halten, deſſen gewohnte Pünktlichkeit allbekannt war. Während man ſich den verſchiedenartigſten Vermuthungen über die Sache hingab, erſchien ein Menſch, welcher den Arriero zu ſprechen verlangte. Der Neuangekommene trug den geſtreiften wollenen Kittel und die kurze Schürze der Maulthiertreiber. Er ſagte uns, Victoriano ſei mit dem Pferde geſtürzt, er habe ſich im Fallen ſchwer verletzt und ſei nach Perote gebracht worden, wo man ihm die nöthigſte Pflege angedeihen laſſe; der Unbekannte ſetzte noch hinzu, daß er ſich, auf Victoriano's Verlangen, erbiete, deſſen Stelle ſo lange zu vertreten, bis er im Stande ſein werde, dieſe ſelbſt wieder einzunehmen. Der Arriero, welcher nur die unumgänglich nöthige Anzahl Leute hatte, nahm das Anerbieten vielleicht ein wenig leichtſinnig an; der Fremde war ein kräftiger Menſch, ohngefähr von Victoriano's Alter, aber ſein finſteres Geſicht flößte mir keineswegs das nämliche Zutrauen ein, wie dem Arriero.

Am nächſten Morgen ſetzten wir unſere Reiſe fort, um die folgende Nacht in la Hapa, einem andern Dorfe, etwa fünf Stunden von Cruz Blanca entfernt, zuzubringen. Der wie gewöhnlich langſame Marſch wurde uns jetzt langweiliger, indem Victoriano nicht mehr da war, um uns durch ſeine Erzählungen die Zeit zu vertreiben. Ueberhaupt ſchien ſeit dem Verſchwinden des Majordomus Alles contrair zu gehen.

Als wir in Barranca Honda, ohngefähr eine Stunde von unserm letzten Haltorte, ankamen, verlor ein Maulthier die Hufeisen, dann ein zweites und ein drittes, und wir mußten jedesmal eine geraume Zeit anhalten, um die Thiere wieder zu beschlagen. Victoriano's Stellvertreter verfah die Functionen des Hufschmieds mit vielem Eifer und großer Geschicklichkeit, worüber der Arriero sehr erfreut war, obgleich er unaufhörlich fluchte. Ich meinestheils beharrte darauf, aus welchem Grunde wußte ich selbst nicht, die Zufriedenheit des Führers über unseren neuen Gefährten nicht zu theilen.

„Mich dünkt," sagte ich zu Don Blas, „als ob dieser Patron, der das Beschlagen der Maulthiere so vortrefflich versteht, im Stande wäre, ihnen die Eisen mit nicht geringer Geschicklichkeit abzunehmen."

Der Capitain hielt meinen Argwohn für rein chimärisch. „Ich bin völlig unparteiisch bei der Sache," erwiederte ich ihm, „denn leider gehört mir keine einzige dieser werthvollen Kistchen; aber ich kann mich nicht enthalten, die Abwesenheit des braven Victoriano zu bedauern."

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung; allein, was man auch thun mochte, die Maulthiere zu etwas größerer Eile anzutreiben, sie schienen ihre frühere Kraft verloren zu haben, als hätte man ein entnervendes Mittel unter ihr Futter gemischt. Als wir Las Vigas erreichten, berieth sich der Arriero mit dem Anführer

der Escorte. Ersterer war der Meinung, in diesem Dorfe zu übernachten; Don Blas aber beharrte darauf, bis nach la Hoya zu gehen, indem er sagte, daß eine solche Verzögerung zu nachtheiligen Gerüchten in Vera Cruz Anlaß geben könne, da man den Transport erwarte und alle Anhaltepunkte im Voraus festgesetzt seien. Zum Unglück für den Arriero behielt diese Ansicht die Oberhand und es wurde beschlossen, bis nach la Hoya zu gehen.

Vielleicht nirgends in ganz Mexico ist der Temperaturabstand zwischen den Ebenen und den Höhen empfindlicher, als in der Nähe von Las Vigas, einem kleinen Dorfe, ohngefähr sieben Stunden von Jalapa entfernt. Kurz vor dem Dorfe sieht man sich plötzlich mitten in die Vegetation des rauhen Nordens versetzt. Hier weht kein warmes Lüftchen mehr, der blaue Himmel ist verschwunden; statt dessen treibt ein schneidender Wind die feuchten Nebel vor sich her; der Himmel ist trübe, der Boden kahl, zerrissen und unfruchtbar. Die Gegend war in eine fast vollkommene Dunkelheit gehüllt, als wir bei Las Vigas vorüberzogen. Der Nebel, welcher anfangs dicht über der Erdoberfläche schwebte, stieg allmälig höher und verbarg endlich die höchsten Wipfel der Tannen unserm Blicke; wir konnten uns selbst gegenseitig kaum noch erkennen. Längs der Straße, die über erkaltete Lavaströme führte, zog sich ein Abgrund hin und es war daher dringend nöthig,

darauf zu sehen, daß die reichbeladenen Maulthiere nicht von dem schmalen Wege abkamen, den sie verfolgen mußten. Ich gestehe, daß ich die kalte Ruhe des Don Blas bewunderte, auf dem eine Verantwortlichkeit lastete, für welche mir um seinetwillen bangte. Der Arriero sprengte, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, fortwährend den Zug entlang, daß die Funken unter den Eisen seines Maulthieres sprühten. Dieser arme Mann flößte mir eine lebhafte Theilnahme ein, denn sein Vermögen, seine ganze Zukunft stand auf dem Spiele; die materielle Verantwortlichkeit lastete ganz allein auf ihm und er zählte immer und immer wieder seine Lastthiere mit einer Angst, die mir wehe that. Als es völlig Nacht geworden war, theilte Don Blas seine Escorte in zwei Hälften; mit der einen begab er sich an die Spitze des Zuges und den Nachtrab stellte er unter das Commando seines ehemaligen Assistente Juanito. So zogen wir eine geraume Zeit unter tiefem Stillschweigen weiter, das nur durch die Töne des Glöckchens der vorangehenden Stute, durch das Singen der Soldaten und durch den Hufschlag der Maulthiere unterbrochen wurde. Ich war auf der Seite des Zuges geblieben und mein Geist war fortwährend mit den Vorfällen am Morgen beschäftigt; das Verschwinden Victoriano's, das Verlieren der Hufeisen mehrerer Maulthiere, ihre plötzlich gesunkenen Kräfte, erschienen mir als eben so viele beunruhigende Symptome.

In dem Augenblicke, als ich den Gedanken an einen möglichen Verrath faßte, kam mein Diener Cecilio an meine Seite und ſagte leiſe zu mir:

„Wenn Ihr mir glauben wollt, gnädiger Herr, ſo bleiben wir keine Minute länger hier, denn es werden ſich ganz ſonderbare Dinge zutragen.“

„Wohin ſollen wir denn gehen inmitten dieſer Felſen und Abgründe? wir können ja keine zwei Schritt vor uns ſehen?“ erwiderte ich ihm. „Aber was giebt es eigentlich?“

„Nichts Anderes, als daß Victoriano ſich wieder heimlich unter uns geſchlichen hat und das kann ſicher nichts Gutes zu bedeuten haben. Sein Sturz iſt alſo nur eine Lüge geweſen.“

„Biſt Du deſſen gewiß?“

„Ich habe ihn ſelbſt geſehen; allein dies iſt noch nicht Alles. Vor ohngefähr einer Viertelſtunde war ich etwas zurückgeblieben, wie's mir mit dem neuerkauften Pferde jeden Tag paſſirt, als mich zwei Reiter überholten, ohne mich zu ſehen, denn ich wurde von einem Felſenvorſprunge verborgen. Der eine von ihnen ritt einen zu prächtigen Rappen, als daß er ein friedlicher Reiſender ſein konnte ...“

„Einen prächtigen Rappen?“ unterbrach ich ihn, mich des Ranchero erinnernd, der in Mexico der Abreiſe des Zuges ſo phlegmatiſch zugeſchaut hatte.

„Der Andere,“ fuhr Cecilio fort, „ritt ein gefat-

reites Maulthier und trug die Kleidung der Maulthiertreiber, und wenn ich recht verstanden habe, was sie mit einander sprachen, so muß der Majordomus ihr Mitschuldiger sein.“

„Und wo sind die beiden Reiter hingekommen?“

„Ich habe allen Grund, zu vermuthen, daß sie sich, von der Dunkelheit beschützt, unter die Escorte gemischt haben, zu welchem Zwecke, läßt sich leicht errathen, und wahrscheinlich sind sie nicht allein, denn diese Abgründe können eine ganze Bande verbergen. Wenn Eure Herrlichkeit mir glaubt, so lassen wir den Zug ohne uns seine Reise fortsetzen.“

„Das werden wir nicht thun,“ entgegnete ich, „sondern ich will sogleich den Capitain davon benachrichtigen.“

„Und wer sagt Euch, Gennor, daß der Capitain nicht auch zu ihnen gehört?“

Ich erwiederte nichts weiter, denn jetzt war nicht der Augenblick zum Discutiren, sondern zum Handeln. Ohne erst zu erwägen, ob Cecilio's Argwohn in Betreff des Capitains ungerecht oder gegründet sein könnte, gab ich meinem Pferde die Sporen, um wenigstens den Arriero zu erreichen und ihn zu warnen. Nicht ohne Mühe holte ich die letzten Soldaten der Escorte ein und ritt bald neben einigen der Maulthiere; die anderen bildeten noch eine lange Reihe vor mir und das Geräusch ihrer Hufschläge diente mir als Führer durch

den Nebel. Endlich hörte ich die Glocke der vorangehenden Stute in einer Entfernung von etwa hundert Schritten. In diesem Augenblicke glaubte ich in einem neben mir reitenden Manne das finstere Gesicht von Victoriano's Stellvertreter zu erkennen, und unmittelbar rief die Stimme eines Maulthiertreibers:

„Wie, Victoriano, Du bist es? Was bedeutet dies? wie kommst Du hierher?“

Es erfolgte keine Antwort auf diese Fragen, und die Stimme schwieg. Ich erschrak, denn es war mir, als hätte ich ein ersticktes Röcheln und gleich darauf den Fall eines Körpers vernommen. Ich horchte von Neuem, aber nur der Wind vermischte sich mit dem ungleichen Tritte der Maulthiere. Nach einigen Secunden machte mein Pferd einen heftigen Seitensprung, als hätte es im Dunkeln einen Gegenstand gesehen, vor dem es sich scheute. Begierig, die entsetzlichen Zweifel aufzuklären, welche mich beängstigten, nahm ich mein Feuerzeug aus der Tasche und zündete mir eine Cigarre an. Einen Augenblick glaubte ich der Spielball eines Traumes zu sein. Es schien mir, als sähe ich unter den Leuten der Escorte und den Maulthiertreibern eine Anzahl anderer Männer, einige in rothen Röcken, wie die Lanciers, und die übrigen in wollenen Kitteln, wie die Maulthierhüter. Plötzlich verstummte das Glöckchen der vordersten Stute; einige Secunden später hörte ich es wieder, aber in der ent-

gegengesetzten Richtung, und ähnliche Töne kamen aus dem Abgrunde zur Linken der Straße. Ich hatte genug, ja noch mehr als genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß wir auf allen Seiten mit Verrath umgeben waren. Was sollte ich thun in einem undurchdringlichen Nebel und auf einer Straße, die mit Abgründen eingefaßt war? An wen sollte ich mich in der Dunkelheit wenden, die es unmöglich machte, den Freund vom Feinde zu unterscheiden? Erstaunt über die unerwartete Entdeckung, die ich gemacht hatte, war ich einige Zeit unschlüssig; dann aber setzte ich, aller Gefahr trotzend, meinem Pferde die Sporen ein und jagte an die Spitze der Conducta; doch, es war schon zu spät. Ein Seil pfiff über meinem Kopfe und fiel auf mich nieder; mein Pferd that einen Sprung vorwärts, aber anstatt aus dem Sattel gerissen und von den Hufen der Pferde zerstampft zu werden, fühlte ich mich mit einer unwiderstehlichen Gewalt an den Rücken des Thieres geheftet. Die Schleife, welche nur für mich allein bestimmt gewesen war, hatte Pferd und Reiter zugleich umschlungen. Mein rechter Arm, der fest an den Körper gedrückt wurde, konnte sich nicht aus dem Lasso befreien, um das scharfe Messer, das ich stets im Stiefelschafte bei mir trug, hervorzunehmen, um das Seil zu zerschneiden. Ich drückte meinem Pferde die Sporen tief in die Seiten. Das edle Thier wieherte und sprang mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts. Ich fühlte, wie das

Seil sich fester um mich zusammenschnürte und wieder nachließ; dann hörte ich das Geräusch eines gerissenen Sattelgurtes, begleitet von einem wüthenden Fluche, und ich war plötzlich frei, noch ehe ich Zeit gehabt hatte, die Größe der Gefahr zu würdigen, der ich entronnen war. Es fehlte wenig, daß mich ein Sprung meines Pferdes abgeworfen hätte, aber es gelang mir, mit Gottes Hülfe, mich im Sattel zu halten, und ich suchte nun mein Heil in der Flucht. Im nämlichen Augenblicke knallte ein Schuß; eine Kugel [illegible] dicht an meinem Ohre vorüber und ein Allarmruf [illegible] in der Dunkelheit, das mit zahlreichen Echüssen erwidert wurde. Jetzt entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Maulthiere wurden von dem [illegible] Saiten ertönenden Geläute des Glöckchens irre geführt, sie liefen auseinander und stürzten jeden Augenblick zusammen. Fortwährendes Schießen zerriß den Nebel und hallte in den Bergen wieder. Beim Scheine des Gewehrfeuers sah man von Zeit zu Zeit die rothen Röcke der Lanciers, die auf's Gerathewohl ihre Carabiner abschossen; die Kugeln pfiffen durch die Luft, und das Geschrei des verzweifelten Arrieros übertönte zuweilen den fürchterlichen Tumult.

Mein erschrecktes Pferd hatte mich ziemlich weit von dem Kampfplatze hinweggeführt, und ich bemühte mich sogleich, es zum Umkehren zu bewegen. Als es mir gelungen war, die Conducta wieder zu erreichen,

hatte der Kampf aufgehört und die Banditen waren verschwunden. Don Blas, der seine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrt hatte, drückte mir schweigend die Hand; aber ich hatte nicht Zeit, ihn auszufragen, denn ein Mann mit einer Fackel in der Hand warf sich zwischen uns und bat den Capitain flehentlich, ihm zu Hülfe zu kommen. Beim Scheine der Fackel [redacted] sich die entstellten Züge des armen Maulthiertreibers. Einige Soldaten stiegen, wie er, vom Pferde, schleuderten [redacted] Tannenäste ab, die sie als Fackeln anzündeten, und wir konnten nun ein schmerzliches Schauspiel betrachten. Die Mozos, unter denen man den Stallknecht Victoriano's nicht mehr bemerkte, hüteten die Maulthiere, welche sich um die ihres läutenden Glöckchens beraubte Atajo versammelt hatten. Zum Glück hatte der Instinkt dieser Thiere, die sich durch die List den Diebe einen Augenblick hatten täuschen lassen, zuletzt die Oberhand behalten. Mehrere derselben bluteten aus schweren Wunden; zwei Soldaten, die ohne Zweifel von ihren eigenen Kameraden getroffen worden waren, verbanden sich mit ihren Taschentüchern, und endlich krümmte sich in einem nicht sehr tiefen Graben, den die Fackeln mit ihrem fahlen Scheine erleuchteten, ein Maulthiertreiber im Todeskampfe: es war der Mann, welcher Victoriano erkannt hatte; er mußte seinen Scharfblick mit dem Leben büßen. Während der Arriero mit seiner Fackel in der einen Hand

jedes Maulthier einzeln beleuchtete, raufte er sich mit der andern die Haare aus, oder trocknete sich den Schweiß, der, trotz der Kälte, von seiner Stirn rann.

„Ich bin ein verlorener, zu Grunde gerichteter Mann!“ rief der arme Teufel, der es nicht zu wagen schien, seine Lastthiere zu zählen, aus Furcht, die Gewißheit seines Unglücks zu erlangen. Doch endlich machte er den Anfang. Don Blas, dessen Gesicht selbst bei dem röthlichen Lichte der brennenden Tannenäste auffallend blaß war, blieb unbeweglich im Sattel. Ich beobachtete seine Fassung, indem ich mich der Worte Cecilio's erinnerte; in der That, nichts in seinen Augen verrieth die schmerzliche Enttäuschung eines Mannes, der aus Nachlässigkeit oder aus Unglück die Erfüllung einer Pflicht verabsäumt hat.

„Haltet Ihr es nicht für nöthig,“ sagte ich zu ihm, „den Räubern nachzusetzen, die ihren Fang in Sicherheit bringen und die jeder Augenblick weiter von uns entfernt?“

„Allerdings,“ rief er hastig; „aber wer sagt Euch denn, daß etwas an dem Transporte fehlt?“

„Gott gebe es, um dieses armen Mannes willen!“ entgegnete ich, indem ich auf den Arriero zeigte, der mit einem Schmerzensschrei auf unser Gespräch antwortete:

„Gott erbarme sich meiner!“ rief er aus, „denn ich werde es gewiß nicht überleben. Fünf, Herr Capi-

tain, es fehlen mir fünf Maulthiere!“ fuhr er mit erstickter Stimme fort. „Ich habe in einer Nacht die Frucht zwanzigjähriger Thätigkeit verloren! Ach, Senor Don Blas, bei dem Leben Eurer Mutter beschwöre ich Euch, mir die geraubten Thiere wieder zu verschaffen ... die Hälfte der Summe gehört Euch. Ach! warum habt Ihr mir gerathen, diesen Abend so weit zu gehen? Und warum habe ich Euch gefolgt!“

Zugleich warf der unglückliche Arriero seinen Tannenzweig zu Boden und sank dann selbst auf der Straße nieder. Da sich der Capitain jetzt gezwungen sah, einen Schaden wieder gut zu machen, den ein unkluger oder strafbarer Rath verursacht hatte, so wählte er unter seinen Leuten die zwölf am besten berittenen aus und befahl ihnen, sich mit Tannenästen zu versehen, um die Verfolgung unverzüglich zu beginnen. Ich erwartete von dieser verspäteten Jagd keinen günstigen Erfolg mehr; da ich aber überzeugt war, daß, wenn wenig Aussicht des Gelingens vorhanden war, eben deshalb auch keine besondere Gefahr damit verbunden sein könnte, und da ich außerdem begierig war, an einer der Expeditionen Theil zu nehmen, bei denen sich der amerikanische Scharfsinn auf eine so wunderbare Weise offenbart, so beharrte ich darauf, Don Blas zu begleiten. Dieser willigte ohne Schwierigkeit in mein Verlangen, und wir entfernten uns augenblicklich von dem Zuge in der Richtung nach la Hoya.

4.

Das Unternehmen, deſſen Ausführung wir verſuchten, war ein ſehr ſchwieriges. Die Dunkelheit verbarg uns den Weg der Räuber, deren Spur auf dem vulkaniſirten Boden zu finden, vor Tagesanbruch faſt unmöglich war. Die Klugheit mußte uns mehr als die Augen bei unſeren Nachforſchungen leiten. Wir hatten die Gewißheit, daß die geraubten Maulthiere nicht nach Perote zurückgeführt wurden. Von der Stelle, wo wir uns befanden, konnten wir trotz des uns umgebenden dichten Nebels die erleuchten Fenſter des Dorfes la Hoya erkennen, die Nachricht des Unglücks konnte in wenigen Augenblicken dahin gelangen und es war daher nicht anzunehmen, daß die Räuber dieſe Richtung eingeſchlagen hatten. Zur Linken der Straße war der Boden von Schluchten und Abgründen durchſchnitten und demzufolge im Dunkeln nicht gangbar. Ohne allen Zweifel hatten ſich die Räuber nach den bewaldeten Bergen zur linken Seite der Straße gewendet und dies war alſo die Richtung, welche wir einſchlagen mußten. Ein Soldat machte die Bemerkung, daß die brennenden Tannenäſte unſere Gegenwart verrathen könnten. Wir kannten die Zahl unſerer Feinde nicht, die uns hingegen beim Scheine unſerer Fackeln leicht zählen konnten und die Klugheit gebot daher, daß wir uns in Dunkel hüllten. Nachdem wir zuvor noch

einen Blick auf das Terrain unserer Verfolgung geworfen hatten, wurden die Fackeln auf Befehl des Capitains ausgelöscht. Ein schmaler Fußweg führte auf eine der niedrigen Anhöhen, die sich zur Rechten der Straße hinzogen; drei Mann, denen ich mich zugesellte, wurden beaufragt, als Jalons hier stehen zu bleiben und die Anderen sollten auskundschaften, ob weiterhin noch andere Seitenwege von der Straße abgingen. Stillschweigend und vollkommen unbeweglich erwarteten wir ihre Rückkehr. Der Wind rauschte in den Aesten der Tannen, die zu beiden Seiten des Wegs bogenförmig herüberhingen und schüttelte den zu Wasser verdichteten Nebel von ihren Zweigen. Nach ungefähr einer halben Stunde kamen die Reiter zurück; sie hatten nichts gesehen, dagegen sich aber überzeugt, daß kein anderer Weg, als der, welchen wir bewachten, von der Hauptstraße abführte und daß wir demnach gewiß sein konnten, auf der rechten Spur zu sein. Die von der Hoffnung auf eine reiche Belohnung angefeuerten Soldaten, zeigten den ganzen Eifer einer Meute Jagdhunde, die auf einen Hirsch gehetzt wird; nur der Capitain schien seine Aufgabe ungern zu erfüllen, seine in kurzem Tone gegebenen Befehle verriethen eine gewisse Aengstlichkeit. Wir brachen wieder auf; allein die Dunkelheit und der schlechte Weg erlaubten uns, nur langsam vorzurücken. Von Zeit zu Zeit stieg einer von den Reitern ab und legte das Ohr auf den Erd-

boden; aber außer dem Rauſchen des Windes war durchaus nichts zu hören; der ſteinige Boden, der mit Hülfe einer brennenden Cigarre ſorgfältig unterſucht wurde, hatte nicht den geringſten Eindruck eines Hufes behalten und dennoch ſchienen die Soldaten, von einem unerklärlichen Inſtinkt geleitet, keinen Augenblick zu zweifeln, daß die Räuber dieſen Weg eingeſchlagen hatten. Bald hörten wir den Kies nicht mehr unter den Hufen unſerer Pferde knirſchen; wir waren auf einen weicheren Boden gekommen, und es wurde jetzt eher möglich, die Spuren von Menſchen oder Thieren zu erkennen. Die Hälfte unſerer Leute ſtieg vom Pferde und begann mit Hülfe des Feuerzeugs oder der Cigarre den Weg Zoll für Zoll zu unterſuchen. Unzählige Spuren kreuzten ſich durcheinander und nach einigen Minuten ſtieß einer der Soldaten einen Freudenſchrei aus, denn er hatte den deutlichen Abdruck von zwei Maulthierhufen entdeckt. In dem einen deuteten die tiefer ausgeprägten Nagelköpfe darauf hin, daß das eine Eiſen des Thieres weniger abgenutzt war, als das andere. Dies waren unzweifelhaft die Fußtapfen eines der Maulthiere, die man am Morgen hatte neu beſchlagen müſſen. Von dieſem Augenblicke an hatten wir die Gewißheit, nicht mehr auf's Gerathewohl vorwärts zu dringen und es herrſchte daher eine allgemeine, aber geräuſchloſe Freude. Wir folgten den Huffpuren und gelangten ſo an eine große Lichtung des Gehölzes,

wo mehrere ganz ähnliche Fußwege zusammenstießen. Hier verloren wir die Fährte der Räuber auf's Neue.

Unter diesen Nachforschungen war indeß eine geraume Zeit verstrichen. Um die Pferde für den Fall einer neuen und längeren Verfolgung zu schonen, befahl der Capitain Halt zu machen. Die sich mehrfach kreuzenden Wege konnten, wie er sagte, nur beim Tageslichte gehörig untersucht werden. Der unerwartete Befehl wurde mit unwilligem Murren aufgenommen, demungeachtet mußte er befolgt werden und wir saßen daher ab. Bald waren in einer gewissen Entfernung von einander mehrere Feuer angezündet; dies geschah weniger, um das Gehölz zu erleuchten und uns vor einem Ueberfalle zu sichern, als um uns gegen die empfindliche Kälte der Nacht zu schützen. So großes Interesse ich auch an der Verfolgung nahm, so war es mir dennoch sehr lieb, mich an einem tüchtigen Feuer wärmen und ein wenig ausruhen zu können, denn ich war sehr ermüdet.

Nach wenigen Augenblicken herrschte die tiefste Stille in unserm kleinen Lager und man hörte nur noch die raschen und gleichmäßigen Schritte der zwei ausgestellten Schildwachen. So verflossen mehrere Stunden; schon waren unsere Feuer verlöscht und der Morgen konnte nicht mehr fern sein, als sich in einiger Entfernung das Krachen von abgeknickten Aesten vernehmen ließ. Eine der Schildwachen ging, mit dem

schußfertigen Carabiner in der Hand, nach der Stelle zu, woher das Geräusch kam und kehrte bald mit einem Maulthiere zurück, das wir an seiner Farbe und an seinem Packsattel auf der Stelle für eines der geraubten erkannten. Seine zerrissene Halfter bewies, daß man es, nachdem man ihm seine kostbare Last abgenommen, im Dickicht an einen Baum gebunden hatte und daß es erst seine Fessel hatte sprengen müssen, um in unser Lager zu gelangen. Augenblicklich war Alles auf den Beinen. Das Gehölz wurde in allen Richtungen durchsucht, aber ohne den geringsten Erfolg und das verlassene Maulthier gab der Vermuthung Raum, daß die Räuber, nachdem sie ihre Beute unter sich getheilt, jeder eine andere Richtung eingeschlagen hatten. Dieser Gedanke, der uns in hohem Grade entmuthigte, brachte auf den Capitain eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Bis jetzt hatte Don Blas eine große Gleichgültigkeit gegen die Sache an den Tag gelegt; in diesem Augenblicke aber ließ er sich sogar zu den heftigsten Drohungen gegen die Räuber hinreißen, deren Verwegenheit nichts respectirte.

„Ha!“ rief er aus, „wenn ihn der Zufall mir in die Hände führt, so lasse ich ihn ohne Weiteres erschießen!“

Während er diese Worte sagte, ging er mit raschen Schritten umher und hieb die in der Nähe wachsenden Farrenkräuter mit dem Säbel ab.

„Wen wollt Ihr erſchießen laſſen?“ fragte ich ihn.

„Wen?“ verſetzte Don Blas; „nun wen anders, als den Erſten, der mir in den Weg kommt!“

„Es dürfte wohl gefährlich ſein, Euch dieſes Recht anzumaaßen; denn gewöhnlich wiſſen die Straſſenräuber ihre Feinde zu finden und ſich zu rächen.“

„Verlaßt Euch auf mich,“ entgegnete der Capitain mit einem ſonderbaren Lächeln; „ich werde ſchon Mittel und Wege finden, das Recht auf meine Seite zu bringen.“

Don Blas gab ſofort Befehl zum Aufſitzen, worüber die Soldaten ſehr erfreut waren, da ſie nichts ſehnlicher wünſchten, als die verlorene Zeit einzubringen. Ich geſtehe, daß ich mir den Grund der plötzlichen Sinnesänderung des Capitains nicht zu erklären wußte. Ich ſuchte mir einzureden, daß ſeine bisherige Gleichgültigkeit nur ſcheinbar geweſen ſei und daß er ſie nur aus einem gewiſſen Schicklichkeitsgefühl gezeigt habe, um nicht allzu deutlich den Wunſch blicken zu laſſen, die von dem Arriero verſprochene Belohnung zu verdienen.

Der eine von den drei Wegen, die auf die Waldlichtung ausliefen, war ſo ſchmal und, wie es ſchien, ſo wenig betreten, daß er höchſt wahrſcheinlich nach keinem bewohnte Orte führte. Die beiden anderen zeigten dagegen zahlreiche Spuren von Menſchen und Thieren und führten ohne Zweifel nach einer Hacienda

oder einem Rancho. Den Vermuthungen der Soldaten nach, hatten die Räuber gerade den am wenigſten betretenen Weg eingeſchlagen. In der Ungewißheit wurde, dem Befehle des Capitains gemäß, beſchloſſen, uns in zwei Trupps zu theilen, die ſich, nachdem ſie jeden einen der Wege genau unterſucht hatten, zwei Stunden nach Sonnenaufgang wieder an der nämlichen Stelle, von der wir ausritten, einfinden ſollten. Don Blas ſtellte ſich an die Spitze der einen Abtheilung, Juanito an die der andern. Ich hielt mich zu dem Detachement des Capitains, obgleich er ſich alle Mühe gab, mich davon abzubringen; unwillkürlich drängte ſich mir der Gedanke auf, daß er nicht den gefährlichſten von den beiden Wegen gewählt hatte. Der unſrige führte nach der Ebene und bald kamen wir an eine Stelle, wo ſich abermals mehrere Straßen kreuzten. Dies war eine neue Verlegenheit und wir theilten uns nochmals, um jeden der Wege zu recognosciren.

„Wenn das ſo fortgeht,“ ſagte ich zu Don Blas, „ſo werden wir uns am Ende ſo zerſtreuen, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn die, welche wir verfolgen, noch auf uns Jagd machten.“

Gleichwohl ſchien der Capitain durchaus nicht auf die Gefahr zu achten, welche uns aus dieſer nochmaligen Vereinzelung zu erwachſen drohte; er ſchlug, ohne zu zögern, einen der Wege ein, und ich war der Einzige, der ihm folgte. Als wir jedoch unſeren Gefährten aus

dem Geſicht waren, ſchien ſein Eifer plötzlich zu erkalten. Er hielt ſein Pferd an, das vor dem meinigen ging, und begann, mit der Sorgloſigkeit des friedlichſten Reiſenden, von der Schönheit der Gegend zu ſprechen. Die amerikaniſche Natur erwachte in dieſem Augenblicke in aller ihrer Pracht, die Sonnenſtrahlen drückten den Nebelſchleier, der ſich die Nacht über in den Wipfeln der Tannen verdichtet hatte, auf den Mooskeppich des Erdbodens herab, von wo er in leichteren Wolken wieder aufſtieg und in dem dunkelblauen Himmel verſchwand. Schon empfand man inmitten einer nordiſchen Vegetation, unter einem milden und reinen Himmel, eine Vorahnung von der üppigen Pracht der heißen Zone. Zuweilen vermiſchte ein balſamiſcher Windhauch den angenehmen Duft des Gojavenbaumes mit dem durchdringenden Harzgeruche der Fichten und Tannen.

„Was auch geſchehen mag,“ ſagte Don Blas nach kurzem Stillſchweigen zu mir, „ich muß der Sache auf den Grund kommen und wiſſen, wie weit die Verwegenheit eines Straßenräubers geht.“

„Dies ſcheint mir ſchon jetzt ziemlich klar,“ entgegnete ich; „aus dem, was ſeit geſtern Abend geſchehen iſt, ſehen wir deutlich genug, weſſen ſie fähig ſind.“

Wir waren nicht lange geritten, ſo erhielten wir einen neuen und handgreiflichen Beweis, daß wir den Verbrechern auf der Spur waren. Don Blas, der

ein Stück Holz auf der Straße liegen sah, stieg vom Pferde und hob es auf: es war der Deckel von einer der kleinen Kisten, in welche die Geldsäcke verpackt waren. Trotz meiner Einwendungen bat mich der Capitain dringend, auf der Stelle zu bleiben, wo ich mich befand und jagte dann in gestrecktem Galopp davon. Bald war er hinter einer Krümmung des Weges verschwunden und ich blieb allein, ohne mir auf irgend eine Weise sein sonderbares Benehmen erklären zu können. Ein quälender Verdacht, den ich seit einigen Stunden vergebens zu unterdrücken suchte, kehrte mit erneuter Stärke zurück. War Don Blas im Einverständniß, da ihm daran gelegen zu sein schien, ohne Zeugen mit ihnen zusammenzutreffen?

Plötzlich unterbrach ein entfernter Schuß die tiefe Stille des Waldes und riß mich aus meinen Betrachtungen; ich glaubte sogar den schwachen Wiederhall eines Angstschreies zu vernehmen. Ich horchte aufmerksam, aber die feierliche Stille wurde nicht wieder gestört. Die Klugheit gebot mir, umzukehren, denn entweder war der Capitain ermordet, oder er lebte noch, und in beiden Fällen konnte ich ihm von keinem Nutzen sein; ich ritt daher zurück, um wo möglich kräftigem Beistand herbeizuholen. Als ich auf der Stelle ankam, wo der Capitain und ich uns kurz zuvor von unseren Begleitern getrennt hatten, schoß ich meine Pistolen hinter einander ab. Zu meiner großen Freude sah ich bald

darauf unsere Leute zurückkommen und ich theilte ihnen in wenig Worten das Geschehene mit.

„Die räuberischen Schufte!“ rief Juanito, „sie sind im Stande, meinen Capitain ermordet zu haben, um ihm seine goldenen Epauletts abzunehmen.“

Um einen seinen Interessen so nachtheiligen Unfall zu verhindern, sprengte der Unteroffizier im Galopp davon. Die Lanciers folgten seinem Beispiele und ich that das Nämliche, da ich es nicht erwarten konnte, wieder mit Don Blas zusammenzutreffen, ohne jedoch gerade zu hoffen, daß Juanito sich geirrt habe. Meine Befürchtung wurde sehr bald in schmerzliche Gewißheit verwandelt. Der Capitain war von dem Schusse getroffen worden, den ich gehört hatte, und lag auf dem Rasen, die Brust von einer Kugel durchbohrt; er lebte indeß noch, obgleich die Wunde sehr gefährlich war und er schon viel Blut verloren hatte. Wir leisteten ihm sogleich Beistand; einer der Soldaten stillte das Blut und verband die Wunde ziemlich geschickt mit unseren zusammengeknüpften Taschentüchern. Während ein anderer Soldat dem entflohenen Pferde des Capitains nachsetzte und dieser, an einen Baum gelehnt, seine Kräfte zu sammeln suchte, schickte ich mich an, das Terrain zu untersuchen. Der unglückliche Offizier mußte die Räuber in dem Augenblicke überrascht haben, als sie ihre Beute unter sich theilten, denn allenthalben lagen die zerbrochenen Kisten und aufgeschlitzten Säcke

umher. Durch einen Schluck Branntwein gestärkt, erklärte uns Don Blas demungeachtet, er habe Niemanden gesehen und sei, als er diese Stelle erreicht habe, vom Pferde geschossen worden; dann setzte er noch hinzu, er kenne die Hand, welche den Carabiner auf ihn abgefeuert habe. Dieser Widerspruch war zu auffallend, als daß wir den Capitain nicht hätten auffordern sollen, sich deutlicher auszusprechen. Mochte es ihm nun leid sein, schon so viel gesagt zu haben, oder konnte er nicht mehr sagen, kurz, er schwieg still. Inzwischen war das entflohene Pferd wieder eingefangen worden und der Verwundete erklärte, er fühle sich hinreichend gestärkt, um zu der Conducta zurückzukehren. Gleichwohl straften seine Kräfte seinem Willen Lügen, denn er mußte auf's Pferd gehoben werden; ein Soldat setzte sich hinter ihm auf die Croupe, um ihn zu halten und den Zügel zu führen, und so brachen wir nach la Hoya auf.

Gegen Mittag kamen wir daselbst an und es erwartete uns hier ein neuer Zwischenfall. Kaum war nämlich Don Blas in einer Hütte des Dorfs auf ein improvisirtes Bett gelegt worden, so brachte ein Detachement von den Soldaten der Escorte, das seit dem Morgen zum Zeitvertreib die Gegend durchstreift hatte, einen geknebelten Gefangenen ein, dessen geschwärztes Gesicht zur Hälfte mit einem Taschentuche verhüllt war. Dies war bezeichnend genug, denn auf diese Art pflegen

die Straßenräuber sich unkenntlich zu machen. Unter der häßlichen Maske glaubte ich merkwürdigerweise die Züge eines Mannes zu erkennen, dessen Andenken mit einer der traurigsten Episoden meiner Reisen verknüpft war: ich meine Don Tomas Verduzco. Der Gefangene war bald von Neugierigen umringt, wodurch er meinen Blicken entzogen wurde. Er verlangte, vor den Capitain geführt zu werden, und obgleich seine Stimme vor Angst zitterte, so erkannte ich sie doch auf der Stelle als die des Bravo. In Folge dessen eilte ich voraus und trat zuerst in die Hütte, in welcher Don Blas ruhte. Er schlief nicht und beim Anblick des Mannes, den man vor ihn brachte, wurde er todtenbleich und ein Blitz des Hasses strahlte in seinen erloschenen Augen; indeß beobachtete er ein düsteres Stillschweigen. Die bestürzte Miene, welche man einen Augenblick in den Zügen des Gefangenen lesen konnte, verwandelte sich jetzt in einen Ausdruck unverschämter Dreistigkeit.

„Was Teufel, Sennor Don Blas!“ rief er aus, „Ihr seid gefährlich verwundet, wie es scheint? Die Conducta ist theilweis geplündert worden und man beschuldigt mich der Theilnahme an diesem Verbrechen! So wahr Gott lebt! ich glaube fast, einen bösen Traum gehabt zu haben.“

„Ich fürchte, daß es etwas Schlimmeres ist, als

ein Traum, Sennor Don Tomas," verſetzte der Capitain kalt.

„Was bedeutet dieſer kalte Empfang?" ſagte der Bravo, denn er war es wirklich; „ſolltet Ihr vielleicht weniger erfreut über dieſes Zuſammentreffen ſein, als ich es bin?"

„Im Gegentheil," erwiederte Don Blas mit einer Stimme, der eine Art von Ueberreizung ihre ganze Feſtigkeit wiederzugeben ſchien, „ich zweifle ſehr, daß es Euch eben ſo lieb ſein wird, mir zu begegnen, als es mir iſt, Euch in meiner Gewalt zu haben."

„Ich verſtehe Euch nicht, Herr Capitain," entgegnete der Bravo mit frecher Stirn.

„Ihr ſollt mich ſogleich verſtehen," verſetzte Don Blas. „Der Grund, warum ich über das Zuſammentreffen mit Euch erfreut bin, iſt, weil ich Euch als Straßenräuber, als Mörder behandeln und Euch ohne Umſtände erſchießen laſſen kann."

Der Blick des Capitains, in welchem ein unverſöhnlicher Haß lag, erläuterte ſeine Worte auf zu energiſche Art, als daß der Bravo, deſſen vorherrſchende Tugend der Muth durchaus nicht zu ſein ſchien, nicht einen Augenblick die Faſſung verloren hätte. Da er jedoch einſah, daß ſeine Verwirrung Don Blas nur noch dreiſter machte, ſo bemühte er ſich, ſeine Unruhe zu bemeiſtern und ſagte mit ziemlich feſter Stimme:

„Ihr wollt mich erſchießen laſſen? Dies kann

nur Euer Scherz sein, denn es fehlt mir nicht so gänzlich an Beschützern, als Ihr vielleicht glauben möget, und ... wenn es sein muß ... werde ich sprechen, Herr Capitain ... ich werde sagen ...“

Jetzt war die Reihe zu zittern an Don Blas. Mit einem gebieterischen Winke befahl er dem Bravo zu schweigen und nachdem er Juanito ein Zeichen gegeben hatte, sich mit allen übrigen Anwesenden zu entfernen, blieb er mit dem Mörder allein. Ich habe nie erfahren, was nun zwischen diesen beiden Männern vorging; ebensowenig errieth ich, aus welchem Grunde Don Blas so plötzlich seine Gesinnungen gegen Verduzco änderte. Man sagte mir nur, daß der Bravo nach ungefähr einer Stunde die Hütte des Capitains, in Begleitung Juanito's, verlassen hatte, der den Gefangenen von diesem Augenblicke an mit der größten Achtung behandelte.

Der Zustand des Capitains hatte sich indeß nicht verschlimmert, es schien sogar eine merkliche Besserung eingetreten zu sein. Nachdem ich zwei langweilige Tage in einer Hütte von la Hoya verlebt hatte, erfuhr ich, ohne sonderliche Ueberraschung, daß der Capitain Don Blas uns bis Jalapa auf einer Tragbahre begleiten wolle, die der erste Maulthiertreiber zu diesem Zwecke in Bereitschaft bringen ließ. In dieser Stadt sollte der Verwundete die ärztliche Pflege finden, die sein Zustand erheischte und die er in la Hoya entbehren mußte,

auch wollte er dort seinen Gefangenen der competenten Behörde übergeben.

Wir hatten nicht mehr als fünf Stunden Wegs bis Jalapa, und obgleich es schon zwei Uhr Nachmittags war, als wir la Hoya verließen, so konnten wir doch, wenn wir uns ein wenig beeilten, noch vor Sonnenuntergang eintreffen. Diesmal waren Kundschafter vorausgeschickt und überhaupt alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um eine neues Unglück zu verhüten. Juanito hatte den sorgfältig gefesselten Bravo hinter sich auf dem Pferde. Der Gefangene und sein Wächter unterhielten sich auf dem Wege so heiter und und vergnügt, als wären sie zwei Freunde, die zu einem Feste ritten. Der Zug bewegte sich mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts und nach einem zweistündigen Marsche erblickten wir San Miguel el Soldado. Es fiel mir auf, daß Juanito's Pferd, ohne Zweifel in Folge seiner doppelten Last, unmerklich seinen Schritt mäßigte und hinter der Conducta zurückblieb. Aus Neugier wollte ich mich nicht von dem Gefangenen entfernen und ließ daher mein Pferd ebenfalls langsamer gehen, so daß ich Juanito und Tomas beständig vor mir hatte.

„Caspita!“ rief der Unteroffizier nach einer ziemlich langen Pause, „Ihr habt ein schönes Paar Stiefeln, Sennor Don Tomas.“

Ich erinnerte mich, daß Juanito nur einen Halbstiefel und einen Schuh besaß.

„Es freut mich, daß meine Stiefeln nach Eurem Geschmack sind," erwiederte Verduzco, „und ich würde Euch mit Vergnügen ein Geschenk damit machen, wenn ich im Stande wäre, sie auszuziehen."

„Ihr seid zu gütig, Don Tomas," versetzte Juanito mit der höflichsten Bescheidenheit, „doch werde ich Eure Stiefeln nicht eher als Geschenk von Euch annehmen, als bis Ihr sie selbst nicht mehr brauchet. So handle ich stets gegen meine Freunde, und Ihr seid ein solcher, deshalb werde ich mich gedulden."

Die Fortsetzung des Gesprächs konnte ich nicht verstehen, indem es von da an mit leiser Stimme geführt wurde. Ueberdies hatten wir in diesem Augenblicke den Gipfel der Hügelkette von San Miguel erreicht und die wundervolle Schönheit der Gegend entriß mich meinen Gedanken. Von diesen Anhöhen überblickt das Auge ein herrliches Thal, das von einem hohen Gebirgsgürtel eingefaßt ist. Die gewaltige Masse des Naocampatepetl*), mit seinem erloschenen Krater, beherrscht diesen dunkelblauen Wall. Am Fuße des Macuiltepetl, auf einem grünen Rasenteppich, mitten unter Bananen,

*) bedeutet in der indianischen Sprache: viereckiger Berg. Die Spanier haben den Noacampatepetl Cofre de Perota genannt.

Palmen und Orangenbäumen, liegt, wie in einem Blumenkorbe, die Stadt Jalapa. Zwischen den kalten Nebeln des Gebirges und der glühenden Atmosphäre der Küste liegend, wird Jalapa nur von kühlen und von Wohlgerüchen geschwängerten Luftströmungen getroffen. Vergebens wirft die Sonne ihre senkrechten Strahlen auf die Ebene, welche es umgiebt; vergebens sendet der atlantische Ocean die heißen Winde seiner Küsten in dieses Thal: der Cofre, der es beherrscht, hält sie auf, sein basaltischer Gipfel zieht die Dünste des Meeres an sich, verdichtet sie zu einem beweglichen Himmel über dem Thale und verleiht diesem eine ewige Frische. Von den Anhöhen von San Miguel gesehen, die mit einem dunklen Tannenwalde bedeckt sind, erschien mir das Thal von Jalapa noch unendlich reizender. Die Berge begannen sich mit den violetten Schattirungen des Abends zu färben, schon zeigte sich in der Ferne der Schneegipfel des Arizaba wie ein leuchtender Stern, und hinter den entferntesten Dünsten verrieth eine kaum bemerkbare weiße Linie den Horizont von dem blauen Himmelsdome: die Linie war der Ocean, dessen Fluthen die Küsten Frankreichs bespülten.

Während ich im Anschauen dieser herrlichen Landschaft versunken war, hatte sich die Conducta entfernt. Ich gab meinem Pferde die Sporen und hatte die letzten Nachzügler bald erreicht; es waren Juanito und sein

Gesellschafter. Ich glaubte zu bemerken, daß die Fesseln des Bravo bedeutend lockerer geworden waren und dieser Umstand, mit mehreren andern in Verbindung gebracht, ließ mich einen Entweichungsversuch vermuthen, den Juanito nur zu bereitwillig begünstigen zu wollen schien. Ich war unschlüssig, ob ich nicht den Capitain benachrichtigen sollte, obgleich mir diese Rolle Widerwillen und Abscheu einflößte; da jedoch meine Gegenwart im Nothfalle hinreichend war, um Verduzco's Flucht zu verhindern, so zog ich es vor, zu bleiben. Plötzlich löst'e sich der Gurt, mit welchem der Bravo an Juanito festgebunden war, durch einen Messerschnitt des Räubers von seinen Hüften, er glitt von der Croupe des Pferdes herab und entfloh seinem Hüter. Mit einem Sprunge seines Pferdes war Juanito dem Fliehenden auf den Fersen; er legte seinen Carabiner auf ihn an, der Schuß knallte und Verduczo fiel mit zerschmettertem Kopfe zu Boden, ehe ich nur daran gedacht hatte, einen Laut auszustoßen.

„Wahrlich," sagte Juanito, indem er sein noch rauchendes Gewehr wieder an Ort und Stelle hing, „er hat keinen Grund, sich über mich zu beklagen, denn ich hätte ihm ja seine Stiefeln schon vor zwei Stunden nehmen können!"

Ueber diese Angelegenheit des Zartgefühls vollkommen beruhigt, stieg der Lancier vom Pferde zog, dem

Leichname die Gegenstände seiner Habgier aus und vertauschte sie gegen seine eigene jämmerliche Fußbekleidung.

„Ich wußte es wohl,“ setzte er dann hinzu, „daß ich mich zuletzt noch vollständig equipiren würde!“

„Hört, mein lieber Juanito,“ sagte ich jetzt zu ihm, „Ihr seid ein treuer Diener des Capitains, obgleich ich noch vor wenigen Augenblicken das Gegentheil vermuthete; aber in der ganzen Sache liegt ein Geheimniß, das ich nicht verstehe und für dessen Aufklärung ich Euch sehr gern einen Piaster geben würde.“

„Ich stehe Euch mit Vergnügen zu Diensten,“ erwiderte Juanito, indem er den Piaster einsteckte, den ich ihm in die Hand gedrückt hatte, „denn einen so freigebigen Beichtiger, wie Eure Herrlichkeit, findet man nicht alle Tage.“

Juanito schwang sich wieder in den Sattel und während wir im Schritt nebeneinander ritten, fuhr er fort:

„Ihr könnt Euch wohl denken, Sennor Caballero, daß ich das, was Ihr eben mit angesehen, nur auf Befehl meines Capitains gethan habe. Diesen elenden Schurken erschießen zu lassen, dies würde in den Augen der Gerechtigkeit ein Verbrechen gewesen sein, das uns hätte theuer zu stehen kommen können; hätten wir ihn aber den Gerichten übergeben, so würden wir ihm die schönste Gelegenheit geboten haben, sich freisprechen zu lassen. Wenn wir ihn dagegen erschießen, während er zu entweichen sucht, so ist dies nur eine rechtmäßige

Repressivmaßregel. Dieser Fluchtversuch, zu welchem ich scheinbar hülfreiche Hand lieh, war nur eine Falle, die zwischen dem Capitain und mir, im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit seines Gefangenen, verabredet worden war.“

„Aber was hat Euer Capitain gegen einen Mann, mit dem er früher in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand?“

„Das ist eine andere Frage,“ versetzte Juanito. „Mein Capitain hatte mir aufgetragen, Verduzco zuvor beichten zu lassen, ehe ich ihn in eine bessere Welt spedirte, und dies habe ich gethan. Folgendes habe ich von ihm erfahren, und ich sage dies nur Euch ... oder höchstens auch demjenigen, der mir noch einen Piaster giebt. Verduzco hatte sich, im Vertrauen auf den Schutz, den er höheren Orts genießt, verbindlich gemacht, dem Capitain die Ermächtigung auszuwirken, den nächsten Geldtransport zu escortiren, wenn dieser für halben Antheil an der Beute einwilligte, einen Theil der Conducta rauben zu lassen. Sennor Don Blas ging den Handel ein und zu seiner Entschuldigung muß ich sagen, daß er sich vornahm, seinen Raubantheil später von seinen Ersparnissen wieder zu ersetzen. Ihr wißt, was der Conducta begegnet ist; das Spaßhafteste bei der Sache aber ist, daß den Streich eine andere Bande, als die des Verduzco, ausgeführt hat, der auf eine solche Concurrenz nicht gerechnet hatte. Während der Bravo die

Conducta jenseits la Hoya erwartete, lauerten die andern Räuber diesseits des Dorfes auf sie, und von diesen Schuften ist der Capitain verwundet worden. Er glaubt, Verduzco habe ihn verrathen, und demzufolge hat er mir befohlen, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen und dem Bravo eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Der Capitain wird freier athmen, wenn ich ihm zugleich die Bekenntnisse und den Tod seines Complicen mittheile."

Wir beeilten uns, die Conducta einzuholen. Sobald Juanito die Tragbahre des Capitains bemerkte, setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte an dieselbe heran. Es vergingen einige Augenblicke, während deren Juanito dem Verwundeten Bericht über die Vollziehung seiner Befehle zu erstatten schien. Aber plötzlich ließ er die Maulthiere anhalten. Man umringte die Bahre und auch ich kam herbei, um die Veranlassung des Schreckens kennen zu lernen. Die Erzählung des Unteroffiziers hatte den Capitain in eine Aufregung versetzt, die ihm verderblich wurde; er hatte einen Blutsturz bekommen, und als ich bei der Bahre anlangte, waren seine Züge bereits durch den Todeskampf verzerrt.

Der Tod des Don Blas zerriß das letzte Band, das mich noch an die Conducta fesselte. Ich beschloß, sie ohne mich weiter reisen zu lassen; die Scenen, denen ich beigewohnt, hatten einen schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht und ich konnte die Gesellschaft dieser

Menſchen nicht mehr ertragen, deren rohe und heftige Leidenſchaften ſo nahe an Verbrechen grenzten. Ich hielt daher mein Pferd an und bald ſah ich die Bahre, die nur noch einen Leichnam trug, ſowie die zum Zeichen der Trauer geſenkten Lanzen der Reitereſcorte, im Abendnebel verſchwinden. Die Nacht brach herein. Um mich gleichſam für das traurige Gemälde zu entſchädigen, entfaltete ſich zu meinen Füßen die Landſchaft in ſtiller Pracht. Ein vergoldeter Nebel ſchwebte über dem Thale von Jalapa, weiße Schwäne beluſtigten ſich auf den von der untergehenden Sonne gerötheten Teichen, die ſchmale Linie des Oceans ſtrahlte in purpurnem Glanze und die ſchon halbgeſchloſſenen Blumenkelche der Naturas ſtrömten ihre letzten Wohlgerüche aus.

IV.

Die Jarochos.

1.

Wenn nirgends in ganz Mexico die Sonne eine üppigere Vegetation beſcheint, als in dem Thale von Jalapa, ſo ſind dagegen auch nirgends die Einwirkungen einer feuchten Atmoſphäre fühlbarer, als eben in dieſer Gegend. Ein grauer Dunſtſchleier zieht ſich faſt beſtändig von dem Gipfel des Cofre de Perote bis an den entgegengeſetzten Rand des Horizonts und fällt, zu einem feinen Regen verdichtet, herab; dicke Nebelflecken wälzen ſich über die Dächer der Häuſer, die Straßen ſind öde, und Jalapa muß die Herrlichkeit ſeines ewigen Grüns den größten Theil des Jahres über ſchmerzlich büßen. Wenn aber die Sonne dieſen Wolkenſchleier zerreißt, und wenn der Himmel ſein dutchſichtiges Blau von Neuem mit dem heiteren Grün der Hügel ver-

miſcht, dann wird Jalapa wieder die reizend-ſchöne Stadt, die ein ferner Horizont dem Reiſenden verſpricht. Die ſteilen Straßen nehmen ihr heiteres Gewand wieder an, und bieten auf jedem Schritte dem Blicke immer neue Schönheiten dar; bald ruht das Auge auf den weißen und rothen Häuſern, welche hinter einem dichten Gebüſch von Goyaven, Amberbäumen und Palmen hervorſchimmern; bald auf den Bergen, welche die Stadt umgeben, auf den Felſen, die unter einer Decke von Convolvulus verborgen ſind, auf den unzähligen Waſſerfällen, die aus den Seiten derſelben hervorſprudeln, und auf den Fußwegen, die ſich zwiſchen einer doppelten Hecke von Daturas, Geisblatt und Jasmin verlieren.

Wenn der Abend kommt, bedeckt ſich die Landſchaft mit einem dunkeln, aber durchſichtigen Schleier, der die Conture nur weicher macht, ohne ſie zu verwiſchen. Selbſt die Nacht hat in Jalapa den Tag um nichts zu beneiden, denn jetzt erſt beginnt die Stadt aufzuleben. In den niedrigen Häuſern der Tropenländer iſt das Erdgeſchoß beim Herannahen der Nacht der Zuſammenkunftsort für die Familie. Des Abends kann der Vorübergehende in Jalapa, wie in mehreren anderen Städten Mexico's, das häusliche Leben der Bewohner in ſeinem ganzen eigenthümlichen Reize beobachten. Jedes offene Fenſter wirft einen Strom von fröhlichem Geräuſch und Licht auf die ſtille und dunkle Straße. In

den wärmern Nächten dieses schönen Klima's kann auch der Fremde an den Vergnügungen des Abends Theil nehmen; er kann die Jalapeninas in ihrer natürlichen und sprichwörtlichen Ungezwungenheit *) beobachten von dem Augenblicke an, wo ein solches Fest beginnt bis zu dem, wo die Blumen ihres Haarputzes welken, oder die Harfe verstummt und die Fenster sich hinter dem Geländer des Balcons schließen.

Mag man Jalapa verlassen, um durch die eisigen Nebel der kalten Zone nach Mexico, oder unter der drückenden Last einer immer unerträglicher werdenden Hitze nach Vera-Cruz zu gehen, so wird man sich stets mit Bedauern von dem lieblichen Thale trennen. Ich hatte meine Abreise von einem Tage zum andern verschoben, und schon waren seit dem Tage, an welchem ich nach dem plötzlichen Tode des Capitains Don Blas allein nach Jalapa kam, zwei volle Wochen wie ein Traum vergangen. Aber meine pecuniären Hilfsquellen waren erschöpft. Ich mußte abreisen. Ich brach endlich auf, in Begleitung meines Dieners Cecilio, und eines zweiten Reisegesellschafters, dessen ich bis jetzt noch nicht erwähnt habe, nämlich einer Wachtelhündin, die

*) Die Frauen von Jalapa gelten mit Recht für die schönsten und anmuthigsten der ganzen Republik; sie zeichnen sich durch ihren vorherrschenden Geschmack für Vergnügungen, Blumen und Musik aus.

auf den englischen Namen Love hörte, den aber Cecilio in den etwas ganz Anderes bedeutenden Namen Lova*) umgeändert hatte. Diese Hündin begleitete mich auf allen meinen Ausflügen und mein Pferd, Stuem, das eine besondere Zuneigung für sie gefaßt hatte, galoppirte niemals fröhlicher, als wenn sie ihm vor den Beinen herumsprang oder es in die dampfende Brust zwickte.

Bald hatten wir die fruchtbaren Hügel Jalapa's, seine Orangen-, Bananen- und Guyavenpflanzungen hinter uns gelassen und Lencero erreicht. Dies ist der Name, den ein Soldat des Cortez einem kleinen Orte gegeben hat, wo er eine Venta errichtet hatte, und wo man noch jetzt einige jener Hütten erblickt, die man jacales**) nennt. Doch empfiehlt sich Lencero auch noch durch eine neuere Sehenswürdigkeit der Beachtung des Reisenden. In der Nähe des Dorfes steht auf dem Gipfel eines Hügels, von welchem aus das Auge die fernen Zacken der Cordilleren, und bei vollkommen heiterem Himmel einen schmalen Streifen des Meeres erblickt, ein kleines roth angestrichenes Haus mit einer bescheidenen Vorhalle und einem mirador (Belvedere aus

*) Love heißt im Englischen Liebe, lova im Spanischen Wölfin.

**) Diese Hütten sind aus Bambusstäben so gebaut, daß überall Luft und Licht frei eindringen kann.

Glasscheiben). Es ist das Landhaus des Generals Santa-Anna. In einiger Entfernung von Lencero kamen wir in die Bergschluchten von Cerro Gordo, und ein dumpfes Brausen, gleich dem der Meeresbrandung, verkündete uns die Nähe des Flusses Antigua. Eine aus sieben Bogen bestehende, kühn über den Abgrund des Flusses geschlagene Brücke, durchschnittene Berge und ausgefüllte Schluchten zeugen noch jetzt an dieser Stelle, genannt Puenta Nacional, von der Größe der früheren Beherrscher von Mexico.

Vera-Cruz ist nur noch achtundvierzig Kilometer von Puente Nacional entfernt, und seit unserer Abreise von Jalapa hatte die Hitze allmälig immer mehr zugenommen. Sturm athmete mit Entzücken den heißen Wind, der über das Gras hinstrich und ihn an die heimathlichen Wüsten erinnerte. Zum ersten Male, seit fünf Jahren, fühlte er die Strahlen einer Sonne gleich der seiner fernen guerencia, und er gab seine Freude darüber durch lautes Wiehern zu erkennen; Love dagegen suchte keuchend und mit weit heraushängender Zunge vergebens nach einem Thautropfen auf dem welken Grase.

Ermüdet von einem Marsche, der sich weit über meine Erwartung verlängert hatte, machte ich einen Augenblick Halt. Ich nahm mir vor, bald wieder aufzubrechen, um Vera-Cruz noch diesen Abend zu erreichen, wohin mir Cecilio am folgenden Tage nachkom-

men sollte, im Fall sein Pferd der Anstrengung nicht gewachsen wäre; allein das Schicksal wollte es anders. Cecilio, der zurückgeblieben war, holte mich in dem Augenblicke ein, als ich wieder aufbrechen wollte. Der Schweiß rann in großen Tropfen über seine erhitzten Wangen, und seine gewöhnlich so ruhigen Gesichtszüge verriethen eine gewaltige innere Aufregung. Mein Erstaunen wurde noch erhöht, als ich ihn dicht neben mir heranreiten sah, denn es war das erste Mal, daß er sich einen solchen Verstoß gegen den Respect erlaubte.

„Sennor Gebieter," sagte Cecilio zu mir, „wenn die Erkundigungen, welche ich auf dem Wege eingezogen habe, nicht trügen, so kommen wir hier in die Region des gelben Fiebers, und ich muß gestehen, daß ich sehr besorgt um ein Leben bin, auf das ich einigen Werth zu legen die Schwachheit habe; ich werde Euch daher, mit Eurer gütigen Erlaubniß, nicht weiter begleiten."

„Es ist wahr," erwiederte ich ihm, „das gelbe Fieber beginnt allerdings in dieser Gegend, und es ergreift vorzugsweise pausbäckige Leute Deines Schlages. Ich will Dir demnach nicht hinderlich sein; Du kennst den Weg von hier nach Mexico, möge das Pferd, das ich Dir zum Lohn für Deine treuen Dienste schenke, Dich wohlbehalten an Ort und Stelle tragen."

Zum Unglück war zwischen Herrn und Diener noch eine frühere Lohnberechnung zu ordnen, welche

durch das Geschenk eines abgetriebenen und gelähmten Gauls nicht eben zu Cecilio's Gunsten saldirt wurde. Er gab mir dies auf eine zarte Weise zu verstehen, und verlangte auf der Stelle seine Bezahlung. Jetzt mußte ich meine Zuflucht zu einem Argument nehmen, das, meiner Meinung nach, keinen Widerspruch zuließ.

„Du weißt, warum ich Jalapa verlassen habe; da ich nun in diesen Einöden kein Handlungshaus finden kann, das mir einen Wechsel auf Vera-Cruz discontirt, so hoffe ich, Du wirst Dich bis dahin noch gedulden."

Cecilio antwortete nicht, doch bewies mir sein ganzes Benehmen, daß er sich noch keineswegs für geschlagen hielt. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde stillschweigend weiter geritten waren, machte er in der That einen neuen Versuch, indem er zu mir sagte:

„Wenn Eure Herrlichkeit gesonnen wären, mich mit nach Europa zu nehmen, so würde das lebhafte Verlangen, so merkwürdige Länder zu sehen, meine Furcht vor dem gelben Fieber überwinden. Das Sprüchwort sagt: Wer nichts wagt, kommt nicht über's Meer."

Ich entgegnete Cecilio, daß eine solche Reise sehr kostspielig sei; daß unter den Fremden, welche Mexico besuchen, sich nur sehr wenig Millionaire befänden, und die Mehrzahl derselben mit eben so leeren Händen, wie sie gekommen seien, in ihr Vaterland zurückkehrten.

„Wer in Mexico in ziemlich hohem Ansehen steht,"

setzte ich ohne weitere Anspielung hinzu, „ist in seinem Vaterlande leider nur eine sehr unbedeutende Person.“

Cecilio schien mich zu verstehen und schwieg abermals still. Wir setzten unseren Weg fort, doch wich er noch immer nicht von meiner Seite. Plötzlich stieß er einen Freudenruf aus.

„Was giebt's?“ fragte ich ihn.

„Ich habe ein vortreffliches Auskunftsmittel gefunden.“

„Wirklich? Nun, so laß es hören.“

„Ich mache Eurer Herrlichkeit den Vorschlag,“ erwiederte er mit wichtiger Miene, „um meine Forderung zu spielen und Euer schönes Pferd, Sturm, dagegen einzusetzen. Da es Euch unmöglich ist, mich in diesem Augenblicke zu bezahlen, ich aber fest entschlossen bin, Euch nicht weiter zu begleiten, so wird Eure Herrlichkeit sich gewiß nicht weigern, auf meinen Vorschlag einzugehen. Wenn Ihr gewinnt, so seid Ihr mir nichts schuldig und es bleibt mir die Ehre, Euch umsonst gedient zu haben; wenn Ihr aber verliert, so bleibt Euch noch die Falbe und der Segen Gottes.“

Ich war zuerst Willens, einen so unsinnigen Vorschlag entschieden zurückzuweisen, aber bald kam mir die Idee so außerordentlich originell und spaßhaft vor, daß ich mich bereit erklärte. Wir stiegen ab. Nach einem in Mexico ziemlich allgemein verbreiteten Gebrauche war Cecilio auf der Reise stets mit einem Spiele Karten

versehen, und wir setzten uns am Rande des Wegs unter einem Baume einander gegenüber. Love streckte sich keuchend auf den Sand nieder, während Sturm, der sich sehr nach dem Stalle sehnte, ungeduldig den Boden aufscharrte. Als ich das edle Thier betrachtete, das vielleicht bald nicht mehr mir gehören sollte, bereuete ich einen Augenblick meine Verwegenheit, allein jetzt war es zu spät. Cecilio reichte mir die Karten und sagte mit noch wichtigerer Miene:

„Eure Herrlichkeit wird mir die Ehre erzeigen, abzuziehen.“

Ich zitterte schon bei dem Gedanken an mein gewöhnliches Unglück im Spiel und ergriff die Karten mit unsicherer Hand. Um die Sache möglichst kurz abzumachen, setzte ich die Partie auf drei alburs*) fest, so daß die Sache binnen fünf Minuten entschieden sein mußte. Ich legte zwei Karten auf, Cecilio wählte eine davon und die andere blieb für mich. Nachdem ich etwa ein halbes Dutzend Karten abgezogen hatte, gewann ich den ersten albur. Cecilio verzog keine Miene und ich hoffte schon, der Zufall werde sich dies eine Mal zu meinem Gunsten irren; aber ich verlor den zweiten albur. Jetzt hatten wir noch die dritte und entscheidende Partie zu spielen.

*) So nennt man jede einzelne Partie des Montespieles.

Wir waren Beide so vertieft in unser Spiel, daß wir zwei auf uns zukommende Reiter gar nicht bemerkt hatten. Ich meinestheils erblickte sie nicht eher, als bis sie dicht neben uns standen. Das Geräusch ihrer Stimmen machte mich aufmerksam, ich erhob den Kopf und sah in dem einen der Ankommenden den vollkommenen Typus eines Jarocho *). Er trug das der genannten Menschenclasse eigenthümliche Costüm in seiner ganzen Reinheit: einen Strohhut mit breitem, hinten aufwärts geschlagenem Rande, ein roth und gelb carrirtes Taschentuch, das unter dem Hute über Nacken und Schultern herabfiel, um diese gegen die glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, ein Hemd von feiner Leinwand mit einem Jabot von Batist, ohne Weste darüber und eine kurze blaue Sammethose, die über dem Knie aufgeschlitzt war und bis auf die Hälfte des Schienbeins herabging. An seinem Gürtel von scharlachrothem, chinesischem Krepp hing ein machete (gerader Säbel) mit Horngriff ohne Gefäß und Scheide, dessen scharfe Klinge in der Sonne blitzte. Seine nackten Füße stützten sich nur mit der äußersten Spitze der Zehen auf die hölzernen Steigbügel. Die Hautfarbe des Jarocho war dunkelbraun und hielt die Mitte zwischen der Farbe des Negers und der des Indianers, und endlich verrieth sein dichter Bart den

*) Jarochos werden die Landbewohner der Küstengegend von Vera-Cruz genannt.

orientalischen Ursprung seiner Race. Schwerer war es, den Stand des anderen Reiters aus seinem Aeußern zu erkennen. Dieser trug eine Kattunjacke, ein weißes Beinkleid, Halbstiefeln von Cordwan und einen kostbaren Strohhut von Jipijapa *). Sein unfreundliches, fast widerwärtiges Gesicht konnte eben so gut einem Kaufmanne oder einem Pferdehändler, wie einem Straßenräuber angehören und sein prächtiges Pferd bestätigte diese dreifache Vermuthung.

Ein Paar Spieler, wo sie sich auch finden mögen, sind für den Mexicaner jeder Classe stets ein anziehendes Schauspiel, und zu meinem großen Mißvergnügen machten die beiden Reiter Miene, bei uns stehen zu bleiben. Ich blieb unbeweglich, mit den Karten in der Hand, und war etwas verlegen, mich bei einer meinen Gewohnheiten so sehr widerstreitenden Beschäftigung überrascht zu sehen. Da indeß kein sichtbarer Einsatz vorhanden war, so schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, man werde unser Spiel für einen unschuldigen Zeitvertreib halten; allein ich hatte es mit Leuten zu thun, die in Angelegenheit menschlicher Schwächen erfahrene Beurtheiler waren.

*) Diese Hüte, die ihren Namen von dem Orte haben, wo sie verfertigt werden, kosten nicht selten drei bis vier Unzen Gold, oder zweihundertvierzig bis dreihundertzwanzig Franken.

„Spielt Ihr vielleicht um dieſen ſchönen Braunen?“ fragte mich der Reiter in der Kattunjacke, grüßend und einen durchbohrenden Blick auf mich heftend.

„Allerdings,“ erwiederte ich ihm.

„In dieſem Falle ſpielt Ihr ein hohes Spiel, Señor,“ verſetzte er, „und wenn, wie ich glaube, das Pferd Euch gehört, ſo wünſche ich Euch viel Glück; aber würdet Ihr uns für unbeſcheiden halten, wenn wir der Partie zuſähen?“

„Ich würde es vorziehen, ſie ſo zu beendigen, wie ich ſie begonnen habe, denn ich habe ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß ich viel glücklicher ſpiele, wenn ich keine Zuſchauer habe.“

Der Reiter fand meine Bedenklichkeit zu achtenswerth, um meinen Wunſch unberückſichtigt zu laſſen, und er ſagte daher zu ſeinem Begleiter:

„Wir haben ohnehin nicht viel Zeit übrig und müſſen uns hier trennen. Wenn es mir möglich iſt, ſo treffe ich Euch morgen auf dem Fandango*) von Manantial, obgleich wir, wenn mich nicht Alles trügt, ſehr bald Nordwind haben werden.“

„Alſo auf Wiederſehen bis morgen,“ entgegnete der Jarocho, und die beiden Reiter trennten ſich; der

*) Der Name eines Tanzes, im weiteren Sinne auch überhaupt die ländlichen Vergnügungen an der Küſte von Vera-Cruz.

Erstere entfernte sich auf der geraden Straße und der Andere schlug einen links abgehenden Seitenweg ein.

„Was Teufel kann der Nordwind mit dem Fandango eines Dorfes zu thun haben?“ fragte ich Cecilio.

„Der Reiter in der Kattunjacke fürchtet vielleicht, sich zu erkälten,“ antwortete Cecilio mit selbstzufriedener Wichtigkeit.

Nach dieser geistreichen Erklärung nahmen wir unsere für einen Augenblick unterbrochene Spielpartie wieder auf. Ich schlug abermals zwei Karten um; der eine war der Treffbube und diesen wählte Cecilio. Diesmal zog ich mit zitternder Hand eine Karte nach der anderen ab; mein Herz klopfte heftig, denn ich sollte vielleicht den treuesten Begleiter während meiner fünfjährigen Reise verlieren! Cecilio trocknete sich beständig die Schweißtropfen von der Stirn. Plötzlich stieß er einen Schrei aus, der mir durch Mark und Bein drang: ich hatte eben den Coeurbuben abgezogen.

„Ihr habt verloren, Sennor!“ rief er dann freudestrahlend.

Bei diesen Worten, die er in gutem Französisch aussprach, blickte ich ihn mit stummer Verwunderung an.

Mit stolzer Miene trat er auf mein Pferd zu und schickte sich an, es zu besteigen.

„Halt, Schurke!“ rief ich, ihn zurückhaltend, „den Sattel habe ich nicht mit eingesetzt!“ Und ich

gebot ihm, Sturm den Sattel abzunehmen und ihn auf den Rücken der Falbe zu ſchnallen, Cecilio vollzog dieſen Befehl, der letzte, den er von ſeinem bisherigen Gebieter erhalten ſollte, und ich ſah ihm dabei mit ſchmerzlichem Stillſchweigen zu. Als er fertig war, ſtieg er auf das edle Thier, das mir nicht mehr gehörte. Ich verwünſchte jetzt meine Thorheit, aber es war leider zu ſpät. Indeß ließ ich mir aus Stolz von meinem Verdruſſe nichts merken und fragte Cecilio, wie es käme, daß er Franzöſiſch ſpreche, ohne daß ich es bis jetzt gewußt habe.

„Ich habe fünf Jahre lang hinter dem Stuhle Eurer Herrlichkeit geſtanden, wenn Ihr mit Euren Landsleuten ſpeiſ'tet," erwiederte er mir, „und es wäre ſchlimm, wenn ich in dieſer langen Zeit nicht Eure Sprache gelernt hätte. Allerdings habe ich mich wohl gehütet, es Euch merken zu laſſen, denn Eure Herrlichkeit würde dann eine Menge Geheimniſſe vor mir gehabt haben."

Dies war mir ein neuer Beweis, daß Cecilio zu der Claſſe der ſchlauen Diener gehörte, die in den ſpaniſchen Romanen eine ſo große Rolle ſpielen. Schon mehr als ein Mal hatte er mich an die Figur des Ambroſio von Lameta im Gil Blas erinnert, und ſeine Phyſiognomie hatte mich nicht getäuſcht. Doch ſchienen ſich, trotz der Unverſchämtheit, die er zum erſten Male an den Tag legte, im Augenblicke der Trennung peinliche Gefühle in ihm zu regen. Es war in

der That ſehr natürlich, daß er einiges Bedauern darüber empfand, einen Herrn, der ſtets nur gütig gegen ihn geweſen war, auf ſolche Art zu verlaſſen. In Folge dieſes Gedankens erwachte in meinem Herzen wieder ein Funke meiner früheren Zuneigung zu ihm und ich ſagte daher:

„Sieh, Freund Cecilio, das Pferd, welches Du eben von mir gewonnen haſt, würde ich Dir höchſt wahrſcheinlich in einigen Tagen ohnehin geſchenkt haben; es thut Dir wohl leid, mich deſſelben ſchon jetzt beraubt zu ſehen?“

„Wahrhaftig, es betrübt mich tief,“ entgegnete Cecilio mit einem ſchweren Seufzer, „Euren ſchönen Sattel auf einem ſo häßlichen Gaule zu ſehen, und ich ſchäme mich, daß ich das Pferd, welches ich von Euch gewonnen habe, nicht ſo ſchmücken kann, wie es ſich für ein ſo herrliches Thier ziemt. Hättet Ihr nicht Luſt, auch noch um den Sattel zu ſpielen?“

Das war zu viel. Empört über eine ſolche Undankbarkeit rief ich aus, indem ich ihm mit einem Piſtole drohte:

„Hüte Dich, daß ich Dir nicht mit Gewalt ein Pferd wieder abnehme, das ein Schuft, wie Du, nicht zu reiten verdient!“

Cecilio erwiederte dieſe Drohung nur damit, daß er die Sporen einſetzte und meinem Wachtelhunde pfiff, der, dieſer plötzlichen Trennung des Herrn von ſeinem Pferde

mit unruhiger Miene zugesehen hatte. Ich pfiff ihm nun ebenfalls. Der arme Love sah sich zum ersten Male in der Lage, zwischen den beiden vorherrschenden Neigungen seines Charakters eine Grenzlinie zu ziehen und wußte nicht sogleich, wozu er sich entschließen sollte. Mit Blitzesschnelle hatte er Sturm eingeholt und kam dann mit feuchten und bittenden Augen zu mir zurück. Das krampfhafte Zittern seines ganzen Körpers verrieth den Kampf, der in seinem Inneren vorging. Endlich stieß er ein dreimaliges lautes Schmerzgeheul aus und verschwand sodann in den Staubwolken, die unter den Hufen seines geliebten Gefährten emporwirbelten; ich blieb allein. Zwischen Wuth und Schmerz getheilt, fühlte ich mich einen Augenblick versucht, mein Unglück an dem elenden Gaule zu rächen, den mir das Schicksal gelassen hatte, doch war dies nur ein vorübergehender Moment von Schwäche. In den mannichfachen Widerwärtigkeiten eines abenteuerlichen Lebens hatte ich mir die schwierige Tugend der Resignation angeeignet und überdies hatte die ganze Spielepisode unter so drolligen Umständen stattgehabt, daß ich mich zuletzt auf den Rasen warf und in lautes Lachen ausbrach.

2.

Der Verlust meines wackern Pferdes zwang mich, meinen Plan zu ändern, denn, wie ich jetzt beritten war,

konnte ich nicht mehr daran denken, Vera-Cruz noch diesen Abend zu erreichen, und ich beschloß daher, in Manantial, einem kleinen Dorfe, das höchstens noch eine Stunde weit sein konnte, zu übernachten. Da ich unter solchen Umständen mehr Zeit, als nöthig, vor mir hatte, so konnte ich sie nicht besser anwenden, als im Schatten der Bäume Siesta zu halten. Die Stelle, wo ich mich befand, war eine der malerischesten Partien der Wälder, die sich von Puente Nacional bis Bergara erstrecken. Schmale Fußpfade, welche die Axt durch das Dickicht geschlagen, kreuzten sich in verschiedenen Richtungen, während zu beiden Seiten dieser Wege die üppige Vegetation überall den Schritt des Menschen hemmt, und kaum den wilden Thieren Durchgang gestattet. Zwischen den Dattelpalmen, deren gigantische und glänzende Zweige bis auf die Erde herabhängen, schaukelt die schlanke Cocospalme ihre fächerförmigen Blätter und die aufgesprungenen Saamenkapseln des Seidenbaumes streuen ihre weißen Flocken umher. Der Anblick dieser Wälder verändert sich im Laufe jedes Tages mehrere Male. Um die Mittagsstunde beugte sich die gewaltige Vegetation, von der stolzen Palme bis zum demüthigen Moose, das ihre Wurzeln bedeckt, unter der Last der glühenden Sonnenstrahlen, ein heißer Wind bringt in das Dickicht und scheint den Lebensodem zu ersticken; die Raubthiere, die Vögel, die Insekten und die Pflanzen, Alles schweigt und schläft unter

dern ermattenden Hauche; aber wenn die Sonne die Wipfel der Bäume nicht mehr vergoldet, wenn die Dünſte langſam der Erde entſteigen, um ſpäter als Thau wieder herabzufallen, dann erwacht in dieſen ſchweigſamen Wäldern ein wunderbares Leben. Die im Laube verborgenen Papageien erheben ein betäubendes Gekreiſch, und die Singvögel finden ihre Stimme wieder; Myriaden von Inſekten ſummen im Graſe, ein dumpfes Krachen ertönt aus den bis jetzt ſtummen Tiefen, und die Pflanzen ſcheinen aus ihrem lethargiſchen Schlafe zu erwachen. Mit der hereinbrechenden Nacht beginnt dann eine letzte Veränderung; ein Geräuſch nach dem andern verſtummt wieder, die verſchiedenen Abſtufungen des Grüns verſchwimmen in einander, und alle Gegenſtände nehmen eine gleichartige durchſichtige Färbung an. Die Stille, welche auf das verworrene Geräuſch des Abends folgt, iſt jedoch ſehr verſchieden von der des Tages. Die Nacht hat ihre geheimnißvollen Harmonien, wie die Dämmerung ihre lauten Stimmen. Der Abendwind zittert durch die herabhängenden Lianen wie durch die Saiten einer Aeolsharfe; das dürre Laub raſchelt unter den Windungen eines Reptils; der Canzontle, der König der amerikaniſchen Singvögel, wiederholt jedes Geräuſch der Einſamkeit und der Cuitlacoche*), der ſich auf den Lianen über

*) Der Canzontle und der Cuitlacoche ſind die beiden

einem Wasserfalle schaukelt, scheint sich singend an dem Gemurmel des Wassers zu ergötzen.

Ich hatte dem Einflusse der ermattenden Hitze nicht widerstehen können und war eingeschlafen, ohne mich um mein Pferd zu kümmern. Es war eine Beute, welche der gemeinste Dieb verschmäht haben würde, und überdies muß ich es anerkennen, daß in der Gegend, wo ich mich befand, kein Makel an der Ehrlichkeit der Bewohner haftete. Es war noch heller Tag, als ich wieder erwachte, doch begann der Abendwind, schon die drückende Schwüle der Luft zu mildern. Schon hatte in dem Laube der Bäume, unter deren Schatten ich lag, ein Schwarm von Papageien sein Gekreisch begonnen, und die Höllenmusik, welche er machte, mußte auch die abgehärtesten Nerven schmerzlich erschüttern. Ich verlor endlich die Geduld, bestieg mit innerer Wuth den elenden Gaul, der meinen prächtigen Sturm ersetzte, und entfernte mich auf dem schmalen Wege, der mich nach Manantial führen sollte.

Nach einem halbstündigen, langsamen und beschwerlichen Ritte, beständig von dem lästigen Geschrei der Papageien verfolgt, erblickte ich in einiger Entfernung von mir einen Reiter. Er war ebenso gekleidet, wie

---

Haupttypen der Classe der Spottvögel. Ersteren kann das Pfeifen der Amsel, das Miauen der wilden Katze, das Gekreisch des Adlers und Falken, das Geheul des Goyote und das Krächzen der Nachteule täuschend nachahmen.

der. Eine von denen, welche einen Augenblick unſere Spielpartie unterbrochen hatten, und ſchien, wie ich, in einer gereizten Stimmung zu ſein. Nach Art der Jarocho's ſich nachläſſig im Sattel wiegend, ritt er langſam durch die ſchattigen Krümmungen des Weges, indem er fortwährend geſtikulirte, und mit allen Anzeichen eines heftigen Zornes die Fauſt zum Himmel erhob. Hoch erfreut, daß mir der Zufall einen Unglücksgefährten ſendete, glaubte ich, ihm den Tribut meiner Tröſtungen darbringen zu müſſen, und dies gelang mir über Erwarten. Kaum war ich, nach kräftiger Anwendung der Sporen, neben ihm angekommen, ſo trat eine plötzliche Heiterkeit an die Stelle der zornigen Aufregung, welche den Jarocho zu beherrſchen ſchien.

„Bin ich es vielleicht, der Eure Lachluſt ſo ſehr erregt?“ fragte ich ihn ziemlich barſch, denn in meiner ärgerlichen Stimmung fand ich ſeinen Ausbruch von Heiterkeit mehr als unſchicklich.

„Ihr ſelbſt keineswegs, Sennor Caballero,“ erwiederte der Jarocho; „allein Ihr werdet mich entſchuldigen, wenn mich der Anblick Eures Pferdes meine gewöhnliche Höflichkeit vergeſſen ließ.“

„Mich dünkt indeß, als wäre mein Pferd eben nicht viel häßlicher, als Euer andante,*)“ entgegnete ich, durch dieſe Antwort beleidigt.

*) Localbezeichnung für Pferd.

„Das ist möglich, aber es ist doch häßlicher, und dies ist eine Satisfaction, auf die ich nimmer gehofft hätte, und deren ich mit Eurer Erlaubniß genieße.“

Nach diesen Worten begann der Jarocho von Neuem, mit einer solchen Herzlichkeit zu lachen, daß auch ich davon angesteckt wurde, und meine Lachlust nicht unterdrücken konnte. Die kreischenden Papageien über unsern Köpfen waren über diesen ungewöhnlichen Lärm so erschreckt, daß sie auf einige Augenblicke verstummten. Als jedoch dieser erste Anfall vorüber war, setzten wir, neben einander reitend, unseren Weg fort, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Die Papageien hatten ihr abscheuliches Concert wieder begonnen, und meine beleidigten Ohren, wie meine verletzte Eitelkeit, machten mir die Fortsetzung des Gesprächs als eine nothwendige Zerstreuung wünschenswerth, selbst wenn es in einen Streit ausgeartet wäre. Ich kam auf den Einfall, mich zuerst an den verwünschten Vögeln zu rächen, und schoß aufs Gerathewohl eine meiner Pistolen in das dichte Laub über unseren Köpfen ab. Ich hatte die unerwartete Genugthuung, einen Papagei tödtlich getroffen herabfallen zu sehen.

„Hattet Ihr auf ihn gezielt?“ fragte mich der Jarocho, einen besorgten und staunenden Blick auf mich heftend.

„Allerdings,“ erwiederte ich ihm in barschem Tone,

„und dies mag Euch lehren, daß es zuweilen gefährlich ist, über Jemanden zu lachen, den man nicht kennt.“

Der Jarocho hielt sein Pferd an, und indem er die eine Hand in die Hüfte stemmte, während er mit der anderen seinen Strohhut tiefer ins Gesicht drückte, rief er aus:

„Oigajte, nor deconocia*), ich bin von einem Stamme, welcher nicht viel spricht, aber schnell handelt. Ich habe nicht die Absicht gehabt, Euch zu beleidigen; wenn Ihr aber Streit mit mir suchet so stehe ich Euch zu Diensten, ich werde, trotz der Ungleichheit unserer Waffen, mein Möglichstes thun.“

Und wie Alle seines Gleichen, welche nie versäumen, zur Anpreisung ihres persönlichen Werthes die Poesie zu Hülfe zu nehmen, begann er mit kräftiger, doch nicht besonders wohlklingender Stimme folgende Strophe zu singen:

„A ese mi competidor
Dile que Uevo cortante
Que si tienne jierro y valor
Que se me pare delante.“ **)

*) In gutem Spanisch: Oiga usted, sennor desconocido (hört mich an, Herr Unbekannter). Diese wenigen Worte werden genügen, um sich einen Begriff von den Verstümmelungen zu machen, welche die spanische Sprache im Munde der Jarocho's erleidet.

**) Wenn ich einen Mitbewerber finde, — weiß ich mei-

Dann zog er ſeinen blitzenden Degen aus dem ledernen Ringe, der die Stelle der Scheide vertrat, und ſchwang ihn über ſeinem Kopfe.

Ein Zweikampf in den amerikaniſchen Wildniſſen, ohne andere Zeugen, als die Vögel des Waldes, hatte ohnſtreitig etwas höchſt Anziehendes; allein unſere beiden Roſſe, mit ihren dürren Hälſen und ihrem trägen Schritte, paßten ſo wenig zu unſerer Kampfluſt, daß wir in dem Augenblicke ſogar, als ſich unſere Degen ſchon kreuzten, nicht ernſthaft bleiben konnten, und wir brachen Beide aufs Neue in lautes Lachen aus. Ich fand zuerſt meine Kaltblütigkeit wieder und beeilte mich nun, dem Jarocho zu ſagen, daß nach ſeiner Verwahrung gegen jeden Gedanken an Beleidigung, ein Zweikampf zwiſchen uns keinen triftigen Grund habe, und ſich nur durch eine kriegeriſche Stimmung erklären laſſe, die mit unſerer erbärmlichen Ausrüſtung ſehr wenig im Einklang ſtehe.

„Es freut mich, daß Ihr Euch zufrieden gebt,“ erwiederte der Jarocho, mir die Hand reichend, „denn ich habe ohnehin einen andern Streit auszumachen, und wenn ich mich mit Euch geſchlagen hätte, ehe die Sache beendigt war, würde ich eine ſehr ernſte Pflicht verletzt haben.“ Nach dieſen gegenſeitigen Erklärungen ſetzten

---

nen Degen zu führen; — wenn er Kraft und Muth hat, — wird er ſehen, daß er gut geſtählt iſt.

mir unſern Weg fort. Ich erinnerte mich jetzt der letzten Worte, welche die beiden Reiter, die mich bei dem Spiele mit Cecilio geſtört, miteinander gewechſelt hatten, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fragte ich meinen Begleiter:

„Wie ich gehört habe, iſt morgen ein Fandango in Manantial?“

„Jawohl, und der Teufel mag ihn holen! Ich hatte Nna*) Sacramenta, eine rothe Bandſchleife verſprochen, und habe in der ganzen Umgegend keinen Fingerbreit ſolchen Bandes finden können. Eben, als Ihr mich einholtet, verwünſchte ich meinen Unſtern. Geht Ihr etwa auch nach Manantial, um dem Fandango beizuwohnen?“

„Ja,“ erwiederte ich ihm, „doch führt mich nur der Zufall in dieſe Gegend, denn ich hatte mir vorgenommen, wenn nicht etwas ganz Beſonderes dazwiſchen käme, noch dieſen Abend bis Vera-Cruz zu reiten.“

„Ich hoffe, Ihr werdet die Verzögerung nicht bereuen; Ihr findet dort eine bunte Volksmenge, und gewiß eine angenehme Unterhaltung. Aber wo wollt Ihr in Manantial abſteigen? es iſt kein Gaſthaus dort.“

„Nun, bei Euch, da Ihr es zu wünſchen ſcheint, daß ich an Eurem Fandango Theil nehme.“

---

*) Nna iſt die in dieſem Theile von Mexico gebräuchliche Abkürzung für donna.

Dann zog er ſeinen blitzenden Degen aus dem ledernen Ringe, der die Stelle der Scheide vertrat, und ſchwang ihn über ſeinem Kopfe.

Ein Zweikampf in den amerikaniſchen Wildniſſen, ohne andere Zeugen, als die Vögel des Waldes, hatte ohnſtreitig etwas höchſt Anziehendes; allein unſere beiden Roſſe, mit ihren dürren Hälſen und ihrem trägen Schritte, paßten ſo wenig zu unſerer Kampfluſt, daß wir in dem Augenblicke ſogar, als ſich unſere Degen ſchon kreuzten, nicht ernſthaft bleiben konnten, und wir brachen Beide aufs Neue in lautes Lachen aus. Ich fand zuerſt meine Kaltblütigkeit wieder und beeilte mich nun, dem Jarocho zu ſagen, daß nach ſeiner Verwahrung gegen jeden Gedanken an Beleidigung, ein Zweikampf zwiſchen uns keinen triftigen Grund habe, und ſich nur durch eine kriegeriſche Stimmung erklären laſſe, die mit unſerer erbärmlichen Ausrüſtung ſehr wenig im Einklang ſtehe.

„Es freut mich, daß Ihr Euch zufrieden gebt,“ erwiederte der Jarocho, mir die Hand reichend, „denn ich habe ohnehin einen andern Streit auszumachen, und wenn ich mich mit Euch geſchlagen hätte, ehe die Sache beendigt war, würde ich eine ſehr ernſte Pflicht verletzt haben.“ Nach dieſen gegenſeitigen Erklärungen ſetzten

---

nen Degen zu führen; — wenn er Kraft und Muth hat, — wird er ſehen, daß er gut geſtählt iſt.

mir unſern Weg fort. Ich erinnerte mich jetzt der letzten Worte, welche die beiden Reiter, die mich bei dem Spiele mit Cecilio geſtört, miteinander gewechſelt hatten, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fragte ich meinen Begleiter:

„Wie ich gehört habe, iſt morgen ein Fandango in Manantial?“

„Jawohl, und der Teufel mag ihn holen! Ich hatte Nna*) Sacramenta, eine rothe Bandſchleife verſprochen, und habe in der ganzen Umgegend keinen Fingerbreit ſolchen Bandes finden können. Eben, als Ihr mich einholtet, verwünſchte ich meinen Unſtern. Geht Ihr etwa auch nach Manantial, um dem Fandango beizuwohnen?“

„Ja,“ erwiederte ich ihm, „doch führt mich nur der Zufall in dieſe Gegend, denn ich hatte mir vorgenommen, wenn nicht etwas ganz Beſonderes dazwiſchen käme, noch dieſen Abend bis Vera-Cruz zu reiten.“

„Ich hoffe, Ihr werdet die Verzögerung nicht bereuen; Ihr findet dort eine bunte Volksmenge, und gewiß eine angenehme Unterhaltung. Aber wo wollt Ihr in Manantial abſteigen? es iſt kein Gaſthaus dort.“

„Nun, bei Euch, da Ihr es zu wünſchen ſcheint, daß ich an Eurem Fandango Theil nehme.“

---

*) Nna iſt die in dieſem Theile von Mexico gebräuchliche Abkürzung für donna.

verrathen, die man allenthalben unter der Sonne findet. Calros schien indeß nicht einer von den Männern zu sein, die gewöhnt waren, ihre Huldigungen verschmäht zu sehen. Ein stolzer, vornehmer Zug erhöhte noch die männliche Schönheit seines Gesichts. Der Jarocho wartete geduldig, bis der Tanz zu Ende war, drängte sich dann durch den vor uns stehenden Zuschauerkreis und eilte auf das junge Mädchen zu, ohne sich weiter im Geringsten um mich zu kümmern. Als er bei ihr angekommen war, stieg er vom Pferde. Ich war zu weit von ihm entfernt, um das nun stattfindende Gespräch zu verstehen, doch sah ich beim Scheine des Feuers, der aus einer in der Nähe befindlichen Hütte auf Calros und Sacramenta fiel, hinlänglich bezeichnende Geberden. Ich konnte nicht zweifeln, daß Calros, sich wegen der rothen Bandschleife entschuldigte, die er nirgends hatte auftreiben können; eben so klar wurde es mir aber auch, daß er mit seiner Vertheidigung nicht viel Glück machte. Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des schönen Mädchens; ihre großen, schwarzen Augen schienen eine so unbarmherzige Ironie auszudrücken, daß der arme Calros ganz niedergeschlagen wurde. Während sie sprach, spielte er mit dem Horngriff seines Machete, und eine noch düstrere Wolke lagerte sich von Neuem auf seine Stirn; dann aber schien sein für einen Augenblick gedemüthigter Stolz ohne Zweifel wieder zu erwachen, denn er trat einige Schritte zurück,

und ſetzte den Fuß in den Steigbügel, als wollte er ſich entfernen. Ehe er ſich jedoch völlig in den Sattel ſchwang, warf er noch einen Blick, und zwar einen Blick zornigen Unwillens, auf das Mädchen. Sacramenta antwortete darauf, indem ſie mit herausfordernder Anmuth das Köpfchen ſchüttelte, wobei ſich eine der Suchilblumen aus ihrem Haar löſ'te, und neben ihr auf den Rafen fiel. Der Jarocho blickte unſchlüſſig nach der kleinen Blume, die auf der Stirn der Geliebten verweilt war. Das junge Mädchen ſchien anfangs nicht hierauf zu achten; allein während ſie dann mit beiden Händen ihren wohlriechenden Haarſchmuck wieder ordnete, zeigte ſie mit einer Koketterie, um welche ſie eine pariſer Salondame beneidet haben würde, mit der Spitze ihres kleinen Fußes nach der im Graſe liegenden Blume. Eine unausſprechliche Freude glänzte in dem Geſicht des Jarocho, der ſich haſtig bückte und überglücklich das ſchwache Pfand der Hoffnung aufhob, dann ſich in den Sattel ſchwang, und bald in der Dunkelheit verſchwand.

Augenſcheinlich hatte mich Calros im Uebermaaße ſeines Glücks gänzlich vergeſſen. Das war ſehr natürlich, aber eben ſo natürlich war es auch, daß ich die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen wollte. Ich machte mich daher ſogleich an die Verfolgung meines entfliehenden Wirthes.

„Heda, Seinor Don Calros!“ rief ich ihm von

weitem zu, „wie es scheint, habt Ihr die Gastfreundschaft vergessen, die Ihr mir so freundlich angeboten hattet.“

„Verzeiht, Sennor Caballero,“ erwiederte er, sein Pferd anhaltend, „Ihr werdet es mir vielleicht glauben, daß ich zuweilen sehr zerstreut bin?“

„Das kann ich mir leicht erklären,“ versetzte ich, „und zürne Euch keineswegs, einen Fremden vergessen zu haben, dem Ihr zufällig begegnet habt, und dessen Unbescheidenheit sich nur durch die gebieterische Nothwendigkeit entschuldigen läßt.“

„In unserem Lande ist der Fremde überall zu Haus; aber demungeachtet gewähre ich Euch die Gastfreundschaft bei mir nicht umsonst, denn Ihr könnt sie mir durch einen Dienst, oder einen guten Rath vergelten, dessen ich sehr nöthig bedarf.“

„Es soll mit Vergnügen geschehen, wenn es in meiner Macht steht.“

Wir ritten nach der Hütte des Jarocho, die am äußersten Ende des Dorfes lag. Es war ein jacal, wie die meisten Häuser von Manantial, mit einem daranstoßenden kleinen Garten, in welchem einige Ziegen umherliefen. Große Bananenbäume, mit saftigen Früchten beladen, beschatteten mit ihren breiten Blättern das bescheidene Gärtchen. Das Innere der Hütte

bestand aus drei Gemächern, welche durch Binsenmatten von einander getrennt waren. In der einen Abtheilung bereitete eine alte Frau die Abendmahlzeit an einem Heerde, dessen röthliche Flamme allein die Wohnung des Jarocho erleuchtete. Diese Frau war Calros' Mutter. Während wir unsere Pferde abzäumten, hatte ihr mein Begleiter kurz die Umstände unsers Zusammentreffens mitgetheilt, und kaum war ich als Gast eingeführt, so wurde auch schon das Abendessen aufgetragen. Es bestand einfach aus Milchreis, gerösteten Bananen und rothen Bohnen von Tierra Caliente, die in ganz Mexico eine sprüchwörtliche Berühmtheit erlangt haben. Nach beendigtem Mahle entfernte sich die Mutter des Jarocho, indem sie angenehme Ruhe wünschte. Calros und ich, wir streckten uns nachlässig auf unsere Decken an der offenstehenden Thür, und ließen den Blick über die schattigen Savannen schweifen, die sich bis in unabsehbare Ferne um das Dorf erstreckten.

In heißen Ländern bleibt man lange wach, denn die schwüle Luft, welche der Nachtwind nicht immer abkühlt, sowie die Stiche der Muskitos, die Einen beständig umschwärmen, verscheuchen oft den herannahenden Schlaf. In unmittelbarer Nähe unserer Hütte bewegte der Abendwind das Gras der Savanne, dessen leises Rauschen sich mit dem Gemurmel eines nahen Baches vermischte, während die entfernteren, schneidenden Töne

der vihuelas*), verbunden mit dem lauten Gelächter der Frauen, uns andeuteten, daß die Tanzgesellschaft ebenfalls noch munter war. Der Jarocho schwieg und auch ich überließ mich den stummen Betrachtungen, für welche die Tropenländer so reichen Stoff darbieten. Endlich erinnerte mich die Stimme des Jarocho daran, daß der Augenblick gekommen war, ihm seine Gastfreundschaft zu bezahlen.

„Seht Ihr dort den weißen Nebel, der den Glanz der Sterne verdunkelt?“ fragte er mich. „Es sind die Dünste, welche zu Ende der heißesten Tage aus den Seen, Bächen und Wasserfällen emporsteigen. Werdet Ihr es wohl für möglich halten, daß sich diese unfühlbare, durchsichtige Nebelschleier bei der Stimme gewisser sterblicher Wesen, wie wir, verdichtet und uns das Bild von Freunden, die wir verloren, und von Feinden, die wir getödtet haben, vor Augen stellt?“

„Ich zweifle daran,“ erwiederte ich ihm, erstaunt über diese Einleitung, „und ich glaubte, diese abergläubischen Ideen gehörten nur unseren nordischen Ländern an, wo sich die Seelen doch eben nicht sehr versucht fühlen dürften, nach dem Tode wiederzukehren.“

„Hier zu Lande,“ entgegnete Cakros in feierlichem Tone, „fürchten die Geister den Aufenthalt der Lebenden

*) Eine Art kleiner Guitarren, die auch javanas genannt werden.

nicht; ſie wohnen gern in den Wäldern, und ſchaukeln ſich auf blühenden Lianen. Doch ich ſehe, Ihr lächelt; wir wollen von etwas Anderem ſprechen. Habt Ihr dieſen Abend Nna Sacramenta geſehen?“

„Das ſchöne, junge Mädchen, mit dem Diadem von Cucuyos und Guchils?“

„Ganz recht; nicht wahr, ſie iſt ſehr ſchön? Vor ohngefähr ſechs Monaten entſpann ſich bei einem Fandango, an welchem ich zufällig nicht Theil nahm, ein Streit wegen ihr, welcher den Tod eines Menſchen zur Folge hatte. Der Ermordete war ein Verwandter von mir, und nach der beſtehenden Sitte wurde mir die Verpflichtung auferlegt, ſeinen Tod zu rächen. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich das traurige Schickſal meines Verwandten ſehr beklagte, denn er liebte Nna Sacramenta, und Jeder, der ſie liebt, iſt mein Feind; demungeachtet übernahm ich die mir von der Ehre gebotene Pflicht. Wenn es ſich ganz einfach darum gehandelt hätte, mit dem Degen in der Hand Rechenſchaft für das vergoſſene Blut zu fordern, ſo würde die Sache bald abgemacht geweſen ſein; aber ich mußte die ſorgfältig verborgene Spur des Mörders erſt aufſuchen, und zu dem Ende alle Dörfer in der Gegend durchſtöbern. Jetzt ſah ich es ein, daß ich Sacramenta mehr als mein Leben, ja vielleicht mehr als meine Ehre liebte, und ich verſchob den Anfang meiner Nachforſchungen von einem Tage zum andern. Man kann

mit Sicherheit einen bevorstehenden Gewittersturm vorhersehen, man kann die unsichtbare Fährte des Jaguars und die Spur eines sich verbergenden Menschen Schritt für Schritt verfolgen: aber Niemand vermag in dem Herzen eines Weibes zu lesen. Zwanzigmal habe ich geglaubt, von Sacramenta geliebt zu werden, und zwanzigmal hat ihre Geringschätzung Zweifel in mein Herz geworfen; ich wollte mich daher nicht entfernen, ohne zu wissen, ob sie sich über meine Abwesenheit freuen, oder ob sie für meine glückliche Rückkehr beten würde. Selbst heute noch quält mich diese Ungewißheit, und doch sagt mir eine geheime Stimme, daß ich hoffen dürfe. Diesen Morgen hätte ich mit der Gewißheit abreisen können, meine Liebesschwüre verschmäht zu sehen, diesen Abend schmeichle ich mir fast mit einer thörichten Hoffnung."

„Also eine einfache Suchilblume, die man auf dem Herzen trägt, vermag so große Wunder zu bewirken?" unterbrach ich den Erzähler.

„Wie!" rief der Jarocho, „habt Ihr etwa die Gabe, Dinge zu sehen, die vor Aller Augen verborgen sind?"

„Ich habe nur das gesehen, was jeder Andere ebenfogut hat sehen können; wenn indeß ein Mädchen demjenigen, der sie liebt, eine Blume giebt, die sie getragen hat, so weiß sie, daß diese Blume ihrem Anbeter sagt, er könne hoffen."

„Gott gebe es!“ rief der Jarocho mit Feuer; „gleichwohl,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „iſt dies nicht das erſte Pfand, daß ich auf dieſe Weiſe erhalten habe, und wer ſagt mir, daß der morgende Tag nicht abermals die heutigen Illuſionen zerſtören wird? Seit dem Tage, an welchem ſich Nna Sacramenta in Manantial niederließ, iſt mein Leben in einem ſteten Wechſel von Freude und Schmerz dahingefloſſen, und noch immer iſt der Gemordete nicht gerächt. Ich habe mich bemüht, ihn zu vergeſſen, aber leider haben Andere ſtatt meiner an ihn gedacht. Der Verſtorbene hat eine alte Mutter, die mich faſt täglich an die übernommene Verpflichtung erinnert. Vor acht Tagen begegnete ich ihr wieder, und wollte ihr aus dem Wege gehen, da ſie im Geruche der Zauberei ſteht; aber ſie kam gerade auf mich zu, und ſagte zu mir: Die Todten haben ein beſſeres Gedächtniß, als die Lebenden! — Ich fragte ſie, was ſie damit meine, obgleich ich es recht gut wußte, und ſie antwortete mir darauf: Du wirſt es dieſen Abend erfahren. — An jenem Abend,“ fuhr Calros mit bewegter Stimme fort, lag ich, wie heute, an der Schwelle dieſer Thür und brütete über die tollſten Pläne, indem ich dem Säuſeln des Windes lauſchte; ein weißer Nebelſchleier verhüllte, wie jetzt, den Himmel. Plötzlich trat eine Wolke zwiſchen die Sterne und meine Augen, die Wolke nahm die Geſtalt eines Menſchen an, in welchem ich deutlich den Verſtorbenen er-

kammel. Ich ſchloß die Augen, und als ich ſie wieder öffnete, war die Wolke verſchwunden. Jetzt werdet Ihr es erklärlich finden, Senor Caballero, warum ich Euch fragte, ob menſchliche Weſen die Todten heraufbeſchwören können, denn Ihr ſeid ein Europäer und als ſolcher gewiß ein gelehrter Mann.“

Der Aberglaube iſt in Mexico nicht eben einheimiſch, doch ſcheint die Claſſe der Jarochos das Monopol deſſelben bewahrt zu haben. Zauberer, Schwarzkünſtler, Geſpenſter und Talismane ſpielen in ihren örtlichen Traditionen eine große Rolle. Es war mir unmöglich, meinen Wirth zu überzeugen, daß die erregte Phantaſie in wilden Einöden ſich tauſend Trugbilder vorſpiegelt, die nichts als bloße Geſichtstäuſchungen ſind. Calros ſchüttelte ungläubig den Kopf. Meine Zweifel an der beſchwörenden Macht der Zauberer vermochte ſeinen Glauben nur ſehr wenig zu erſchüttern.

„Ich will zugeben,“ ſagte er zu mir, „daß der Schatten meines Verwandten nicht durch eine teufliſche Macht heraufbeſchworen wurde, aber dann hat Gott ſelbſt ihn an mich abgeſandt; daher bin ich denn auch feſt entſchloſſen, keinen Tag länger, als morgen, in Manantial zu verweilen. Indeſſen koſtet es mir viel Ueberwindung, mich zu entfernen, denn jetzt wünſche ich ſehnlicher, als je, in dieſem Dorfe zu bleiben, das mir weniger deshalb theuer iſt, weil ich daſelbſt geboren bin, als wegen derjenigen, die hier wohnt.“

„Sollte es denn kein Mittel geben, Eure Pflicht mit der Liebe in Einklang zu bringen?“

„O ja, es giebt eines, und es besteht darin, einen ergebenen Freund zu finden, dem ich die Ausführung meines Rachewerks übertragen könnte. Ein Gast gehört zur Familie, und in dieser Eigenschaft könntet Ihr, Sennor Caballero, meine Stelle vertreten, und den Mörder, den ich verfolge, aufsuchen; er wird Euch die Genugthuung gewiß nicht verweigern, die ihr mit dem Degen in der Hand von ihm fordert.“

„Dies wäre in der That eine sehr ruhmwürdige Aufgabe, nur fürchte ich sehr, ihr nicht gewachsen zu sein,“ erwiederte ich bescheiden; „Alles, was ich Euch versprechen könnte, wäre, daß ich Euch bei Euren Nachforschungen begleitete und Euch nöthigenfalls Beistand leistete.“

„Ich schlage Euer Anerbieten nicht aus,“ versetzte Cabos; „übermorgen früh also brechen wir auf.“

Nachdem dieser kitzliche Punkt zu unserer beiderseitigen, und ganz besondres zu meiner Zufriedenheit geordnet war, trugen wir Sorge, die Nacht mit möglichster Bequemlichkeit zuzubringen; wir streckten uns unter dem Wetterdache vor der Hütte auf unsere Decken nieder. Ein kühler Wind begann die Hitze des Tages zu mildern, die Heuschrecken im Grase verstummten, und auf den Weideplätzen labten sich die Heerden blökend an der erfrischenden Nachtluft. Von dem Ein-

ſein des Laubes gewiegt, lauſchte ich noch eine Zeitlang dem nächtlichen Geräuſch des Waldes, und verfiel dann in tiefen Schlaf. Verworrene Träume führten mir die Begebenheiten des Tages noch einmal vor die Seele, und es war mir zuletzt, als überreichte ich Donna Sacramenta den Kopf des Mörders, den ich im Zweikampfe ſiegreich überwunden hatte.

3.

Von allen verſchiedenen Stämmen der Bewohner Mexico's bietet vielleicht keiner dem Studium ein ſo hohes Intereſſe dar, als die Jarochos. Ich habe ſchon geſagt, daß man die Bewohner der Küſte von Vera-Cruz mit dieſem Namen bezeichnet. Ihre Kleidung iſt durchaus verſchieden von der aller übrigen Landbewohner und hat einige Aehnlichkeit mit der andaluſiſchen Tracht. Man glaubt allgemein, daß ſie direkt von den andaluſiſchen Gitanos abſtammen und Ihr Unabhängigkeitsgeiſt, ihre auffallende Vorliebe für die Wälder und einſamen Gegenden, ihre abergläubiſchen Ideen und ihr Hang zur Grauſamkeit beſtätigen dieſe Vermuthung in jeder Hinſicht. Wie ihr Koſtüm, ſo iſt auch ihr Dialekt von allen anderen verſchieden: es iſt ein ſonderbares Gemiſch der gewähltеſten Ausdrücke des reinſten Caſti-

lianiſch, und der durch eine fehlerhafte Ausſprache gänzlich entſtellten trivialſten und gemeinſten Redensarten, ein Dialekt, der ſelbſt von denen, welche Spaniſch können, nicht ohne ganz beſonderes Studium verſtanden werden kann. Obgleich die Jarochos, zufolge ihrer Streitſucht, oft genöthigt ſind, ſich den Zufällen des Meeres oder eines Kampfes preiszugeben, ſo halten ſie doch zu ſehr auf ihre Unabhängigkeit, um ſich der Disciplin einer Armee oder eines Schiffes zu unterwerfen. Eben dieſe zügelloſe Sucht nach Unabhängigkeit iſt auch der Grund, warum ſie die beſcheidene und friedliche Lebensweiſe des Landmanns verſchmähen. Sie ziehen das unſtäte Leben des Hirten oder Roßhändlers vor, und das machete ſpielt bei allen ihren Erholungen eine Hauptrolle. Der Jarocho würde eher das nothwendigſte Kleidungsſtück entbehren, als ſeinen geraden, ſcharfen Säbel, den er, ſtets ohne Scheide, im Gürtel trägt, und um welchen er ängſtlicher beſorgt iſt, als um ſeine eigene Perſon. Ueberdies erblickt man dieſen Säbel öfter in der Hand des Jarocho als an ſeiner Seite. Die geringfügigſte Ehrenſache, die unbedeutendſte Wette, Alles dient dieſen mexicaniſchen Gitanos zum Vorwand blutiger Auftritte, die zuweilen eine lange Reihe unverſöhnlicher Kämpfe nach ſich ziehen, wenn einer der beiden Gegner, anſtatt ſich mit dem erſten Blute zu begnügen, ſeinem Feinde einen tödtlichen Stoß beigebracht hat. Einige gute Eigenſchaften mil-

dern jedoch die Fehler dieser wilden Menschen. Der Jarocho ist mäßig, offen, ehrlich und gastfreundlich gegen die Weißen (so nennt er alle Leute, die einer höheren Classe angehören, als er); er verabscheut den Diebstahl; er liebt den heimathlichen Boden; jeder Habsucht fern, lebt er mit Wenigem zufrieden in einem fruchtbaren Lande, dessen Felder alljährlich eine dreifache Ernte tragen, obgleich er sie nur bestellt, ohne sie sonst zu cultiviren. Spiel, Musik, Tanz, Liebe und Poesie — denn jeder Jarocho ist mehr oder weniger Improvisator — füllen fast die ganze Zeit seines glücklichen und sorglosen Lebens aus. Das Benehmen des Jarocho trägt übrigens den Stempel einer gewissen Vornehmheit, die vortrefflich mit seinen Neigungen harmonirt. Der Landbewohner von Vera-Cruz ist im Allgemeinen kräftig und wohlgebaut. Er besitzt die nervige Magerkeit der bevorzugten Racen, und die Natur hat seiner ganzen Persönlichkeit ein Gepräge von Eleganz verliehen, das mit der ritterlichen Verehrung, die er drei verschiedenen Dingen: seinem Pferde, seinem Degen und seiner Geliebten widmet, vortrefflich im Einklange steht.

Sieben Jahre vor der Zeit meines Besuchs in Manantial und kurz nach meiner Ankunft in Mexico war ich schon mit dieser Menschenclasse in momentane Berührung gekommen; da ich aber damals mit der spanischen Sprache nur wenig vertraut war, so hatte

ich von dem sonderbaren Dialekte der Jarochos durchaus nichts verstehen können. Mein letztes Mißgeschick hatte das Gute, daß ich nach einem langen Aufenthalte in Mexico, der mir erlaubt hatte, die Sprache gründlich zu studiren, nochmals unter diesen ganz eigenthümlichen Stamm gerieth.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war mein Wirth bereits aufgestanden, und schon verbreiteten die Sonnenstrahlen eine unerträgliche Hitze. Die elegante, fast gesuchte Kleidung des Jarocho, die er anstatt seines gestrigen Reisecostüms trug, erinnerte mich daran, daß der heutige Tag für Manantial ein Festtag war. Eine Schnur von venetianischen Perlen, die in gewissen Entfernungen mit kleinen Spiegeln besetzt war, umgab die Kopfform seines Hutes; sein feines Batisthemd war reich mit Stickereien verziert; die Knöpfe seiner sammetnen calzonera bestanden am Gürtel aus schweren Piastern, und längs der Beine aus ganzen und halben Realen; seine Füße waren mit Halbstiefeln von Corduan begleitet, deren Schäfte über dem Knöchel in Fächerform gestickt waren. Endlich blitzte sein sorgfältiger als gewöhnlich geschliffenes cortante*) in dem Gürtel von scharlachrother Seide, und der Horngriff desselben war mit seidenen Troddeln von

*) Cortante (schneidend) ist der Localausdruck für machete, wie andante (gehend) das Synonym für Pferd ist.

der nämlichen Farbe verziert. In diesem Anzuge, der eben so elegant war, als der Jarocho ihn mit vornehmem Anstande zu tragen wußte, hatte er ein gewisses stutzerhaftes Ansehen, das mir einen günstigen Erfolg seiner Herzensangelegenheit zu versprechen schien.

Aber ungeachtet der inneren Zufriedenheit, die aus seinen Zügen strahlte, drehte Calros zuweilen mit besorgter Miene die Spitzen seines Schnurrbarts. Ein peinlicher Gedanke schien seine Freude zu verbittern. Ich fragte ihn nach der Ursache seiner Bekümmerniß.

„Ach!“ antwortete er mir seufzend, „wenn Ihr die Rache übernehmen wolltet, mit der ich beauftragt bin, so würde ich von einer Sorge befreit sein, die während der Vergnügungen des heutigen Tages noch drückender auf mir lasten wird.“

„Wie? Euer Schwur wird Euch doch nicht hindern, zu trinken, zu singen und zu spielen?“

„Das nicht, aber er wird mich hindern, mich zu schlagen, und was ist ein Fandango ohne einen hübschen, kleinen Streit, der den Genuß so unendlich erhöht? Doch, was hilfts, man kann einmal nicht alle Freuden zugleich haben. Ich werde stärker singen, verwegener spielen und mehr trinken, um mich zu beruhigen.“

Ich hegte starken Zweifel an den beruhigenden Eigenschaften der Karten und des catalonischen Brannt-

weins, stellte mich aber, als wäre ich von der Wirksamkeit des Heilmittels vollkommen überzeugt, erstens, um meinem Wirthe angenehm zu sein, und dann, um ihn von der Idee abzulenken, nochmals im Interesse seiner Rache an meine Tapferkeit zu appelliren.

Wie der Jarocho, so hatte auch Manantial ein festliches Gewand angelegt, und es herrschte eine außerordentliche Bewegung im ganzen Dorfe. Auf der Schwelle der Hütten erschienen von Zeit zu Zeit Frauen, die in den Strahlen der Sonne ihr Gold- und Korallengeschmeide blitzen ließen, das bei den braunen Schönheiten der südlichen Länder so sehr beliebt ist. Auf der Waldlichtung baute man eine Art von Estrade für die Tänzerinnen, man errichtete Verkaufsbuden für frisches Wasser, tepache und catalonischen Branntwein, sowie die unentbehrlichen Spieltische; noch wenige Stunden, und die Jarochos der benachbarten Dörfer mußten von allen Seiten herbeiströmen. Die Sonnenhitze war kaum zu ertragen; die schon etwas länger werdenden Schatten der Palmen deuteten die zweite Nachmittagsstunde an. Ganze Massen von Reitern kamen nun an, stiegen ab und banden ihre dampfenden Rosse an die Bäume oder an die hölzernen Säulen der Hütten. Es entstand sehr bald ein buntes Gewimmel von Menschen und Pferden; Gewieher, Geschrei, Gelächter und Guitarrengeklimper ertönte von allen Seiten. Je nach dem verschiedenen Geschmacke bildeten

sich Kreise um Spieltische, die ventorrillos*) oder die für die Tanzenden bestimmte Estrade. Zu dieser letzten Gruppe stellte auch ich mich als Zuschauer. Dies war der Mittelpunkt, in dem sich die wildesten Leidenschaften in ihrer ganzen Heftigkeit concentriren sollten.

Die einige Zoll über dem Erdboden erhabene Estrade erwartete nur noch die Tänzerinnen, die allein darauf figuriren sollten, denn zufolge der in allen Döfern der Küste von Vera-Cruz gebräuchlichen Sitte bleiben die Männer nur Zuschauer bei den Tänzen welche die Frauen unter sich aufführen. Ein Jarocho setzte sich neben der Estrade auf die Erde, kreuzte die Beine über einander und begann mit kräftiger Hand die Saiten seiner Mandoline zu bearbeiten. Acht bis zehn Tänzerinnen beeilten sich, diesem Rufe Folge zu leisten, machten die Runde um den Bretterboden und begannen hierauf zu tanzen. Anfangs war der Tanz ziemlich einförmig, wurde aber nach und nach immer lebhafter in dem Maaße, als die Frauen und Mädchen auf die Strophen, welche der Musikus sang, durch andere Verse antworteten. Ich bewunderte die Geschicklichkeit und Anmuth, mit der mehrere von ihnen während des Tanzens ein volles Glas Wasser auf dem

*) Ventorrillo nennt man an der Küste von Vera-Cruz eine Schänke, in welcher Branntwein, tepache (Ananasliqueur) und andere geistige Getränke verkauft werden.

opfe trugen, ohne nur einen Tropfen davon zu verschüt-
n, oder die verwickelten Schleifen einer um die Füße ge-
hlungenen seidenen Schnur auflös'ten, ohne von ihren
änden Gebrauch zu machen*). Obschon indeß diese
orographischen Heldenthaten wohlverdienten Beifall
nteten, so schienen doch die Leidenschaften der Anwesen-
n noch zu schlummern. Gelächter, beißende Antwor-
n und Flüche waren bis jetzt die einzige Begleitung
r Trinkgelage, bei welchen der mit Pomeranzenschaa-
n versetzte Branntwein unaufhörlich die Runde machte.
achdem der erste, ziemlich gleichgiltig aufgenommene
anz zu Ende war, präludirte die Guitarre zu dem
eiten: dies war die sogenannte petenera.

Auch diesmal war die Estrade bald gefüllt, und
erkannte unter den neuangekommenen Tänzerinnen,
r ihrer graziösen Haltung und ihrer herausfordernden
chönheit, Donna Sacramenta, die mein Wirth in
ner Bildersprache seinen heißgeliebten menschlichen
ngel **) nannte. Ein durchsichtiger Musselinrock um-
b ihre Hüften, und ihre runden, von der Sonne
hr vergoldeten als gebräunten Arme, waren bis an
r Ellbogen unter den Stickereien und Spitzen ihres
atisthemdes verborgen. Ein feiner Halskragen be-

*) Man nennt diesen Tanz bamba.

**) Querido angel humanal, ein bei den Jarochos ge-
luchlicher Ausdruck.

deckte ihre Schultern, ohne sie dem Auge zu verbergen; ihre Füße waren mit durchbrochenen Seidenstrümpfen und Atkasschuhen bekleidet, und die schwarzen Flechten ihres üppigen Haares umschlangen einen Schildkrotkamm, der reich mit Gold verziert war. Ihre, unter den Feuerblicken der umstehenden Männer gesenkten Augenlider warfen auf die mattweißen Wangen den Schatten ihrer langen Wimpern. Es war nicht mehr die sanfte und züchtige Schönheit, die ich am vorigen Abend beim Scheine des Mondes beobachtet hatte, sondern es war das feurige Weib der tropischen Sonne in ihrem ganzen entzückenden Glanze.

Von diesem Augenblicke an gesellte sich zu der durch die hitzigen Getränke hervorgebrachten und durch die verzehrende Glut der Sonnenstrahlen noch vermehrten Aufregung noch eine andere, von ganz verschiedener und weit gefährlicherer Natur.

„Ha!“ sagte ein neben mir stehender Jarocho, dessen Haar grau zu werden begann, „beim letzten Fandango in Malibran*) hat Quillimaco ein Ohr und Juan de Dios die Nasenspitze wegen einer Schönen eingebüßt, die nicht so viel werth war, als eine Haarlocke von dieser.“

„Geduld, tio**),“ entgegnete ein Anderer, „die

*) Ein kleines Dorf, drei Stunden von Vera-Cruz.

**) Mit dem Worte tio (Oheim) bezeichnet man im vertraulichen Gespräch einen Mann von reiferem Alter.

ſchöne Sacramenta wird mehr als Einen Anbeter im Dorfe haben, und ich ſage Euch, daß ſie, noch ehe es Abend wird, wie dem machete und der chamarra*) von wenigſtens Zweien unter uns tanzen wird."

Ich hörte dieſe Reden, ohne etwas davon zu verſtehen; die folgenden Begebenheiten ſollten mich darüber aufklären. Die um den Tanzplatz verſammelten Zuſchauer theilten ſich plötzlich in zwei getrennte Parteien. In der erſten dieſer beiden Gruppen ſchien ein eben ſo prächtig, als Calros, gekleideter Jarocho, ſeiner ſtolzen Haltung nach zu urtheilen, ein hohes Anſehen zu genießen, während in dem gegenüberſtehenden Lager mein Wirth ebenfalls von ſeinen Anhängern umgeben zu ſein ſchien. Es war leicht vorauszuſehen, daß ſich die Anweſenden dieſen Abend nicht unzufrieden trennen würden, wie dies nach einem Feſte geſchieht, das von keinem blutigen Streite unterbrochen worden iſt. Angefeuert durch die Hoffnung auf ein ſo beliebtes Schauſpiel, bearbeiteten die Muſici ihre Guitarren mit verdoppeltem Eifer; ein Hauch der Zwietracht zitterte in der Luft. In dem Augenblicke, als ſich die Tänzerinnen wieder in Bewegung ſetzten, ſtimmten die Sänger mit näſelnder Stimme ein Lied an, deſſen Worte durchaus keinen Bezug auf die gegenwärtigen Umſtände hatten; es waren einige in Verſe geſetzte gewöhnliche

*) Gürtel.

Redensarten, die fast weder Sinn, noch Verstand hatten, sich aber durch eine Schlüpfrigkeit auszeichneten, die sich nur mit der Einfalt dieser wilden Poesie entschuldigen ließ. Ich stellte mich jetzt neben meinen Wirth, der allen Bewegungen Sacramenta's, mit eifersüchtiger Spannung folgte, und ich bemerkte, daß die Tänzerin seine leidenschaftlichen Liebesblicke keiner Beachtung würdigte.

„Ihr seht es," sagte er mit leiser Stimme zu mir, „den einen Tag Hoffnung, den andern Verzweiflung, dies ist mein Schicksal; wir reisen morgen ab."

Diese letzten Worte sprach er mit einem Ausdrucke so tiefen Schmerzes, daß ich die unbarmherzige Koketterie Derjenigen, die seiner Liebe auf solche Art spottete, aus vollem Herzen verwünschte.

„Ach!" setzte Calros hinzu, „sie hat mir die verdammte Bandschleife nicht verziehen, die ich ihr nicht habe verschaffen können!"

In diesem Augenblicke trat sein Gegner dicht an die Estrade, nahm seinen Hut ab und reichte ihn Sacramenta mit ritterlichem Anstande. Sie nahm ihn lächelnd an und setzte ihn auf den Kopf, ohne den Tanz zu unterbrechen. Calros' Gesicht blieb kalt und ruhig; er begnügte sich damit, einem seiner Freunde einen kaum bemerkbaren Wink zu geben, worauf dieser ebenfalls vortrat und der schönen Tänzerin seinen Hut darreichte. Die Höflichkeit forderte, daß ein Mädchen in

diesem Falle keinen der beiden Männer bevorzugte; sie fuhr demnach fort, zu tanzen, die beiden Hüte in der Hand haltend. Der Vorzug, seinen Hut auf dem Kopfe der Tänzerin zu sehen, blieb dem dritten Anbeter vorbehalten, welcher die Gelegenheit benutzte, und dieser war, wie ich erwartet hatte, kein Anderer als Calros. Die beiden Gegner wechselten sogleich einen herausfordernden Blick; dann löf'te der zuerst Gekommene seinen Gürtel von chinesischem Krepp von der Hüfte, hing ihn als Schärpe über die bloßen Schultern Sacramenta's, und knüpfte die beiden Enden an ihrer Seite in eine große schatlachrothe Rosette zusammen.

Der Gesang und die Guitarren der Musikanten ertönten indeß immer lauter. Während die Männer Blicke augenscheinlicher Selbstzufriedenheit wechselten, flüsterten die Mädchen unter sich und schienen Sacramenta um die ihr dargebrachten Huldigungen zu beneiden. Das schöne Mädchen tanzte fortwährend; ihr Gesicht hatte sich mit einer dunkeln Röthe bedeckt, welche das Feuer ihrer schwarzen Augen noch erhöhte. Eine unbestimmte Ahnung schien jedoch ihren Busen zu heben. Glücklich und ängstlich zugleich, wagte sie es nicht, ihren Blick auf den zu richten, für den ihr Herz eine geheime Besorgniß empfand. Trotz der gleichgiltigen Maske, welche das Decorum Calros vorschrieb, verrieth das plötzliche Zittern seines ganzen Körpers alle Qualen der Eifersucht, die ihn verzehrte.

„Verliert den Muth nicht!“ sagte ich leise zu ihm; „habt Ihr die Suchilblume nicht mehr auf Euerem Herzen?“

Cairos warf den Kopf empor, als gäbe ihm die Erinnerung sein Selbstvertrauen wieder; dann knüpfte er sein machete ab und hing es neben der rothen Schärpe über Sacramenta's Schultern. So erfüllte sich die Prophezeihung, deren Sinn ich anfangs vergebens zu errathen gesucht hatte: Sacramenta tanzte mit dem machete und der chamarra zweier ihrer Verehrer. Es war ein seltsamer Anblick, die scharfe Stahlklinge, über dem entblößten Nacken und Busen hängend, auf dem Musselinrocke des schönen Mädchens blitzen zu sehen, deren schwarze Haarflechten sich bald unter dem Gewicht ihres sonderbaren Kopfputzes auflöst'ten. Die Menge schwieg; es herrschte eine ängstliche Spannung, ungefähr wie bei einem Stiergefecht, wenn die Arena vom Blute geröthet worden ist. Plötzlich rief eine imposante männliche Stimme in der Nähe des Orchesters das Wort: „Bomba!“*). Sogleich verstummte der Gesang und die Instrumente, und die männliche Stimme, welche die des Nebenbuhlers Don Cairos' war, sang folgende Strophen:

---

*) Der gebräuchliche Ausruf, um zur Ausbringung eines Toastes Stillschweigen zu gebieten. Man antwortet darauf mit dem Worte: **Letra.**

„De tu voluntad confio,
Pero fiel te he de advertir
Que si erej la vida mia.
No me dej en que sentir,
Si me quierej alma mia.“ *)

Die Freunde des Jarocho wiederholten die letzte Strophe im Chor. Calros schlug nun heftig auf eine Guitarre der Musikanten, rief dann mit gewaltiger Stimme: „Letra!“ und wiederholte hierauf ebenfalls die letzte Strophe des obigen Verses als Einleitung zu nachstehendem:

„Si me quierej, alma mia,
No quieraj otro conmigo.
Que si compartej tu amor,
No quiero amor compartido.
Hay en compana un traidor.“ **)

dessen letzte Strophe wiederum von Calros' Freunden im Chor wiederholt wurde.

---

*) Ich habe Vertrauen auf Deine Liebe; — aber ich muß es Dir sagen, — wenn Du mein Leben bist — so mache mir keinen Kummer, — wenn Du mich liebst, meine Seele.

**) Wenn Du mich liebst, meine Seele, — so liebe Niemanden außer mir. — Wenn Du Deine Liebe theilst, — so verschmähe ich eine getheilte Liebe. — Es ist ein Verräther in der Nähe.

Je näher der Augenblick heranrückte, wo die gewaltsam unterdrückten Leidenschaften der beiden Nebenbuhler zum Ausbruch kommen sollten, desto mehr bemühten sie sich, aus ritterlicher Höflichkeit, in ihren Gesichtszügen eine trügerische Ruhe zu affectiren.

Während Calros sang, hatte sich sein Gegner wieder in die Mitte des ihm befreundeten Kreises zurückgezogen; jetzt trat er von Neuem hervor und begann abermals zu singen:

„Le diraj a ese tu amante
A ese mi competidor
Que si trae jierro y valor
Que se me pare delante.“ *)

Mit ruhigem Lächeln antwortete Calros darauf:

„Que se me pare delante
Este traidor, falso amigo,
Dile, mi vida, al tunante
Que el valor anda conmiga.“ **)

Sei es, daß sie der Anstrengung des ununterbrochenen Tanzes erlag, oder daß auch sie von der allgemeinen Aufregung ergriffen wurde, die sich nach dem

*) Sage Deinem Geliebten, — diesem Nebenbuhler, — daß, wenn er Kraft und Muth hat — er sich mir gegenüberstellen soll.

**) Daß er sich mir gegenüberstellt, — dieser Verräther, dieser falsche Freund; — sage ihm, mein Leben, diesem Landstreicher, — daß der Muth mit mir geht.

Gesange dieses letzten Verses kund gab: Sacramenta hörte auf zu tanzen und kehrte auf ihren Platz zurück, was die übrigen Tänzerinnen alsbald ebenfalls thaten. Da die Musiker schon aus Erfahrung wußten, daß bei entstehenden Streitigkeiten ihre Instrumente sehr oft als die ersten Opfer fallen, so warteten sie den Anfang des Kampfes nicht ab, sondern entfernten sich eiligst vom Tanzplatze. Es waren jetzt nur noch einige gebräuchliche Ceremonien zu erfüllen; die Bewerber mußten die Pfänder zurückkaufen, mit denen sie die Tänzerin geschmückt hatten. Der herkömmliche Preis dieses Rückkaufs beträgt einen halben Real. Die beiden Nebenbuhler traten einer nach dem andern vor und füllten die Hände Sacramenta's mit Geldstücken. Während sie unter dem durch die Freigebigkeit der beiden Jarochos hervorgerufenen beifälligen Gemurmel die reiche Spende empfing, die sie, ohne die Geber zu beleidigen, nicht ablehnen durfte, zitterten ihre kleinen Hände unwillkürlich und ihre bleichen Lippen versuchten, obwohl vergebens, zu lächeln. Eben so vergeblich forschte Calros in ihren Augen nach einem ermuthigenden Blicke. Bleich und stumm, durch die Gemüthsbewegung, die sie nicht zu unterdrücken vermochte, noch verschönert, verbarg das junge Mädchen immer mit der nämlichen Sorgfalt unter ihren langen, zu Boden gesenkten Augenwimpern den Vorzug, den sie im Geheimen ohne Zweifel einem der beiden Nebenbuhler gab.

Das machete sollte die Frage entscheiden und die Vergnügungen des Festes, trotz der gemäßigten Vorsätze meines Wirthes, vervollständigen: da drängte sich plötzlich eine Frau durch die Menge und rief ihm den Eid in's Gedächtniß zurück, den er zu brechen im Begriff war. Es war die Mutter Desjenigen, dessen Tod er rächen sollte.

„Es ist eine Schande, Sennor Don Calros," rief die Alte, „daß Ihr Euch, Eurem Versprechen zuwider, in einen grundlosen Streit einlaßt, während Euer ermordeter Verwandter noch nicht gerächt ist."

Es war deutlich zu sehen, daß diese unzeitige Einmischung den Jarocho heftig verdroß, und er gab sich daher alle mögliche Mühe, sie zurückzuweisen; allein die Alte beschränkte sich darauf, ihn an die übernommene geheiligte Verpflichtung zu erinnern und gab ihm auf alle seine Einwendungen die nämliche Antwort.

„Wahrhaftig, Nna Josefita," sagte Calros endlich in treuherzigem Tone, „Ihr macht viel Lärm um nichts und Ihr verkennt meine guten Absichten; denn nur im Interesse des Verstorbenen handle ich so. Wenn ich seinen Mörder sicher treffen will, ist es dann nicht nothwendig, daß ich mir die Hand übe? Und Ihr wollt mich daran hindern!"

„Und wenn Euch diese Hand durch einen geschickten Hieb jetzt abgehauen würde," entgegnete die Alte

mit triumphirender Miene, „wer sollte dann meinen Sohn rächen?“

„Darauf läßt sich freilich nichts erwiedern,“ antwortete Calros, durch dieses Argument aus der Fassung gebracht; „doch gleichviel, die Frauen sollten sich nicht in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. So mag denn ein Anderer meine Stelle einnehmen,“ setzte er in verdrießlichem Tone hinzu, „vorausgesetzt, daß es mein Gegner zufrieden ist.“

Den Hut auf einem Ohre, die Hand auf den Griff seines machete gestützt und das rechte Bein vorgestreckt, verbeugte sich der Gegner und rief mit majestätischer Herablassung:

„Wißt Ihr, was mein einziger Zweck bei der ganzen Sache ist? Ich will nicht, daß die Leute sagen sollen, wir hätten einen Fandango eröffnet, ohne ihn würdig zu beschließen, ohne unsern Gästen geziemend die Honneurs zu machen. Da ich mich nun,“ setzte er mit übermüthigem Augenblinzeln hinzu, „nicht für die schönen Augen Nna Sacramenta's schlagen kann, so bin ich bereit, mit Jedem, wer es auch sei, gegen eine Flasche cataloniſchen Branntwein um das erste Blut zu spielen.“

Wiederholter Beifallruf unterbrach den Sprecher, der mit stolzer Selbstzufriedenheit fortfuhr:

„Ich bemerke nur noch, daß ich in die Nothwendigkeit versetzt bin, zu siegen, indem ich vor kaum einer

Stunde meinen letzten Real auf das Coeur-As verloren habe. Man bezeichne mir mein Opfer.“

Dieſer prahleriſche, eines ächten Jarocho vollkommen würdige Schluß, ſteigerte den Enthuſiasmus der Umſtehenden auf den höchſten Grad. Der Redner warf einen Blick übermüthiger Anmaßung auf Calros, der wüthend die Hände zuſammenballte, und ſchwelgte im Vorgenuß ſeines Sieges.

„Nun, Don Calros,“ ſagte er zu dieſem, „es wird Euch doch nicht an Freunden fehlen, die bereit ſind, Eure Stelle einzunehmen?“

Auf die enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeigungen war eine tiefe Stille gefolgt. Die Ausſicht, mit dem Blute, und namentlich mit der Börſe zu bezahlen, ſchien keinem der Anweſenden ſonderlich zu behagen, und ich ahnete ſchon, daß mein Wirth von Neuem auf ſeine fixe Idee zurückkommen werde, mich als Stellvertreter zu erwählen. Glücklicherweiſe trat ein unerwarteter Zwiſchenfall ein, der die Ehre der Bewohner von Manantial rettete.

Auf dem Wege, den ich am vorigen Tage gekommen war, näherte ſich ein Fremder im ſchnellſten Trabe ſeines andante, das wie alle Pferde der Terra Caliente, einen langen, mageren Hals und einen äußerſt ruhigen Gang hatte. Aller Augen richteten ſich auf den Ankommenden, der im Dorfe fremd zu ſein ſchien und in welchem ich allein den Jarocho erkannte, der

meine Spielpartie mit Cecilio unterbrochen hatte, Nachdem er mit großer Mühe sein Pferd ein wenig hatte curbettiren lassen, stieg er ab und band es, ohne ein Wort zu sprechen, an einen Baum; dann kam er, fortwährend stumm, näher an die Estrade, zog sein Machete, an dessen Griff eine rothe Bandschleife flatterte, zeichnete damit einen Kreis in den Sand und pflanzte den Degen in die Mitte desselben.

Dieser sonderbare Besuch wurde mit tiefem Stillschweigen empfangen. Es war mir fast, als wohnte ich der Aufführung einer Episode aus einem Gesange des Ariost bei. Die Bedeutung des in den Erdboden gesteckten Degens war, daß ein einzelner Mann eine ganze Bevölkerung zum Kampfe herausforderte. Der Gegner, den Calros' Nebenbuhler verlangte, kam auf diese Art zur gelegensten Zeit, die er nur wünschen konnte. Aller Augen suchten den Großsprecher, der sich diesmal in die Nothwendigkeit versetzt sah, seine Prahlereien zu beweisen; allein dieser hatte seinen neuen Gegner wahrscheinlich für zu überlegen erachtet und sich in dem Augenblicke davongeschlichen, als der Neuangekommene die Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf sich zog. Der Fremde, der einer jener fahrenden Ritter zu sein schien, denen ein Gelübde die Zunge fesselt, trat eben so stolz wie er gekommen war, an eine der Ventorillos, schlug heftig mit einem schweren Piaster auf den Schenktisch und verlangte mit einem gebieterischen Winke

ein großes Glas Branntwein, für welches er den Piaster bezahlte. Dann führte er das Glas zum Munde, aber als ein Mann, der es verschmäht, seinen Muth durch geistige Getränke anzufeuern, benetzte er nur die Lippen und schüttete den Inhalt des Glases hinter sich über die Schulter. Nach den Begriffen der Jarochos konnte man sich nicht pomphafter benehmen. Da der Neuangekommene jetzt überzeugt sein durfte, sich nach den Regeln in die Gesellschaft eingeführt zu haben, so betrachtete er alle Anwesenden mit einem stolzen und ruhigen Blicke.

Alle Bewohner von Manantial bewunderten den Fremden, aber Keiner war gewiß so ungeduldig, wie mein Freund Calros, sich mit einem so vornehmen Kämpfer zu messen. Man wird sich erinnern, daß er sich am gestrigen Abend Sacramenta's Ungnade deshalb zugezogen, weil er ihr die gewünschte rothe Schleife nicht gebracht hatte. Nun flatterte aber an dem Degengriffe des Unbekannten eine Bandschleife vom schönsten Purpurroth. Der Kampf, der sich bei diesem Anblicke in Calros' Seele entspann, war nicht von langer Dauer. Nach kurzer Ueberlegung flüsterte er mir zu:

„Der Teufel hole die Alte! So wahr ich lebe, Sacramenta soll diese rothe Schleife haben!"

Dann stand er auf und steckte sein Machete neben das des Unbekannten in den Erdboden. Die Heraus-

forderung war angenommen. Der Fremde legte grüßend die Hand auf seinen Hut und nachdem er seinen Gegner einige Secunden lang betrachtet hatte, warf er einen flüchtigen Blick auf die Gruppe der Frauen, als suchte er Diejenige, welcher er den Preis seiner Tapferkeit darbringen wollte. Er hatte die schöne Sacramenta bald entdeckt, ging mit ausgezeichnetem Anstande auf sie zu und sagte zu ihr:

„Die Fandangos von Medellin haben all ihren Reiz verloren, seitdem Nna Sacramenta's Anwesenheit sie nicht mehr verherrlicht. Darf ich mir schmeicheln, daß Ihr sie eben so wenig vergessen habt, als einen Eurer leidenschaftlichsten apasionados?“

In dem Augenblicke als das schöne Mädchen den Mund öffnete um zu antworten, trat Calros, dessen Eifersucht erwacht war, zu dem Fremden und sagte:

„Verzeiht, Sennor Caballero, ich habe eine ganz besondere Vorliebe für rothe Bänder; sind Euch die, welche den Griff Eures Machete zieren, als der Preis des ersten Blutes genehm?“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte der Fremde, „ich wollte mir eben die Freiheit nehmen, Donna Sacramenta ein Geschenk damit zu machen, das ihrer allerdings unwürdig war, jetzt aber einen gewissen Werth erlangt hat, da es der Preis des für sie vergossenen Blutes sein soll.“

Nach dieſer mit einem freundlichen Lächeln gegebenen Antwort nahm er ſeinen Hut ab, behielt ihn in der linken Hand und ging nach der Stelle, wo er ſein Machete in den Erdboden geſteckt hatte. Calros entblöſ'te ebenfalls den Kopf und nahm auch ſeinen Degen. Es entſpann ſich nun ein Höflichkeitskampf zwiſchen den beiden Gegnern, von denen keiner ſich zuerſt wieder bedecken wollte; nach zahlloſen Complimenten endigte die Debatte damit, daß beide Jarochos zu gleicher Zeit den Hut wieder aufſetzten. Der Aelteſte unter den Anweſenden übernahm es, das Terrain auszuwählen, und ſobald dies geſchehen war, ſtellten ſich die beiden Kämpfer einander gegenüber und erwarteten das feſtgeſetzte Zeichen zum Angriff. Wenn der Fremde eben ſo gewandt war, als er tapfer und wohlerfahren zu ſein ſchien, ſo war er ein furchtbarer Gegner und mir bangte für Calros wegen der Folgen dieſes Kampfes, deſſen Ausgang ſowohl ſeinem Rufe, als ſeinen Herzensangelegenheiten nachtheilig werden konnte. Als das Signal gegeben wurde, herrſchte eine ſo tiefe Stille, daß man das ſchwache Säuſeln des Windes im Laube, trotz der Menſchenmenge, deutlich vernahm.

Die beiden Gegner drangen wüthend auf einander ein, ſo daß man eher hätte glauben können, ſie kämpften auf Leben und Tod, als um das erſte Blut; aber ſie wichen jedesmal, zum großen Beifall der Umſtehenden, durch einen gewandten Seitenſprung dem gefährli-

chen Stoße aus *). Bald durchschnitten die Klingen mit schauerlichem Pfeifen die Luft, bald schlugen sie mit lautem Klirren gegeneinander. Man konnte indeß deutlich sehen, daß es der Fremde mehr auf die Ehre, als auf das Leben seines Gegners abgesehen hatte, und in diesen Gladiatorenkämpfen besteht die ganze Ehre darin, die Hand unverletzt zu erhalten, denn eine verwundete Hand ist für den renommirtesten Raufbold ein unauslöschlicher Schandfleck. Der Verlust des Lebens ist nichts gegen eine solche Schmach. Zum Unglück für Calros schützte die rothe Bandschleife an dem Degengriffe seines Gegners diesen sicherer, als es ein Stahlbügel vermocht haben würde. Calros setzte sein Leben aufs Spiel, um Sacramenta's schwarzes Haar mit dieser Schleife zu schmücken, der Jarocho vertheidigte sich, um sie vor einem Blutflecke zu bewahren. Die beiden Kämpfer hatten während des Gefechts, zufolge des oftmaligen gegenseitigen Ausweichens, einen bedeutenden Raum durchschritten, und die lärmende Zuschauermenge drängte sich ihnen jedesmal nach, so oft sie ihren Platz veränderten. Noch war keiner von Beiden verwundet, als plötzlich der Degen des Fremden längs der Klinge seines Gegners hinglitt. Eine einzige Secunde noch

*) Die Jarochos kennen nur die einfachsten Elemente der Fechtkunst und verlassen sich beim Versetzen und Pariren der Stöße vielmehr auf die Körpergewandtheit, als auf die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung.

noch, und die verwundete Hand meines Wirthes hätte das Machete fallen lassen; aber eine geschickte Parade veränderte noch zur rechten Zeit die Richtung des drohenden Stahles, der nur den Arm oberhalb des Faustgelenks ein wenig ritzte. Im nämlichen Augenblicke färbte sich das Hemd des Unbekannten auf der Schulter mit einem purpurrothen Flecke. Die beiden Degen senkten sich zu gleicher Zeit; der Kampf war beendigt, ohne daß ich hätte unterscheiden können, welcher von den beiden Kämpfern zuerst verwundet worden war. Aber der sichere und geübte Blick der anderen Zeugen dieses Duells hatte die Frage schon entschieden. Der Fremde versuchte gar nicht erst, an ihr Urtheil zu *appelliren*, sondern löſ'te schweigend die seidene Schleife von dem Griffe seines Machete und reichte sie auf der Spitze desselben seinem Gegner; dies hieß, sich für besiegt erklären. Diese letzte ritterliche Handlung gewann ihm Aller Herzen und trotz seiner Niederlage theilte er mit seinem Nebenbuhler die Ehren des Sieges, mit Ausnahme einer einzigen, um die er seinen Gegner gewiß am meisten beneidete. Während der ganzen Dauer des Zweikampfes hatten sich die Wangen Sacramenta's mit einer Todtenblässe bedeckt, an deren Stelle jedoch eine lebhafte Röthe trat, als Calros sich ihr näherte. Während sie die so tapfer errungene Bandschleife aus seinen Händen empfing, verkündeten das stürmische Wogen ihres Busens, das reizende Lächeln ihres Mundes und

ihre nicht minder zu Boden gesenkten Augen dem glücklichen Jarocho in der beredtesten Sprache, daß die Geliebte seines Herzens einen nicht minder hohen Werth auf diese rothen Bänder legte, als er selbst auf die Buchhlume, die am gestrigen Abend aus ihrem Haar gefallen war.

Diese letzte Episode war fast unbemerkt von Allen vorübergegangen. Die Männer umringten den Fremden, der sie eingeladen hatte, mit ihm an ein Ventorillo zu treten, Cairos gesellte sich bald ebenfalls zu ihnen, und die beiden Nebenbuhler überboten sich gegenseitig in verschwenderischer Freigebigkeit, zum großen Jubel der Eingeladenen, welche den Branntwein in langen Zügen schlürften und schon im Voraus das Vergnügen genossen, während der nächsten acht Tage von dem glänzenden Fandango sprechen zu können. Nachdem ich den Fremden eine Zeitlang ungestört die Fragen der Zecher hatte beantworten lassen, war ich eben im Begriffe, mich ihm zu nähern und zu erkennen zu geben, als plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit sich einem Reiter zuwendete, der mit verhängtem Zügel herangesprengt kam. Dieser war kein Anderer, als der Mann, welcher am vorigen Tage dem fremden Jarocho in meiner Gegenwart versprochen hatte, in Manantial wieder mit ihm zusammenzutreffen. Beim Anblicke des Blutes auf dem Hemdärmel von Cairos' Nebenbuhler rief der Neuangekommene aus:

„Es ist lustig hier zugegangen, wie es scheint, Freund Julian?“

„Man vertreibt sich die Zeit, so gut es gehen will, Freund Ventura,“ erwiederte der Jarchos.

„Nun, habe ich es Euch nicht gesagt?“ versetzte der Reiter, indem er nach dem Himmel zeigte, der sich seit einiger Zeit mit schweren Gewitterwolken bedeckt hatte; „wir werden an der Küste zu essen bekommen. Habt Ihr Lust, mich zu begleiten?“

„Sehr gern,“ erwiederte Julian mit heiterer Miene, „denn ich fürchte, daß ich hier nichts mehr zu hoffen habe.“

Nachdem er hierauf von Jedem der Anwesenden mit einem kräftigen Händedruck Abschied genommen hatte, bestieg er sein Pferd wieder und die beiden Freunde sprengten im Galopp davon. Dies war das Signal zur Trennung für alle Uebrigen; der schöne Zweikampf zwischen Cäros und Julian hatte das Fest vollends beschlossen.

Wer war nun eigentlich dieser Julian und dieser Ventura? Keiner der anwesenden Jarchos schien sie zu kennen; doch nahm ich mir vor, Cäros darüber zu befragen. Als die Nacht gekommen war, lagerte ich mit meinem Wirthe unter der Vorhalle seiner Hütte und ich hatte ihn eben um Auskunft wegen der beiden Unbekannten gebeten, als unser Gespräch durch das Geräusch von Schritten auf dem dürren Grase unterbro-

chen wurde. Es war wieder die alte Josefa. Sie hatte sich, ungeachtet der Hitze, sorgfältig in ihren rebozo gehüllt, der nur ihre kleinen, zwischen den grauen Haarflechten hervorblitzenden Augen sehen ließ, und repräsentirte in dieser Gestalt mit ziemlicher Vollkommenheit den Hexentypus, den man, neben anderen Ueberbleibseln des Mittelalters, noch heute in Mexico findet.

„Ich habe Euch einen Auftrag auszurichten," sagte sie zu Calros, „kommt mit mir und ein geliebter Mund wird Euch sagen, daß Ihr abreisen könnt, sobald Ihr wollt, und daß Ihr bei Eurer Rückkehr willkommen sein werdet, wenn Euer Tod nicht ein gebrochenes Herz zurücklässt."

Der Torocho stand sogleich auf und entfernte sich mit der Alten. Nach ungefähr einer Stunde kam er zurück. Er wußte jetzt, daß die heißesten Segenswünsche ihn bei seinem gefährlichen Unternehmen begleiteten, und sein Gesicht strahlte daher in Wonne und Seligkeit.

„Gleichwohl kommt es mir hart an, Sacramenta zu verlassen," setzte er hinzu; „doch ich habe keinen Vorwand mehr, meine Abreise noch länger aufzuschieben, und wir wollen demnach morgen früh aufbrechen."

„Gut, mir ist es recht," erwiederte ich; „aber welchen Weg wollt Ihr einschlagen? Wißt Ihr, wohin sich Der, den wir verfolgen wollen, gewendet hat?"

„Wir gehen das Ufer entlang; die alte Josefa hat

mir versichert, daß mir der Schiffer Ventura nähere Auskunft geben kann und diesen finden wir an der Küste in Boca del Rio.“

Der Name Ventura in Calros' Munde bot mir eine günstige Gelegenheit dar, die meine Neugierde sogleich ergriff: ich fragte meinen Wirth, ob er Ventura, und besonders auch Julian kenne, dessen ritterliches Benehmen mich im hohen Grade interessirt hatte. Allein ich erhielt nur ganz unbestimmte Antworten von ihm, die mich noch mehr in der Absicht bestärkten, ihn nach Boca del Rio zu begleiten, wo ich die beiden Freunde wiederzusehen hoffte.

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang *sattelten* wir unsere Pferde und verließen das noch in Nebel gehüllte Dorf beim ersten Schimmer der Morgenröthe.

Ende des zweiten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.